Heimatkalender



Kreis Prenzlau

1932

Druck: Buchdruckerei und Verlagsanstalt C. Vincent, Prenzlau

DIE SPARKASSE



ist ein wichtiges Glied der Wirtschaftsmaschine. Durch unnötige Abhebungen der Spargelder schwächt Ihr die Wirtschaft und schadet Euch dadurch selbst.

Dein Geld ist mündelsicher!

Eine Spareinlage von 3 RM.

wöchentlich ergibt nach 30 Jahren zu 5½ % Zinsen

11642,63 RM.

wovon nur 4 680 RM. von dem Sparer eingezahlt worden sind. Der restliche Betrag von

6962,63 RM. sind Zinsen.

Bedenkt und spart bei der

Sparkasse des Prenzlauer Kreises

Zweigstellen in Brüssow, Fürstenwerder, Zerrenthin

Heimatkalender
für den Kreis Prenzlau

1932

7. Jahrgang

Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Prenzlau

*

Bearbeitet von
Kreisausschuß-Bürodirektor Ernst Fürstenau, Prenzlau

Druck: C. Vincent, Prenzlau.

De Kolennermann:
„Dat kann ick / Dat will ick / Dat mücht ick."

Di wiſen, wenn de Sunn uppgeiht
Un wenn ſe runnerſacken deit
Un wenn de Mon tohopenſchrögt
Un wenn he tonimmt ſtillvergnögt,
Un wo he, wenn di't intreſſeert
Dat mit de Ebb un Floot hojeert,
Upp weckern Dag dat Oſtern föllt,
Wenneer dat Frühjohr Intog höllt,
Un wenn de kollen Manns regeer'n,
Un wat ſo dogwies müdd paſſeer'n
Jakoob, Jehann'n, Martin, Meicheel,
Un ditt un dat un ſüſſ noch väl:

Dat kann ick.

Vertell'n di, wo dat früher was
Bi höltern Plog un höltern Aß,
Bi handgeſpunn'n un handgewewt,
Un dat de Lüd dunn ook hebb'n lewt,
As man mit Fererpoſen ſchreew
Un t' noch ke Zeitungslögen geew.
Un dat de Lüd dunn ook hebb'n lacht
Un ſich nich blos hebb'n möd maracht.
Un ook ees ſind noh Danzen gohn
Un ſich upp d' Stäbelſchächt hebb'n ſchlohn
Un Hochtied fiert un Kindlbeer
Un Auſtköſt ook noch ſo biher.
Un dat de Lüd dunn ook hebb'n ſtähnt
Un mänjmol bitterlich hebb'n weent
Un Arger ook un Sorg hebb'n hat:
Ditt all vertelln un ſüſſ noch wat,

Dat will ick.

Un dat du dorvan profenteerſt
Un noch en bäten dorut lehrſt
Un ook ees rüggwarts mit mi geihſt
Un nich blos ümmer gnötern deiſt.
Un nich in eens noh boben glubſt,
Wo Nower Pump in't Auto huppſt,
Un hinner kümmſt, dat geiht ook ſo,
Ohn Auto un ohn Radio,
Ohn Traktor mit en Schock PS
— En Perd treckt ook ſien Förer Meß
Un ritt dörch Sand un Lehm de Fohr
Mänj hunnert Johr, mänj duſend Johr. —
Röhr'n faſt du di un faſt van d' Stell,
Doch wat tovăl is, is tovăl.
Vergett doch jobileiw nich, Fründ
Dat hier noch keen hett bliben künnt.
Du wohnſt to Meed un müßt ees foort;
Uttreckſt du dörch dat Kirchhofspoort.
Un wenn de Scheidelklock denn lüd't
Un ener fröggt, wat dat bedüd't,
Un 'n anner ſeggt, dat di dat gellt,
Dat denn ſich de un jenner mell't
Un ſeggt: Ům denn' is't würklich ſchod,
Dor folg ick noh bi d' letzt Porod. —
Ditt all, un denn togoderletzt
Dat du dien Herrgott nich vergettſt:

Dat mücht ick.

Ernſt Ziemendorf.

Ausfahrt!

Ein Geleitwort zum neuen Jahr!

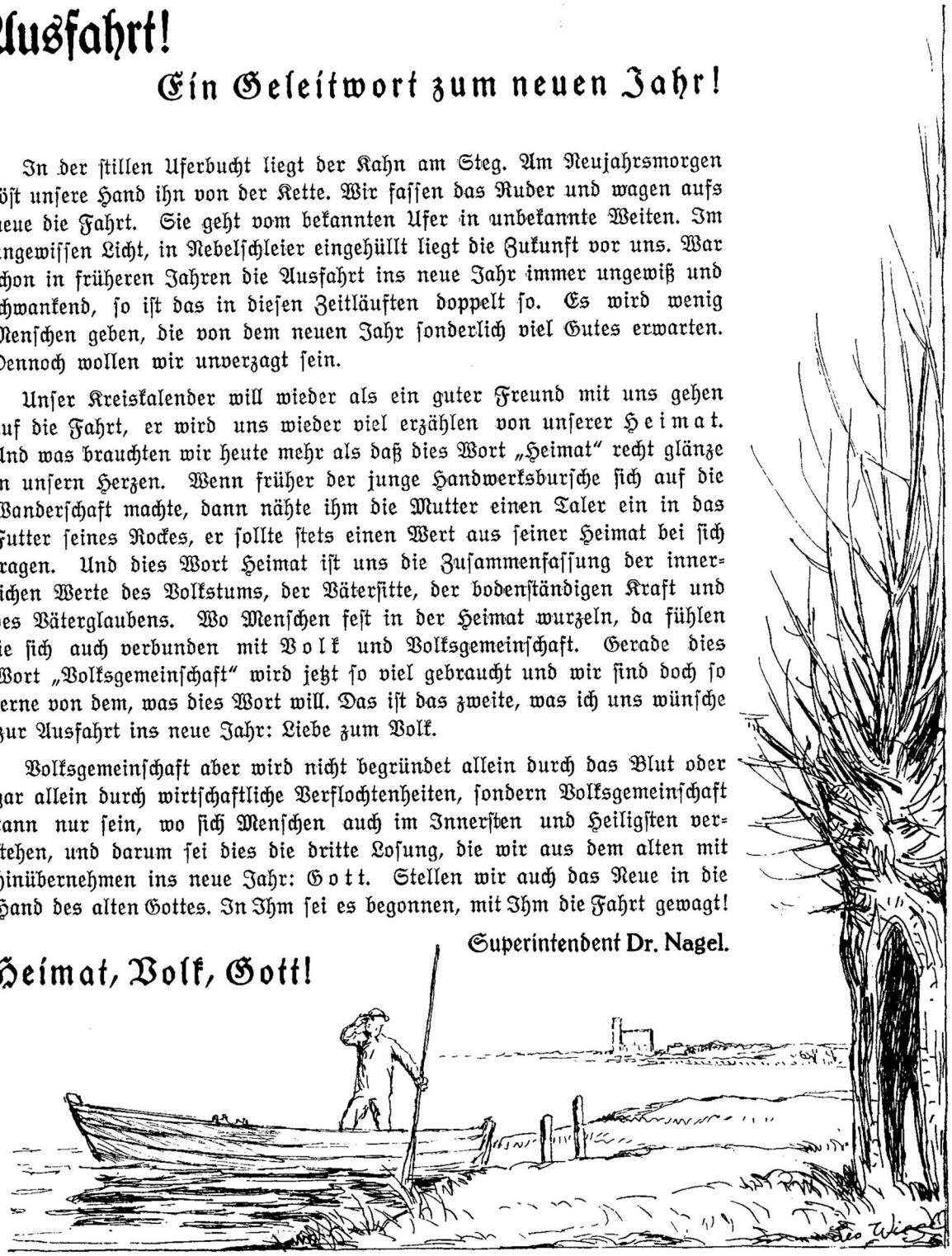
In der ſtillen Uferbucht liegt der Kahn am Steg. Am Neujahrsmorgen löſt unſere Hand ihn von der Kette. Wir faſſen das Ruder und wagen aufs neue die Fahrt. Sie geht vom bekannten Ufer in unbekannte Weiten. Im ungewiſſen Licht, in Nebelſchleier eingehüllt liegt die Zukunft vor uns. War ſchon in früheren Jahren die Ausfahrt ins neue Jahr immer ungewiß und ſchwankend, ſo iſt das in dieſen Zeitläuften doppelt ſo. Es wird wenig Menſchen geben, die von dem neuen Jahr ſonderlich viel Gutes erwarten. Dennoch wollen wir unverzagt ſein.

Unſer Kreiskalender will wieder als ein guter Freund mit uns gehen auf die Fahrt, er wird uns wieder viel erzählen von unſerer Heimat. Und was brauchten wir heute mehr als daß dies Wort „Heimat“ recht glänze in unſern Herzen. Wenn früher der junge Handwerksburſche ſich auf die Wanderſchaft machte, dann nähte ihm die Mutter einen Taler ein in das Futter ſeines Rockes, er ſollte ſtets einen Wert aus ſeiner Heimat bei ſich tragen. Und dies Wort Heimat iſt uns die Zuſammenfaſſung der innerlichen Werte des Volkstums, der Väterſitte, der bodenſtändigen Kraft und des Väterglaubens. Wo Menſchen feſt in der Heimat wurzeln, da fühlen ſie ſich auch verbunden mit Volk und Volksgemeinſchaft. Gerade dies Wort „Volksgemeinſchaft“ wird jetzt ſo viel gebraucht und wir ſind doch ſo ferne von dem, was dies Wort will. Das iſt das zweite, was ich uns wünſche zur Ausfahrt ins neue Jahr: Liebe zum Volk.

Volksgemeinſchaft aber wird nicht begründet allein durch das Blut oder gar allein durch wirtſchaftliche Verflochtenheiten, ſondern Volksgemeinſchaft kann nur ſein, wo ſich Menſchen auch im Innerſten und Heiligſten verſtehen, und darum ſei dies die dritte Loſung, die wir aus dem alten mit hinübernehmen ins neue Jahr: Gott. Stellen wir auch das Neue in die Hand des alten Gottes. In Ihm ſei es begonnen, mit Ihm die Fahrt gewagt!

Superintendent Dr. Nagel.

Heimat, Volk, Gott!



Zeichnung von Leo Wieſe.

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Umschlag: Marienkirche und Mittelturm in Prenzlau. Zeichnung von Ernst Vogel.	
De Kolennermann: Dat kann ick / Dat will ick / Dat mücht ick. Einleitungsgedicht von Ernst Ziemendorf	2
Ausfahrt. Ein Geleitwort zum neuen Jahr. Von Superintendent Dr. Nagel	3
Kalendarium — 12 Kriegerdenkmäler — Zeichnungen von Ernst Vogel	6—29
Haltet uns wach, tote Brüder. Worte zu den Monatsbildern. Von W. Groß	30
Das Wunderknäuel. Von Joachim von Winterfeld-Damerow	32
Zwei seltene Pflanzen der Uckermark und ihr Entdecker. Von Dr. Effenberger (mit 2 Bildern)	34
Püttens. Erzählung von Max Lindow	38
Vom Schatzberg. Sage, nacherzählt von Pfarrer Peters	39
Gedenkblatt für den Sanitätsrat Dr. Hugo Niemer	40
Vom heiligen Herd. Von Professor Robert Mielke (mit 2 Bildern)	41
Merkwürdiges aus der Geschichte Prenzlaus. Von R. Sendke	46
Falter und Rosen. Gedichte von Erich Sendke. Zeichnung von Leo Wiese	47
Krempstäbel-Wellert. Erzählung von Ernst Ziemendorf (4 Zeichnungen von Wilhelm Keding)	48
Die Krähe und der Kiebitz. Von R. Sendke	55
Schnellfrachtdampfer „Uckermark"	56
Schapow. Von E. Matthes. 3 Zeichnungen von Ernst Vogel	57
He lött sich nich vörbilögen. Erzählung von Pastor Sydow	60
Von Steinen und Opfersteinen. Von Dr. Martin Rudolph	61
Der Vertraute Friedrich Wilhelms von Braunschweig. Von Bernhard Kanzow (mit 2 Bildern)	62
Wo ick eigentlich herstamm und wo ut mi wat worr'n is. Von Pastor Sydow	65
Max Schmeling	68
Die Pferdezucht im Bereich des Pferdezuchtvereins Falkenhagen. Von Dr. Walter Müller (mit 4 Bildern)	69
Der Feuermann. Sage, nacherzählt von Pastor Peters	73
Der Siebenjährige Krieg im Uckerlande. Von Dr. Lippert	74
St. Jakobi in Prenzlau. Von Dr. Nagel (mit 2 Bildern)	81
Ein 50jähriges Dienstjubiläum. Von R. Sendke. Eine Aufnahme von Burow-Brüssow	84
Dat Perdei. Sage von Max Lindow	85
Von Feuerzeug, Stahl, Stein und Zunder. Von Pfarrer Schultze (mit 7 Abbildungen)	86
Schlaflose Nacht. Von Maria Schäfer	92
Der Kußwalzer. Eine Dorfgeschichte von R. Sendke	94
Abend. Gedichte von W. Groß	96
Der Begräbnisplatz auf dem Ochsentempel bei Wollschow. Von Dr. A. Kiekebusch (mit 12 Abbildungen)	97
De Wandklock. Von Max Lindow	102
Die Fensterrose. Erzählung von Katharina Block	103
Wenn die Stern' am Himmel stehn. Bearbeitung und Melodie von E. Reichert	115
Goldene und diamantene Hochzeiten	116
Reichsfreiherr vom und zum Stein und die ländliche Selbstverwaltung. Von Dr. Gereke-Pressel (1 Bild)	118
Was man in der Stadt Strasburg und in ihrer nächsten Umgebung über Spuk und Aberglauben spricht. Von E. Radler-Strasburg Um. (5 Bilder)	120
Freiwillige Feuerwehr Prenzlau. Von E. Sendke (mit 2 Bildern)	127
Die Zwillingsschwestern Antonie und Pauline Müller in Prenzlau	128
Madam Obenblank'n. Erzählung von W. Groß	129

Seite

Die Landstraßen der Uckermark in der Vergangenheit:
Dr. Schwartz: Von den alten Landstraßen der Uckermark 130
Dr. Rudolph: Auf der Königlichen Straße durch die Uckermark 135

Gedenkblatt für den Gemeindevorsteher Reinhardt-Hindenburg und den Strafanstalts-Oberwachtmeister Neubauer-Prenzlau 139

Wie zwei Wolfshagener Bauern nach Prenzlau zogen, um den Frühling zu kaufen. Eine alte uckermärkische Sage von G. Metscher 140

Der Gesegnete. Ein Erlebnis von Adolf Meineke 142

Heimaträtsel. Von Bernhard Mätzke-Klockow 143

Neuenfund. Von Pfarrer Peters. Mit 7 Bildern, darunter 3 Zeichnungen von Leo Wiese 145

Die schwarze Kuhle. Sage, erzählt von Emmy von Winterfeld 151

Die Frau in der Sonne. Sage, erzählt von Pfarrer Peters 152

Probleme der Prenzlauer Stadtgründung. Von Vikar Richter 153

Jung'ns. Erzählung von Max Lindow . . 156

Das Sühnekreuz. Erzählung von Willy Groß, Zeichnung von Leo Wiese . . . 158

Die Wallberge bei Wilsickow. Von Dr. Effenberger (mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers) 162

Ein verwunschenes Plätzchen. Von Elfriede Rheinen-Kühne (mit 1 Bild) 166

Seite

Etwas vom Pelzwerk und von der Zucht der Edelpelztiere. Von H. Belling-Berlin-Pankow 167

Gedichte von Willy Groß 12, 22, 33, 96, 114, 138

Gedichte von Wilhelm Melech . . . 56, 142

Gedichte von Gustav Metscher 14, 117, 172

Gedichte von Traute Wittmann 26

Gedichte von Maria Schäfer . . . 64, 92

Gedichte von Schulz-Wilhelmsburg 5, 24, 144

Gedichte von Erich Sendke 6, 16, 28, 47, 127

Gedichte von Joachim von Winterfeld 18, 20, 32, 126, 161, 165

Gedichte von Ernst Ziemendorf . 2, 8, 10

Kunstdruckbeilagen:
Kirchenruine Groß-Sperrenwalde. Zeichnung von Leo Wiese 80/81

Inneres der St. Jakobikirche in Prenzlau. Zeichnung von J. Legiehn 80/81

Abend bei Röpersdorf. Zeichnung von W. Keding 96/97

Ochsentempel bei Wollschow. Zeichnung von C. Umbreit 96/97

Zeichnungen:
von W. Keding . 48, 51, 54, 55, 96/97
von J. Legiehn 80/81
von Ernst Vogel . Umschlag, 7—29, 57, 58, 59
von C. Umbreit . . . 96/97, 98, 101
von Leo Wiese 3, 47, 80/81, 139, 145, 147, 149, 158

Messen und Märkte 172

Inserate Seite 176 und im Anzeigenteil.

Heimat.

Von G. Schulz-Strasburg (Wilhelmsburg).

Ein Julitag geht friedevoll zu Ende,
Und voller, tiefer wird das Sonnenlicht,
Das noch ein letztes Mal durch Wolkenwände
Siegreich in goldnen Strahlenbündeln bricht.

Die wilden Rosen blüh'n am Grabenrande,
Hoch aus der Luft tönt hell ein Lerchenlied,
Ein Wagen, heubeladen, knirscht im Sande
Und bringt den frischen Duft der Wiesen mit.



Der Abendwind spielt mit den reifen Aehren
Im Roggenfeld, das mir zu Füßen liegt.
Staubwirbelnd ziehn zu Stall die müden Mähren
Im Grunde, wo der Weg zum Dorf abbiegt.

Dort lugen Ziegeldächer durch die Bäume,
Von nimmermüder Schwalbenschar umkreist
Ein spitzer Kirchturm, der auf Wolkensäume
Und weiter in den hohen Himmel weist.

Schneemonat **Januar** Hartung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
	Ev. Der Jesusname. Luk. 2, 21; Ep. Gal. 3, 23–29. — Luk. 4, 16–21; Röm. 8, 24–32; Ps. 90, 1–17; Ps. 121. **Kath.** Die Beschneidung Jesu. Luk. 2, 21; Ep. Tit. 2, 11–15.					
1 F	**Neujahr** ☾	**Neuj. Beschn. Chr.**	8 11	15 55	0 12	11 34
2 S	Abel, Seth	Makarius	8 11	15 56	1 39	11 47
1. Woche	**Ev.** Die Flucht nach Ägypten. Matth. 2, 13–23; Ep. 1. Petri 4, 12–19. — Matth. 16, 1–4; Jak. 4, 13–17; Ps. 73, 23–28. **Kath.** Die Rückkehr aus Ägypten. Matth. 2, 19–23; Ep. Gal. 4, 1–7.					
3 S	**S. n. Neuj.** Enoch	**S. n. Neuj.** Na.-Jesu-[Fest	8 11	15 57	3 8	12 3
4 M	Methusalem	Titus	8 11	15 58	4 40	12 24
5 D	Simeon	Telesphorus	8 11	16 0	6 11	12 56
6 M	Epiphania	**Dreikönigen**	8 10	16 1	7 29	13 45
7 D	Julian	Lucian	8 10	16 3	8 30	14 50
8 F	Ehrhard ♓	Severinus	8 9	16 4	9 12	16 10
9 S	Beatus	Julian	8 9	16 6	9 38	17 33
2. Woche	**Ev.** Der zwölfjährige Jesus. Luk. 2, 41–52; Ep. Röm. 12, 1–6. — Joh. 1, 35–42; 2. Kor. 6, 14–7, 1; Ps. 122. **Kath.** Text wie vor. Luk. 2, 42–52; Ep. Röm. 12, 1–5.					
10 S	**1. n. Ep.** Paulus	**1. n. Ersch.** Agathon	8 8	16 7	9 55	18 55
11 M	Hyginus [Einf.	Hyginus	8 7	16 8	10 8	20 13
12 D	Reinhold	Arkadius	8 7	16 10	10 20	21 28
13 M	Hilarius	Gottfried	8 6	16 11	10 28	22 39
14 D	Felix	Felix	8 5	16 13	10 37	23 50
15 F	Maurus ☽	Maurus	8 5	16 14	10 45	—
16 S	Marcellus	Marcellus	8 4	16 16	10 55	1 1
3. Woche	**Ev.** Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1–11; Ep. Röm. 12, 7–16. — Joh. 1, 43–51; 1. Kor. 2, 6–16; Jes. 61, 1–6. **Kath.** Text wie vor. Joh. 2, 1–11; Ep. Röm. 12, 6–16.					
17 S	**2. n. Ep.** Antonius	**2. n. Ersch.** Antonius	8 3	16 17	11 8	2 15
18 M	Priska	Petri Stuhlf. z. R.	8 2	16 19	11 25	3 32
19 D	Sara	Kanut	8 1	16 21	11 50	4 49
20 M	Fabian, Sebastian	Fabian, Sebastian	8 0	16 23	12 28	6 2
21 D	Agnes	Agnes	7 59	16 24	13 23	7 6
22 F	Vincentius	Vincentius	7 58	16 26	14 37	7 54
23 S	Emerentiana ♑	Emerentiana	7 57	16 27	16 2	8 28
4. Woche	**Ev.** Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1–16; Ep. 1. Kor. 9, 24–27. — Luk. 10, 38–42; Phil. 1, 27–2, 4; Jer. 9, 23–24. **Kath.** Text wie vor. Matth. 20, 1–16; Ep. 1. Kor. 9, 24–27; 10, 1–5.					
24 S	**Sept.** Timotheus	**Sept.** Timotheus	7 55	16 29	17 32	8 50
25 M	Pauli Bekehrung	Pauli Bekehrung	7 54	16 31	19 3	9 6
26 D	Polykarp	Polykarp	7 53	16 33	20 32	9 20
27 M	Joh. Chrysostomus	Joh. Chrysostomus	7 51	16 35	21 58	9 32
28 D	Karl	Karl der Große	7 50	16 36	23 26	9 42
29 F	Valerius	Franz v. Sales	7 49	16 38	—	9 54
30 S	Adelgunde ♐	Martina	7 47	16 40	0 56	10 8
5. Woche	**Ev.** Vom Säemann. Luk. 8, 4–15; Ep. 2. Kor. 12, 1–10. — Joh. 11, 20–27; Phil. 1, 12–21; Amos 8, 11–12. **Kath.** Text wie vor. Luk. 8, 4-15; Ep. 2. Kor. 11, 19-33; 12, 1-9.					
31 S	**Sexagesf.** Vigilius	**Sexag.** Petrus Nol.	7 46	16 42	2 26	10 27

Am 2. Januar Sonne in Erdnähe.

Driewjagd.

To Nijohr rüm und twischen d' Festen,
Dor mökt sun Driewjagd sich tum besten,
Se hebben all een bäten Tied,
Un d' Grönkohl is nu ook sowiet.

Jo, üm diss Tied packt ehr de Iwer,
Nich blot de Schützen, ook de Driewer.
„Of de Geschicht sich hüt woll lohnt?"
„Wi hebb'n se doch dat Johr dörch schont."

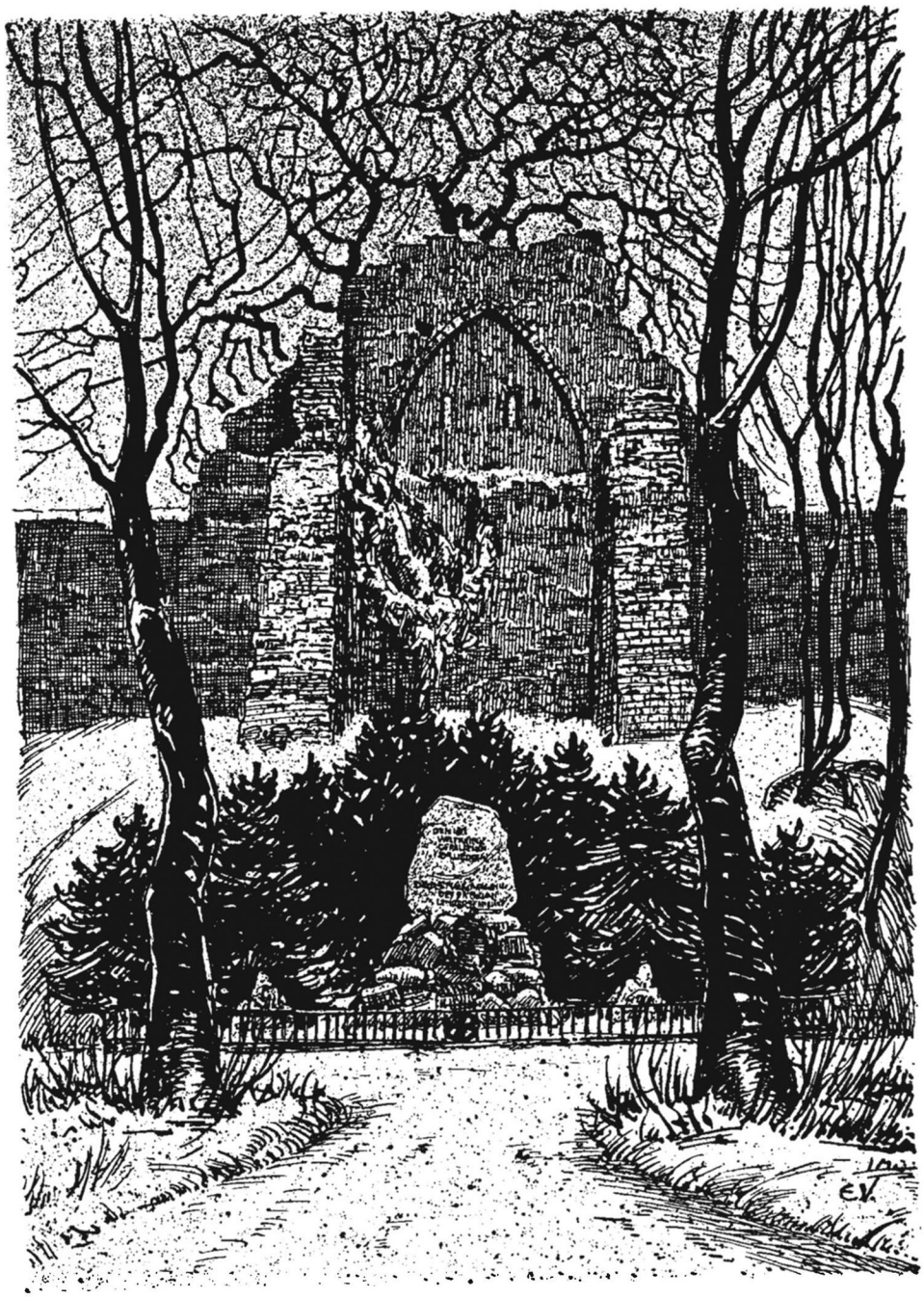
„Hetz Hos'!" Wat he vör Hoken schleit,
„Hetz Hos'!" Kiek, wo he purzeln deit.
Dat ballert alle Ogenblick,
Diss Kätel bringt woll twintig Stück.

„Wovöl hest du?" „Ik? Ik heff elf."
„Un du?" „In dissen Kätel twölf."
„Veer dorvon", schmitt een Drütter mank,
„Sind min, du schöitst se bloßig krank."

Wer König wat, is schwer to weeten
Bi all dat Dörcheennännerscheeten.
Dat best ward sind, se müdden losen,
Van wegen all de Aktienhosen.

Is obends denn de Jagd vörbi,
Fängt an de Schötteldrieweri.
Wer dor tokiekt, seggt: „Minschenskind,
Allwiel mücht ik woll Bur sind."

Erich Sendke.



Den im Weltkrieg gefallenen Brüdern.
Lehrer-Seminar Prenzlau.

Fastenmonat **Februar** Hornung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 M	Brigitte	Ignatius	7 44	16 44	3 55	10 55
2 D	Mariä Reinigung	Mariä Lichtmeß	7 43	16 46	5 17	11 36
3 M	Blasius	Blasius	7 41	16 48	6 23	12 35
4 D	Veronika	Andr. Corsinus	7 39	16 50	7 9	13 49
5 F	Agatha	Agatha	7 37	16 52	7 40	15 11
6 S	Dorothea ♑	Dorothea	7 36	16 54	8 0	16 34
6. Woche	**Ev.** Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luk. 18, 31—43; Ep. 1. Kor. 13. — Mark. 10, 35—45; Joh. 11, 47—57; 1. Kor. 1, 21—31; Jer. 8, 4—9. **Kath.** Text wie vor. Luk. 18, 31—43; Ep. 1. Kor. 13, 1—13.					
7 S	**Estomihi** Richard	**Quinquag.** Romuald	7 34	16 56	8 15	17 54
8 M	Salomon	Joh. v. Matha	7 32	16 58	8 27	19 9
9 D	Fastnacht	Fastnacht	7 30	17 0	8 36	20 22
10 M	Ascherm.	Ascherm. †	7 28	17 2	8 44	21 33
11 D	Euphrosyna	Desiderius	7 26	17 3	8 53	22 45
12 F	Eulalia	Eulalia †	7 25	17 5	9 2	23 58
13 S	Benignus	Benignus	7 23	17 7	9 12	—
7. Woche	**Ev.** Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11; Ep. 2. Kor. 6, 1—10. — Matth. 16, 21—26; Luk. 22, 39—46; Hebr. 4, 15—16; 1. Mose 22, 1—14. **Kath.** Text wie vor. Matth. 4, 1—11; Ep. 2. Kor. 6, 1—10.					
14 S	**1. Invocavit** Val. ☽	**1. Fastens.** Valentinus	7 21	17 9	9 27	1 12
15 M	Faustinus	Faustinus	7 19	17 11	9 49	2 29
16 D	Juliana	Juliana	7 17	17 13	10 19	3 44
17 M	Konstantia (Quat.)	Donatus (Quat.)	7 15	17 15	11 6	4 51
18 D	Konkordia	Simeon	7 13	17 16	12 9	5 46
19 F	Susanna	Gabinus †	7 11	17 18	13 29	6 26
20 S	Eucherius	Eleutherius	7 9	17 20	14 59	6 53
8. Woche	**Ev.** Das kananäische Weib. Matth. 15, 21—28; Ep. 1. Thess. 4, 1—12. — Luk. 10, 17—20; Luk. 22, 54—62; 1. Joh. 2, 12—17; 2. Mose 33, 17—23. **Kath.** Von der Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9; Ep. 1. Thess. 4, 1—7.					
21 S	**2. Remin.** Eleonora	**2. Fastens.** Eleonora	7 7	17 22	16 31	7 12
22 M	Petri Stuhlf. ♒	Petri Stuhlf.	7 5	17 24	18 3	7 26
23 D	Serenus	Petr. Dam.	7 3	17 26	19 34	7 37
24 M	Schalttag	Schalttag	7 1	17 28	21 5	7 49
25 D	Matthias	Matthias	6 59	17 29	22 37	8 0
26 F	Viktorinus	Walburga †	6 56	17 31	—	8 14
27 S	Nestor	Alexander	6 54	17 33	0 10	8 32
9. Woche	**Ev.** Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luk. 11, 14—23; Ep. Eph. 5, 1—9. Luk. 9, 51—56; Luk. 22, 63—71; 1. Petri 1, 13—16; Jer. 26, 1—15. **Kath.** Text wie vor. Luk. 11, 14—28; Ep. Eph. 5, 1-9.					
28 S	**3. Oculi** Leander ☾	**3. Fastens.** Leander	6 52	17 35	1 42	8 57
29 M	Justus	Romanus	6 50	17 37	3 8	9 34

Und es wird wieder Frühling sein.

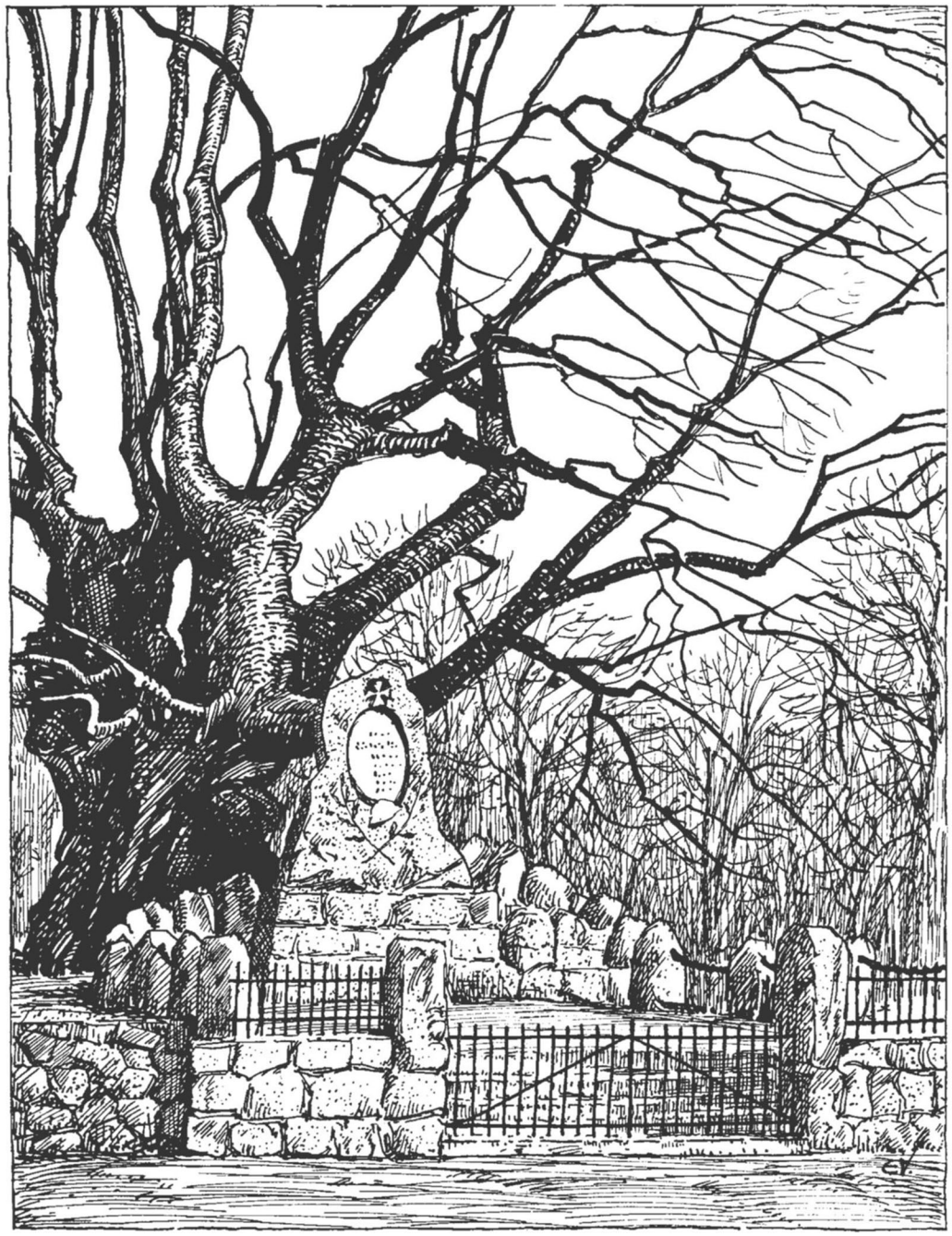
Und es wird wieder Frühling sein,
Und Bächlein werden wieder fließen,
Und grüne Gräslein werden fein
An grauer Straße Rändern sprießen. –
Und es wird wieder Frühling sein.

Und es wird wieder Frühling sein
Und suchend wird dein Auge gehen,
Bis es das erste Blümelein
Bei tausend Knospen hat ersehen. –
Und es wird wieder Frühling sein.

Und es wird wieder Frühling sein,
Und was dein Herz verzagt, zu finden,
Das wird die Nachtigall im Hain
Dir jubelnd als gefunden künden –
Und es wird wieder Frühling sein.

Und es wird wieder Frühling sein
Und Auferstehen aus Verwesen
Und Himmelblau und Sonnenschein,
Und alles Leids wirst du genesen –
Und es wird wieder Frühling sein.

Ernst Ziemendorf.



Ehrenmal in Rollwitz.

Frühlingsmonat März — Lenzing

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D	Albinus	Albinus	6 48	17 38	4 18	10 27
2 M	Simplicius	Simplicius	6 46	17 40	5 10	11 37
3 D	Kunigunde	Kunigunde	6 43	17 42	5 45	12 56
4 F	Adrianus	Kasimir †	6 40	17 44	6 8	14 18
5 S	Friedrich	Friedrich	6 38	17 46	6 23	15 37
10. Woche	**Ev.** Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1–15; Ep. Röm. 5, 1–11. Joh. 6, 47–57; Matth. 27, 15–31; 2. Kor. 7, 4–10; Jes. 52, 7–10. **Kath.** Text wie vor. Joh. 6, 1–15; Ep. Gal. 4, 22–31.					
6 S	**4. Lätare** Fridolin	**4. Fastens.** Perpetua	6 36	17 48	6 35	16 53
7 M	Felicitas ♓	Thomas v. Aquino	6 33	17 50	6 45	18 7
8 D	Philemon	Johann de Deo	6 31	17 52	6 53	19 19
9 M	Franziska	Franziska	6 29	17 53	7 2	20 31
10 D	Henriette	40 Märtyrer	6 27	17 55	7 10	21 42
11 F	Rosina	Eulogius †	6 24	17 57	7 19	22 57
12 S	Gregor	Gregor d. Gr.	6 22	17 59	7 33	—
11. Woche	**Ev.** Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15. Joh. 13, 31–35; Luk. 23, 27–34a; 1. Petri 1, 17–25; 4. Mose 21, 4–9. **Kath.** Text wie vor. Joh. 8, 46–59; Ep. Hebr. 9, 11–15.					
13 S	**5. Judica** Ernst	**Passionss.** Euphrasia	6 20	18 0	7 51	0 12
14 M	Zacharias	Mathilde	6 17	18 2	8 17	1 28
15 D	Christoph ☽	Longinus	6 15	18 4	8 55	2 37
16 M	Cyriakus	Heribert	6 13	18 6	9 49	3 36
17 D	Gertrud	Gertrud	6 11	18 7	11 1	4 21
18 F	Anselmus	Cyrillus †	6 8	18 9	12 25	4 53
19 S	Joseph	Joseph	6 6	18 11	13 55	5 14
12. Woche	**Ev.** Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1–9; Joh. 12, 12–18; Ep. Phil. 2, 5–11. — Joh. 12, 1–8; Hebr. 12, 1–6; Sach. 9, 8–12. **Kath.** Text wie vor. Matth. 21, 1–9; Ep. Phil. 2, 5–11.					
20 S	**6. Palm.** Hubert	**Palms.** Joachim	6 4	18 13	15 27	5 30
21 M	Benediktus	Benediktus	6 1	18 14	16 59	5 44
22 D	Kasimir ♈	Octavian	5 59	18 16	18 30	5 55
23 M	Eberhard	Otto	5 57	18 18	20 5	6 6
24 D	Gabriel	Gründonnerstag	5 54	18 20	21 41	6 20
25 F	**Karfreitag**	**Karfreitag** †	5 52	18 21	23 18	6 36
26 S	Emanuel	Karsamstag †[1]	5 50	18 23	—	6 58
13. Woche	**Ev.** Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1–8; Ep. 1. Kor. 5, 7b–8. — Matth. 28, 1-10; 1. Kor. 15, 12-20; Ps. 118, 14–24. **Kath.** Text wie vor. Mark. 16, 1–7; Ep. 1. Kor. 5, 7–8.					
27 S	**Ostersonntag**	**Ostersonntag**	5 47	18 25	0 50	7 30
28 M	**Ostermontag**	**Ostermontag**	5 45	18 26	2 10	8 20
29 D	Eustasius ☾	Eustasius	5 43	18 28	3 9	9 25
30 M	Guido	Quirinus	5 41	18 30	3 49	10 44
31 D	Amos	Balbina	5 38	18 31	4 14	12 5

[1]) bis Mittag.

Am 7. März ringförmige Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.
Am 22. März partielle Mondfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.
Am 20. März Frühlingsanfang, Tag und Nacht gleich.

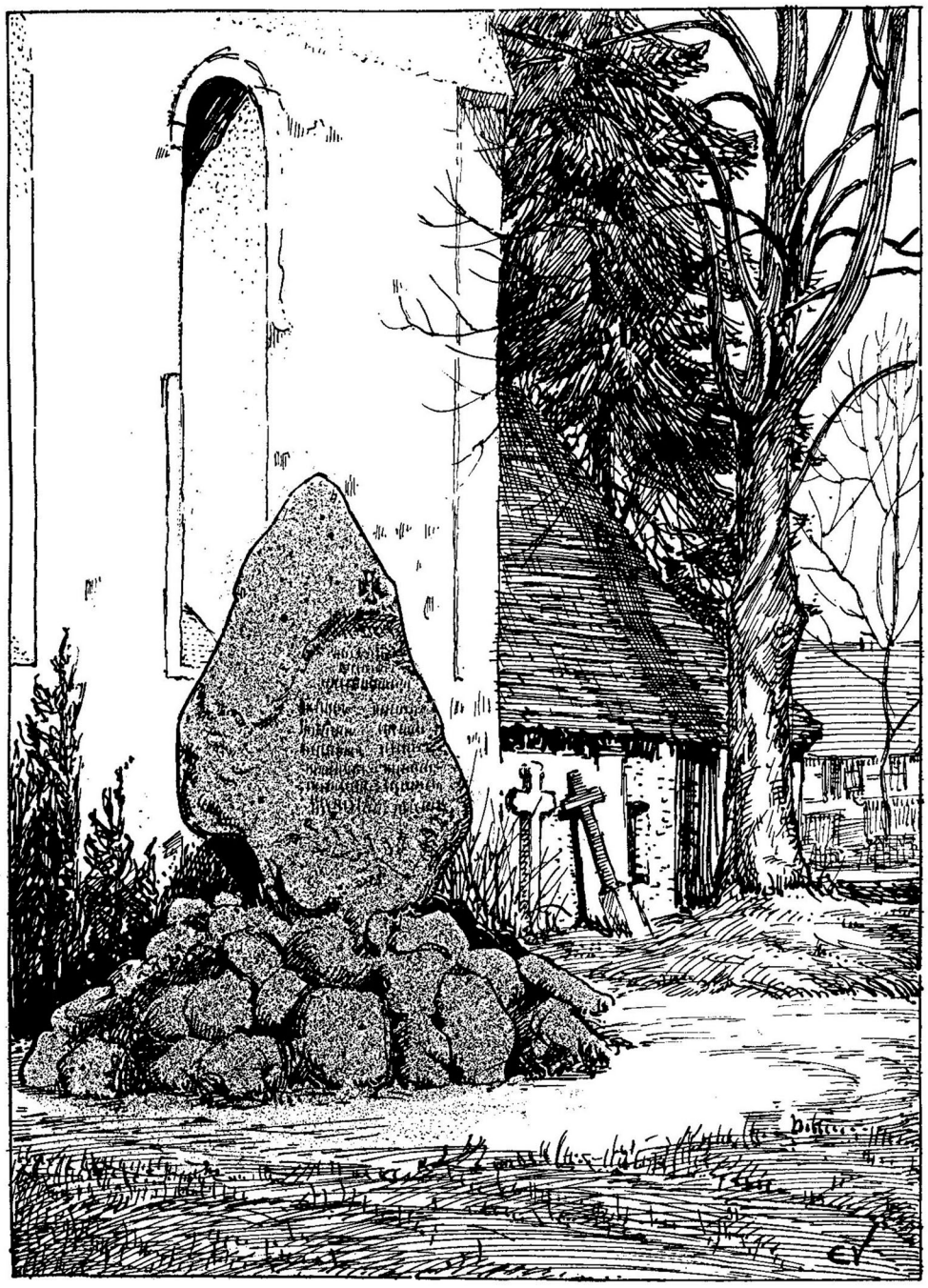
Der Lenz ist da.

Frühling ist kommen. Frischauf, liebe Seele,
Hisse die Segel, der Hafen ist frei!
Licht ist die Weite, es glitzert die Welle,
Gleite hinaus nun mit frohem Ohoi!

Leben, du liebes, gib Wind ins Gestänge
Düftegesättigt von Wiese und Au.
Seele, stimm ein in des Frühlings Gesänge,
Höret ihr Ohren, und Auge, o schau!

Wirf über Borde den Ballast der Sorgen,
Schaue nicht leidwärts ins lastende Land;
Heute ist Gottes, und Gottes ist morgen,
Freude will der, der den Frühling gesandt.

Ernst Ziemendorf.



Gedenkſtein in Göritz.

Ostermonat **April** Ostermond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 F	Theodora	Hugo	5 36	18 33	4 31	13 25
2 S	Theodosia	Franz v. Paula	5 33	18 35	4 43	14 42
14. Woche	**Ev.** Friede sei mit euch. Joh. 20, 19-31; Ep. 1. Joh. 5, 1-5. — Joh. 21, 15—19; 1. Petri 1, 3—9; 1. Mose 32, 22—31. **Kath.** Text wie vor. Joh. 20, 19—31, Ep. 1. Joh. 5, 4—10.					
3 S	**1. Quas.** Christian	**Weißer S.** Richard	5 31	18 37	4 55	15 56
4 M	Ambrosius	Isidorius	5 28	18 39	5 3	17 7
5 D	Maximus	Vincenzius Ferrer	5 26	18 41	5 12	18 19
6 M	Irenäus ♉	Cölestinus	5 23	18 43	5 19	19 30
7 D	Cölestin	Hermann	5 21	18 44	5 29	20 44
8 F	Liborius	Albert	5 19	18 46	5 41	21 59
9 S	Bogislaus	Maria Kleophä	5 16	18 48	5 57	23 14
15. Woche	**Ev.** Vom guten Hirten. Joh. 10, 12—16; Ep. 1. Petri 2, 21—25. — Joh. 14, 1—6; Eph. 2, 4—10; Ps. 23. **Kath.** Text wie vor. Joh. 10, 11—16; Ep. 1. Petri 2, 21—25.					
10 S	**2. Mis. Dom.** Daniel	**2. n. Ostern** Ezechiel	5 14	18 50	6 20	—
11 M	Hermann	Leo der Große	5 12	18 51	6 52	0 25
12 D	Julius	Julius	5 10	18 53	7 41	1 28
13 M	Justinus	Hermenegild	5 8	18 55	8 44	2 17
14 D	Tiburtius ☽	Tiburtius	5 5	18 56	10 2	2 53
15 F	Olympiades	Anastasia	5 3	18 58	11 26	3 18
16 S	Carisius	Drogo	5 1	19 0	12 54	3 35
16. Woche	**Ev.** Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—23a; Ep. 1. Petri 2, 11—20. Joh. 12, 20—26; 1. Joh. 4, 9—14; Jes. 40, 26—31. **Kath.** Text wie vor. Joh. 16, 16—22; Ep. 1. Petri 2, 11—19.					
17 S	**3. Jubilate** Rudolf	**3. n. Ostern** Anicetus	4 59	19 1	14 23	3 49
18 M	Valerian	Eleutherius	4 57	19 3	15 53	4 0
19 D	Hermogenes	Werner	4 55	19 5	17 26	4 12
20 M	Sulpitius ♍	Victor	4 52	19 7	19 1	4 24
21* D	Adolarius	Anselm	4 50	19 8	20 40	4 38
22* F	Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	4 48	19 10	22 18	4 58
23 S	Georg	Georg	4 46	19 12	23 49	5 25
17. Woche	**Ev.** Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15; Ep. Jak. 1, 16—21; — Joh. 6, 60—69; 2. Tim. 2, 8—13; Ps. 98. **Kath.** Text wie vor. Joh. 16, 5—14; Ep. Jak. 1, 17—21.					
24 S	**4. Cantate** Albert	**4. n. Ostern** Adalbert	4 44	19 13	—	6 9
25 M	Markus Ev.	Schutzf. hl. Jos.	4 42	19 15	0 59	7 11
26 D	Kletus	Kletus	4 40	19 17	1 47	8 27
27* M	Anastasius ☾	Anastasius	4 38	19 19	2 18	9 51
28* D	Vitalis	Vitalis	4 36	19 20	2 38	11 13
29 F	Sibylla	Petrus Märt.	4 33	19 22	2 52	12 31
30 S	Eutropius	Katharina v. Siena	4 31	19 24	3 4	13 45

*) Die Juden feiern ihr Passahfest am 21. und 22. April, das siebente Passahfest am 27. April und Passahende am 28. April.

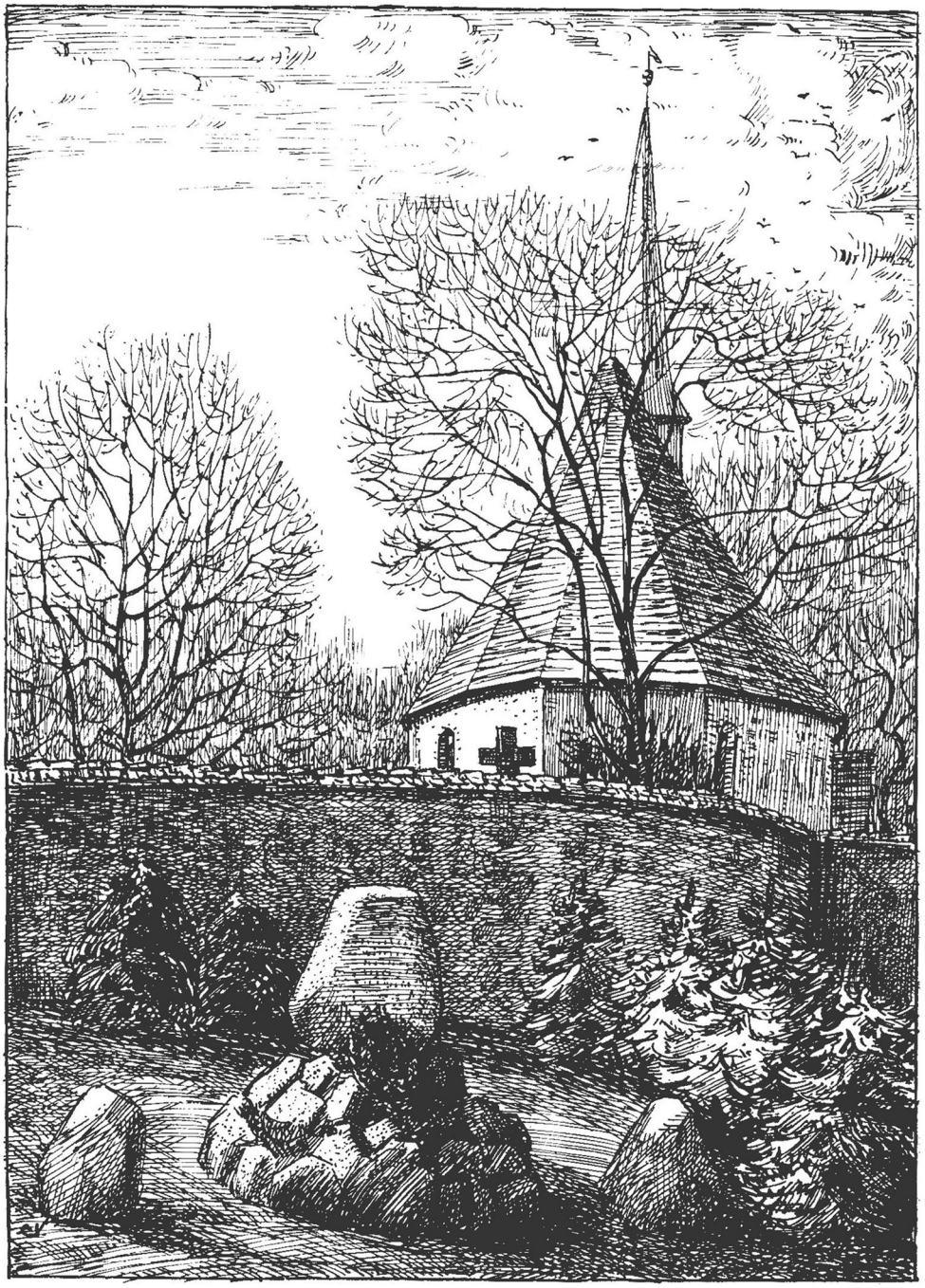
Ostermorgen.

Horch, es geht ein Morgen durch die Halde.
Ueber alle Knospen tief in Hag und Ried
Weht sein Atem. Und im hohen Walde
Rührt schon jeden Zweig das Auferstehungslied.

Aller Birken grünbetupfte Schleier
Wiegen nach der Weise flüsternd hin und her,
Und in dämmerstiller Frühlingsfeier
Wacht der weißen Anemonen blühend Meer.

Drüber schreiten Frau'n der Sonn' entgegen,
Hell erglänzt ihr Krug in ernstbesorgter Hand;
Wundersame Wasser drin zu hegen,
Gehn sie stumm am Ostermorgen durch das Land.

W. Groß.



Gedenkſtätte in Lübbenow.

Blütenmonat Mai Wonnemond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
18. Woche	**Ev.** Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23b—33; Ep. Jak. 1, 22—27. — Luk. 11, 5—13; 1. Tim. 2, 1—6; Jes. 55, 6—11. **Kath.** Text wie vor. Joh. 16, 23—30; Ep. Jak. 1, 22—27.					
1 S	**5. Rogate** Philipp.,	**5. n. Ostern** Philipp.,	4 29	19 26	3 12	14 57
2 M	Sigismund [Jak.	Athanasius [Jak.	4 27	19 28	3 21	16 8
3 D	Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	4 25	19 30	3 29	17 20
4 M	Florian	Monica	4 23	19 31	3 39	18 33
5 D	**Himmelf. Chr.** ♍	**Himmelf. Chr.**	4 22	19 33	3 49	19 47
6 F	Dietrich	Joh. v. d. Pforte	4 20	19 34	4 4	21 2
7 S	Gottfried	Stanislaus	4 18	19 36	4 25	22 16
19. Woche	**Ev.** Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 8—11. — Joh. 7, 33—39; Eph. 1, 15—23; Ps. 42. **Kath.** Text wie vor. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1 Petri 4, 7—11.					
8 S	**6. Exaudi** Stanisl.	**6. n. Ost.** Michaels	4 16	19 37	4 54	23 22
9 M	Hiob	Gregor [Ersch.	4 14	19 39	5 38	—
10 D	Gordian	Antonius	4 13	19 41	6 36	0 14
11 M	Mamertus	Mamertus	4 11	19 42	7 49	0 54
12 D	Pankratius	Pankratius	4 9	19 44	9 9	1 21
13 F	Servatius ☽	Servatius	4 8	19 46	10 33	1 40
14 S	Christian	Bonifazius	4 6	19 47	11 59	1 54
20. Woche	**Ev.** Der Tröster. Joh. 14, 23—31; Ep. Apostelgeschichte 2' 1—13. — Joh. 14, 15—21; Eph. 2, 19—22; Hes. 36, 22—28. **Kath.** Text wie vor. Joh. 14, 23-31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1-11.					
15 S	**Pfingstsonntag**	**Pfingstsonntag**	4 4	19 49	13 25	2 7
16 M	**Pfingstmontag**	**Pfingstmontag**	4 3	19 50	14 52	2 19
17 D	Jodokus	Ubaldus	4 1	19 52	16 24	2 28
18 M	Erich (Quat.)	Venantius (Quat.)	4 0	19 53	18 0	2 42
19 D	Potentiana	Petr. Cölestin	3 59	19 55	19 39	2 59
20 F	Anastasius ♋	Bernhardin †	3 57	19 56	21 14	3 22
21 S	Prudens	Felix	3 56	19 58	22 37	3 56
21. Woche	**Ev.** Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1—15; Ep. Röm. 11, 33—36. — Matth. 28, 16—20; Eph. 1, 3—14; 2. Kor. 13, 11—13; Jes. 6, 1—8; 4. Mose 6, 22—27. **Kath.** Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20; Ep. Röm. 11, 33—36.					
22 S	**Trinitatis** Helena	**Dreif.-Fest** Julia	3 55	19 59	23 38	4 51
23 M	Desiderius	Desiderius	3 53	20 0	—	6 4
24 D	Esther	Johanna	3 52	20 2	0 17	7 28
25 M	Urban	Urban	3 51	20 3	0 41	8 54
26 D	Eduard	**Fronleichnam**	3 50	20 5	0 58	10 15
27 F	Ludolf ☾	Beda	3 48	20 7	1 11	11 32
28 S	Wilhelm	Wilhelm	3 47	20 8	1 20	12 46
22. Woche	**Ev.** Der reiche Mann und der arme Lazarus. Luk. 16, 19—31; Ep. 1. Joh. 4, 16—21. — Matth. 13, 31—35; Apostelgeschichte 4, 32—35; 5. Mose 6, 4—13. **Kath.** Das große Abendmahl. Luk. 14, 16-24; Ep. 1. Joh. 3, 13-18.					
29 S	**1. n. Trin.** Maximin	**2. n. Pf.** Maximus	3 46	20 9	1 29	13 57
30 M	Wigand	Felix	3 45	20 10	1 38	15 8
31 D	Petronilla	Petronilla	3 44	20 12	1 47	16 20

Spielt auf!

Spielt auf! Spielt auf! 's ist Maien!
Setzt euern Fuß zum Tanz!
Es legt sich auf die Geigen
Des Lenzes Liederkranz;
Des Himmels Fahnen wehen
Gar lustig in den Wind,
Und Mühlenräder drehen
Sich schon im Takt geschwind.

Spielt auf! Spielt auf! 's ist Maien!
Und Hochzeit heut im Hain,
Der Zaunkönig will freien
Prinz Frühlings Töchterlein.
Viel Blütenglocken klingen
Das bunte Tal entlang,
Und Käferkinder springen
Bergauf mit Sing und Sang.

Spielt auf! Spielt auf! 's ist Maien!
Die Quellen tief im Grund,
Die tanzen Ringelreigen
Seit frühster Morgenstund.
Auf allen Blättern liegen
Goldkronen ausgestreut,
Und weich auf Blüten wiegen
Sich froh die Engel heut!

Gustav Metscher.



Erinnerungsmal in Kleptow.

Rosenmonat **Juni** Brachmond

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 M	Nikomedes	Juventius	3 43	20 13	1 57	17 34
2 D	Marcellinus	Erasmus	3 42	20 14	2 11	18 50
3 F	Erasmus	Herz-Jesu-Fest	3 41	20 15	2 30	20 4
4 S	Carpasius ♍	Quirinus	3 41	20 16	2 57	21 13
23. Woche	**Ev.** Das große Abendmahl. Luk. 14, 16—24; Ep. 1. Joh. 3, 13—18. — Matth. 9, 9—13; Röm. 10, 1—15; Spr. Sal. 9, 1—10. **Kath.** Jesus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 1—10; Ep. 1. Petri 5, 6—11.					
5 S	**2. n. Trin.** Bonifacius	**3. n. Pf.** Bonifacius	3 40	20 17	3 36	22 11
6 M	Benignus	Norbert	3 39	20 18	4 30	22 54
7 D	Lukretia	Robert	3 39	20 19	5 39	23 25
8 M	Medardus	Medardus	3 38	20 20	6 59	23 45
9 D	Primus	Primus	3 38	20 20	8 22	—
10* F	Onuphrius	Margareta	3 37	20 21	9 46	0 1
11* S	Barnabas ☽	Barnabas	3 37	20 22	11 9	0 14
24. Woche	**Ev.** Jesus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 1—10; Ep. 1. Petri 5, 5b—11. — Luk. 15, 11—32; Apostelgesch. 3, 1—16; Jes. 12. **Kath.** Petri Fischzug. Luk. 5, 1—11; Ep. Römer 8, 18—23.					
12 S	**3. n. Trin.** Basilides	**4. n. Pf.** Basilides	3 37	20 23	12 33	0 26
13 M	Tobias	Anton von Padua	3 37	20 23	14 0	0 37
14 D	Elisäus	Basilius	3 36	20 24	15 30	0 47
15 M	Vitus	Vitus	3 36	20 25	17 4	1 1
16 D	Justina	Benno	3 36	20 25	18 40	1 21
17 F	Volkmar	Adolf	3 36	20 25	20 10	1 49
18 S	Arnulf ♎	Mark. u. Marcell.	3 36	20 26	21 22	2 34
25. Woche	**Ev.** Seid barmherzig. Luk. 6, 36—42; Ep. Röm. 8, 18—27. — Matth. 5, 13—16; Apostelgeschichte 4, 1—12; Jes. 65, 17—19. 24. 25. **Kath.** Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24; Ep. 1. Petri 3, 8—15.					
19 S	**4. n. Tr.** Gervas.,	**5. n. Pf.** Gervas.,	3 36	20 26	22 10	3 40
20 M	Silverius [Protas.	Silverius [Protas.	3 36	20 26	22 42	5 0
21 D	Albanus	Aloysius	3 36	20 27	23 1	6 26
22 M	Achatius	Paulinus	3 37	20 27	23 15	7 53
23 D	Basilius	Edeltrud	3 37	20 27	23 28	9 14
24 F	Johannes d. T.	Johannes d. T.	3 37	20 27	23 37	10 30
25 S	Elogius ♌	Prosper	3 38	20 27	23 46	11 43
26. Woche	**Ev.** Petri Fischzug. Luk. 5, 1—11; Ep. 1. Petri 3, 8—15. — Luk. 9, 18-26; Apostelgesch. 5, 34-42; Klagel. Jer. 3, 22-32. **Kath.** Speisung der Viertausend. Mark. 8, 1—9; Ep. Röm. 6, 3—11.					
26 S	**5. n. Tr.** Jeremias	**6. n. Pf.** Johann u.	3 38	20 27	23 54	12 55
27 M	Sieben-Schläfer	Ladislaus [Paul	3 38	20 27	—	14 7
28 D	Leo	Leo II. P.	3 39	20 27	0 4	15 20
29 M	Peter u. Paul	**Peter u. Paul**	3 40	20 27	0 16	16 35
30 D	Pauli Gedächtnis	Pauli Gedächtnis	3 40	20 26	0 33	17 50

*) Die Juden feiern ihr Wochenfest am 10. und 11. Juni.
Am 21. Juni Sommersanfang, längster Tag.

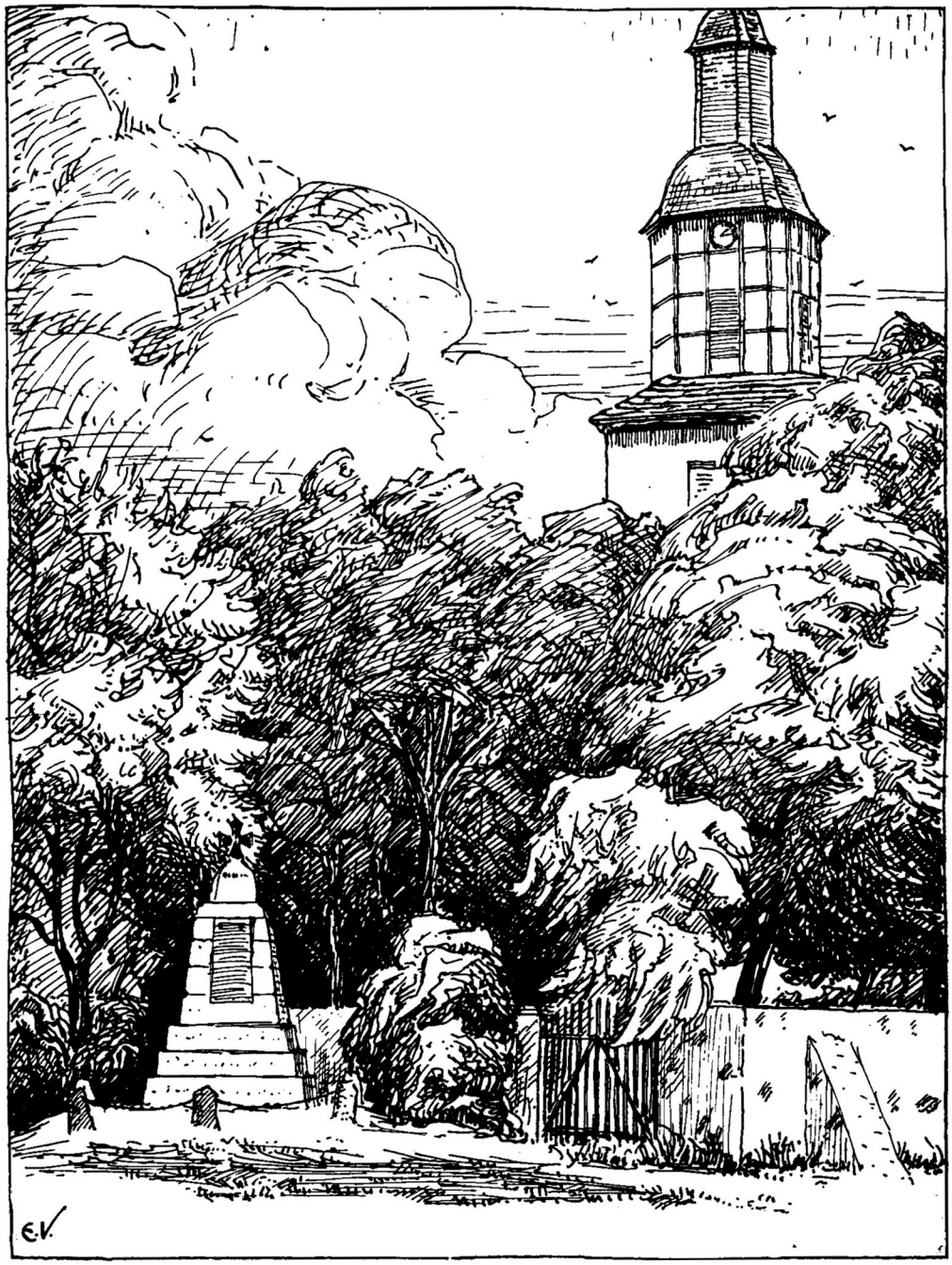
Heuauft.

„Fäng blot diff' Woch nich an to mähgen,
Töf noch'n bät!
Mi is dat so, wi krieg'n Regen",
Seggt hüt Herr Pät,
„Je ehr doran, je ehr dorvan,
Dat helpt ne wat, wi schwoden an."

Nu liggt dat schöne Heu up't Schwad
Binoh acht Dog,
Dat Werer gries und ümmer natt,
De Wulken blog.
Schient ees de Sunn, kümmt' gleich konträr,
Denn drüscht dat hinnerher noch mehr.

Diff' Heuauft bringt se al in Draff,
He wat 'n Quol,
Regt up de Lüd un regt se af
All Dog dreemol;
Wer dat ankiekt, seggt: „Minschenskind,
Allwiel mücht ik nich Bur sind."

Erich Sendke.



Denkmal in Wismar.

Heumonat **Juli** Heuert

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 F	Theobald	Theobald	3 41	20 26	0 57	19 2
2 S	Maria Heims.	Maria Heims.	3 41	20 26	1 32	20 4
27. Woche	**Ev.** Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—26; Ep. Röm. 6, 3—11. — Matth. 21, 28—32; Apostelgesch. 8, 26—38; Ps. 1. **Kath.** Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15-21; Ep. Röm. 6, 19-23.					
3 S	**6. n. Trin.** Kornel. ☉	**7. n. Pf.** Hyacinth	3 42	20 25	2 22	20 52
4 M	Ulrich	Ulrich	3 43	20 25	3 27	21 27
5 D	Anselmus	Numerianus	3 44	20 24	4 45	21 51
6 M	Jesaias	Jesaias	3 45	20 24	6 9	22 9
7 D	Willibald	Willibald	3 46	20 23	7 34	22 22
8 F	Kilian	Kilian	3 47	20 23	8 58	22 34
9 S	Cyrillus	Cyrillus	3 48	20 22	10 22	22 44
28. Woche	**Ev.** Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig. Matth. 9, 35-38; Ep. Röm. 6, 19-23. - Mark. 4, 26-29; 1. Tim. 6, 6-12; Jes. 62, 6-12. **Kath.** Der ungerechte Haushalter. Luk. 16, 1-9; Ep. Röm. 8, 12-17.					
10 S	**7. n. Trin.** Sieben	**8. n. Pf.** Sieben	3 49	20 21	11 45	22 54
11 M	Pius ☽ [Brüder	Pius [Brüder	3 50	20 20	13 12	23 7
12 D	Heinrich	Johann Gualbert	3 51	20 19	14 43	23 24
13 M	Margareta	Margareta	3 52	20 19	16 16	23 48
14 D	Bonaventura	Bonaventura	3 53	20 18	17 47	—
15 F	Apostel Teilung	Apostel Teilung	3 54	20 17	19 4	0 24
16 S	Ruth	Skapulierfest	3 56	20 16	20 2	1 18
29. Woche	**Ev.** Von den falschen Propheten. Matth. 7, 13-23; Ep. Röm. 8, 12-17. - Matth. 12, 46-50; Apostelgesch. 16, 16-32; Jerem. 23, 16-29. **Kath.** Der Herr weint über Jerusalem. Luk. 19, 41 - 47; Ep. 1. Kor. 10, 6 13.					
17 S	**8. n. Trin.** Alexius ♍	**9. n. Pf.** Alexius	3 57	20 15	20 40	2 32
18 M	Rosina	Fridericus	3 58	20 13	21 4	3 57
19 D	Rufina	Vincenz v. Paul	4 0	20 12	21 21	5 25
20 M	Elias	Margareta	4 1	20 10	21 34	6 50
21 D	Praxedes	Praxedes	4 3	20 9	21 43	8 9
22 F	Maria Magdalena	Maria Magdalena	4 4	20 8	21 53	9 25
23 S	Apollinaris	Apollinaris	4 6	20 6	22 1	10 38
30. Woche	**Ev.** Der ungerechte Haushalter. Luk. 16, 1-12; Ep. 1. Kor. 10, 1-13. Matth. 13, 44—46; Apostelgesch. 17, 16—34; Spr. Sal. 16, 1—9. **Kath.** Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9-14; Ep. 1. Kor. 12, 2-11.					
24 S	**9. n. Trin.** Christine	**10. n. Pf.** Christine	4 7	20 5	22 11	11 51
25 M	Jakobus ☾	Jakobus	4 8	20 3	22 21	13 4
26 D	Anna	Anna	4 10	20 2	22 37	14 18
27 M	Martha	Pantaleon	4 11	20 0	22 58	15 34
28 D	Pantaleon	Innocenz	4 13	19 59	23 26	16 47
29 F	Beatrix	Martha	4 15	19 57	—	17 54
30 S	Abdon	Abdon	4 16	19 56	0 11	18 47
31. Woche	**Ev.** Der Herr weint über Jerusalem. Luk. 19, 41-48; Ep. 1 Kor. 12, 1-11. - Matth. 23, 34-39; Apostelgesch. 20, 17-38; Jer. 7, 1-11. **Kath.** Hephata! Mark. 7, 31—37; Ep. 1. Kor. 15, 1—10.					
31 S	**10. n. Tr.** Germanus	**11. n. Pf.** Ign. v. Loyola	4 17	19 54	1 10	19 28

Am 3. Juli Sonne in Erdferne.

Erntewetter.

Im gelben Korn, unterm Himmelsblau
Da ist's hoch hergegangen:
Zu Roß und Wagen, Mann und Frau,
Braunarmig und rot die Wangen.

Unterm Himmelsblau, im Sonnenschein
Sie lassen die Garben fliegen,
Fliegt auch manch lustiger Schnack darein,
Und häufen Stiege auf Stiegen.

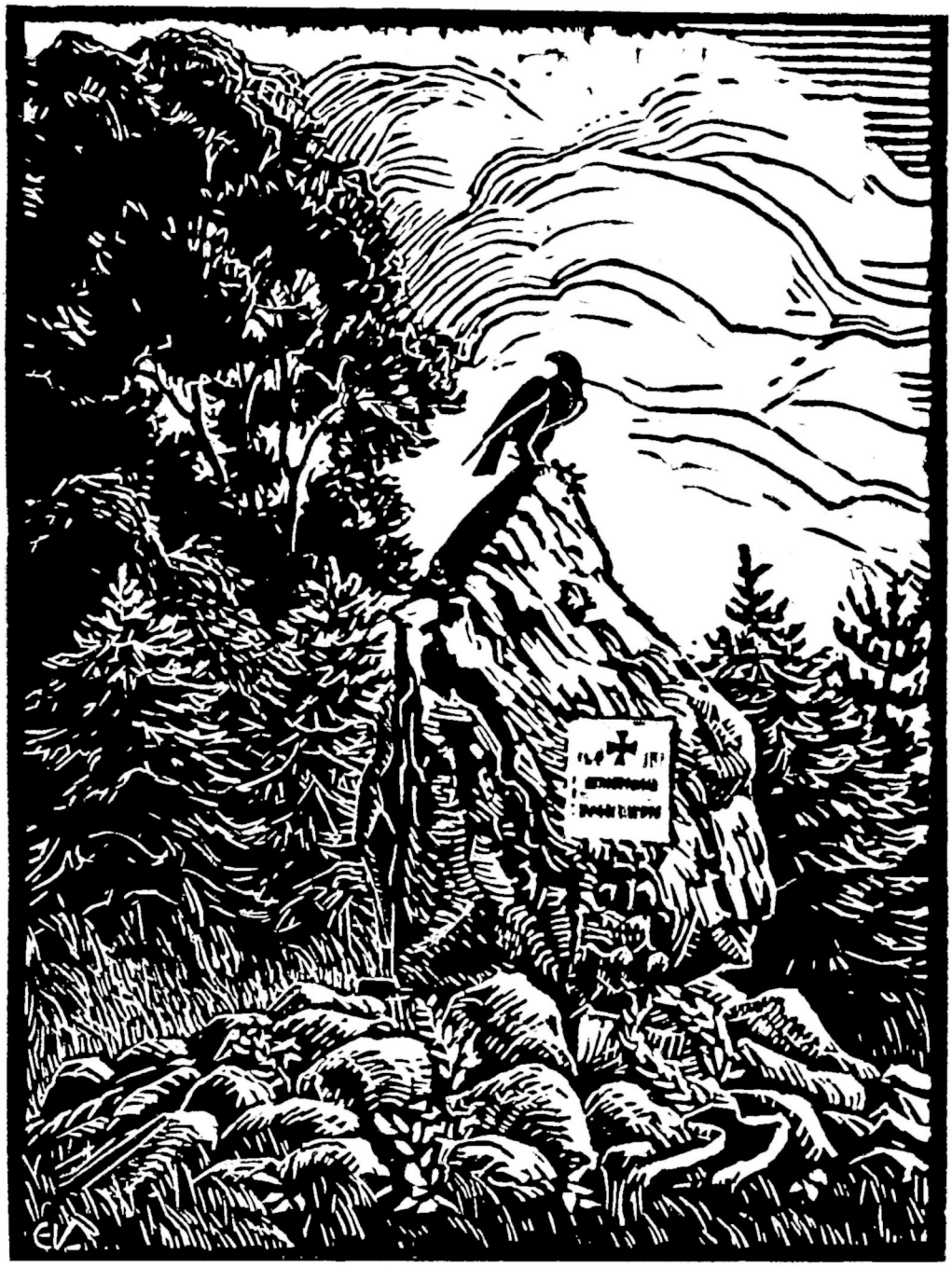
Da ist ein Glänzen um Halm und Aehr'
Und Schimmern unter den Händen,
Als ob von purem Golde wär',
Darin sie wühlen und wenden.

Die Beinchen nackt, auf Vaters Gaul,
Im Fäustchen die Leine: „Hü-hotte!"
Stolz lacht der Vater, stolz der Paul
Auf die blanken Gäule im Trotte.

Dahinter schreitet sehr bedacht
Herr Storch, Hochwohlgeboren,
Als hätt' er nicht auf's Mäuslein Acht
Sondern hundert Dukaten verloren.

Ei was Dukaten! Aus blauem Zelt
Klingt silbernes Lerchengeschmetter ...
Wie ist voll Glanz und Lust die Welt
Im prangenden Erntewetter!

Joachim v. Winterfeld-Damerow.



Strasburgs Heldensöhnen.

Erntemonat **August** Ernting

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 M	Petri Kettenfest	Petri Kettenfest	4 19	19 53	2 25	19 55
2 D	Gustav ♍	Portiunkula	4 20	19 51	3 48	20 14
3 M	August	Stephan Erfind.	4 22	19 49	5 15	20 28
4 D	Dominikus	Dominikus	4 23	19 47	6 41	20 41
5 F	Oswald	Maria Schnee	4 25	19 46	8 7	20 53
6 S	Verkl. Christi	Verkl. Christi	4 27	19 44	9 32	21 2
32. Woche	**Ev.** Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9—14; Ep. 1. Kor. 15, 1—10. — Luk. 7, 36—50; Röm. 8, 33—39; Dan. 9, 15—18. **Kath.** Der barmherzige Samariter. Luk. 10, 23—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9.					
7 S	**11. n. Trin.** Donatus	**12. n. Pf.** Cajetanus	4 28	19 42	10 59	21 15
8 M	Cyriakus	Cyriakus	4 30	19 40	12 29	21 30
9 D	Romanus ☽	Romanus	4 31	19 38	14 1	21 50
10 M	Laurentius	Laurentius	4 33	19 36	15 32	22 21
11 D	Hermann	Tiburtius	4 35	19 34	16 53	23 8
12 F	Klara	Klara	4 37	19 32	17 56	—
13 S	Hippolytus	Hippolytus	4 38	19 30	18 39	0 13
33. Woche	**Ev.** Hephata! Mark. 7, 31—37; Ep. 2. Kor. 3, 4—9. — Joh. 8, 31—36; Apostelgesch. 16, 9—15; Jes. 29, 18—21. **Kath.** Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19; Ep. Gal. 3, 16—22.					
14 S	**12. n. Trin.** Eusebius	**13. n. Pf.** Eusebius	4 40	19 28	19 8	1 34
15 M	Maria Heimgang	Maria Himmelfahrt	4 42	19 26	19 26	2 59
16 D	Isaak ♎	Rochus	4 44	19 24	19 39	4 26
17 M	Bilibald	Liberatus	4 45	19 22	19 51	5 48
18 D	Agapetus	Helena	4 47	19 19	20 0	7 6
19 F	Sebald	Sebald	4 49	19 17	20 10	8 19
20 S	Bernhard	Bernhard	4 50	19 15	20 18	9 33
34. Woche	**Ev.** Der barmherzige Samariter. Luk. 10, 23—37; Ep. Röm. 3, 21—28. — Mark. 12, 41—44; 1. Petri 2, 1—10; Sach. 7, 4—10. **Kath.** Sorget nicht. Matth. 6, 24—33; Ep. Gal. 5, 16—24.					
21 S	**13. n. Trin.** Hartwig	**14. n. Pf.** Anastasius	4 52	19 13	20 28	10 46
22 M	Philibert	Timotheus	4 54	19 11	20 41	12 1
23 D	Zachäus	Philipp Benit	4 55	19 9	20 59	13 16
24 M	Bartholomäus ☾	Bartholomäus	4 57	19 7	21 24	14 31
25 D	Ludwig	Ludwig	4 58	19 4	22 1	15 39
26 F	Samuel	Zephyrinus	5 0	19 2	22 53	16 39
27 S	Gebhard	Rufus	5 2	19 0	—	17 24
35. Woche	**Ev.** Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19; Ep. Gal. 5, 16—24. — Joh. 5, 1-14; 1. Tim. 1, 12-17; Ps. 50, 14-23. **Kath.** Weine nicht. Luk. 7, 11—16; Ep. Gal. 5, 25—6, 10.					
28 S	**14. n. Trin.** Augustin.	**15. n. Pf.** Augustinus	5 3	18 58	0 1	17 56
29 M	Joh. Enthauptung	Joh. Enthauptung	5 5	18 56	1 22	18 18
30 D	Benjamin	Rosa	5 7	18 54	2 48	18 35
31 M	Paulinus ♑	Raimund	5 8	18 51	4 16	18 48

Am 31. August totale Sonnenfinsternis, in Mitteleuropa nicht sichtbar.

Erntenot.

Wenn im Korn zu letztem Reifen
Erd und Himmel sich vermählen,
Weit im Land die Bauernseelen
Rührt ein mächtiges Ergreifen.
Rauschend zieht das Sensenschwingen
Tausendarmig in die Aust. –
Ob dem heißen Ernteringen
Reckt sich auf die Wolkenfaust.

Dumpf wie in verbissenem Orange
Schweißgeblendet stürmt das Schaffen:
Emsig bückendes Erraffen,
Wuchtgebogen Stiel und Stange.
Hochgetürmt, in schwerem Zuge
Wankt der Fuder gelbe Last;
Drüber in gespenstigem Fluge
Finstert her die Wolkenhast.

Grau Geriesel auf Hocken und Stiegen,
Trübe Stille in Hof und Scheuern:
Will denn Gott der Not nicht steuern,
Soll des Bauern Mut erliegen?
Vor dem Tag, der seiner spottet,
Schlägt er grimm den Laden zu:
Wenn das Korn im Feld verrottet,
Rasten würgt wie Kerkerruh.

Joachim v. Winterfeld-Damerow.



Den Gefallenen des Weltkrieges zum Gedächtnis / Fürstenwerder.

Herbſtmonat **September** Scheiding

Datum	Feſt-, Erinnerungs- und Namenstage: Proteſtanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D	Ägidius	Ägidius	5 10	18 49	5 43	19 0
2 F	Abſalon	Stephan	5 11	18 47	7 11	19 10
3 S	Manſuetus	Manſuetus	5 13	18 45	8 40	19 22
36. Woche	**Ev.** Sorget nicht. Matth. 6, 24—34; Ep. Gal. 5, 25—6, 10. — Joh. 11, 1—11; 2. Theſſ. 3, 6—13; 1. Kön. 17, 8—16. **Kath.** Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luk. 14, 1—11; Ep. Eph. 3, 13—21.					
4 S	**15. n. Trin.** Moſes	**Schutzengelf.** Roſalia	5 15	18 42	10 12	19 36
5 M	Herkules	Laurentius	5 16	18 40	11 45	19 55
6 D	Magnus	Magnus	5 18	18 38	13 18	20 23
7 M	Regina ☽	Regina	5 20	18 35	14 44	21 4
8 D	Maria Geburt	Maria Geburt	5 21	18 32	15 52	22 3
9 F	Bruno	Gorgonius	5 23	18 30	16 40	23 19
10 S	Soſthenes	Nikolaus v. Tol.	5 25	18 27	17 12	—
37. Woche	**Ev.** Weine nicht. Luk. 7, 11—17; Ep. Eph. 3, 13—21. — Matth. 11, 25—30; Hebr. 12, 18—24; Hiob 5, 17—26. **Kath.** Das vornehmſte Gebot und die vornehmſte Frage. Matth. 22, 35—46, Ep. Eph. 4, 1—6.					
11 S	**16. n. Tr.** Protus	**17. n. Pf.** Protus	5 27	18 25	17 33	0 43
12 M	Syrus	Maria Namensfeſt	5 29	18 23	17 48	2 8
13 D	Amatus	Maternus	5 30	18 20	18 0	3 30
14 M	Kreuzes Erhöh. ♀	Kreuzes Erhöh.	5 32	18 18	18 9	4 47
15 D	Nikomedes	Nikomedes	5 34	18 16	18 18	6 3
16 F	Euphemia	Kornelius	5 35	18 13	18 26	7 16
17 S	Lambertus	Lambertus	5 37	18 11	18 37	8 30
38. Woche	**Ev.** Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luk. 14, 1—11; Ep. Eph. 4, 1—6; Matth. 12, 1—8; Hebr. 4, 9—13; Pſ. 75, 5—8. **Kath.** Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—14; Ep. 1. Kor. 1, 4—8.					
18 S	**17. n. Trin.** Titus	**18. n. Pf.** Thom. v.	5 39	18 9	18 47	9 44
19 M	Januarius	Januarius [Villan.	5 40	18 6	19 3	10 59
20 D	Fauſta	Euſtachius	5 42	18 4	19 26	12 13
21 M	Matth. Ev. (Quat.)	Matth. Ev. (Quat.)	5 44	18 1	19 56	13 25
22 D	Moritz	Moritz	5 45	17 59	20 42	14 28
23 F	Hoſeas ☾	Thekla †	5 47	17 57	21 41	15 18
24 S	Johann. Empf.	Johann. Empf.	5 48	17 55	22 56	15 56
39. Woche	**Ev.** Das vornehmſte Gebot und die vornehmſte Frage. Matth. 22, 34—46; Ep. 1. Kor. 1, 4—9. — Mark. 10, 17—27; Jak. 2, 10—17; 2. Chron. 1, 7—12. **Kath.** Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1-14; Ep. Eph. 4, 23-28.					
25 S	**18. n. Tr.** Kleophas	**19. n. Pf.** Kleophas	5 50	17 52	—	16 21
26 M	Cyprianus	Cyprianus	5 52	17 50	0 17	16 39
27 D	Kosmas, Dam.	Kosmas, Dam.	5 54	17 48	1 44	16 53
28 M	Wenzeslaus	Wenzeslaus	5 55	17 46	3 11	17 5
29 D	Michaelis	Michaelis	5 57	17 44	4 40	17 17
30 F	Hieronymus ♍	Hieronymus	5 58	17 41	6 9	17 28

Am 14. September partielle Mondfinſternis, in Mitteleuropa ſichtbar.
Am 23. September Herbſtanfang, Tag und Nacht gleich.

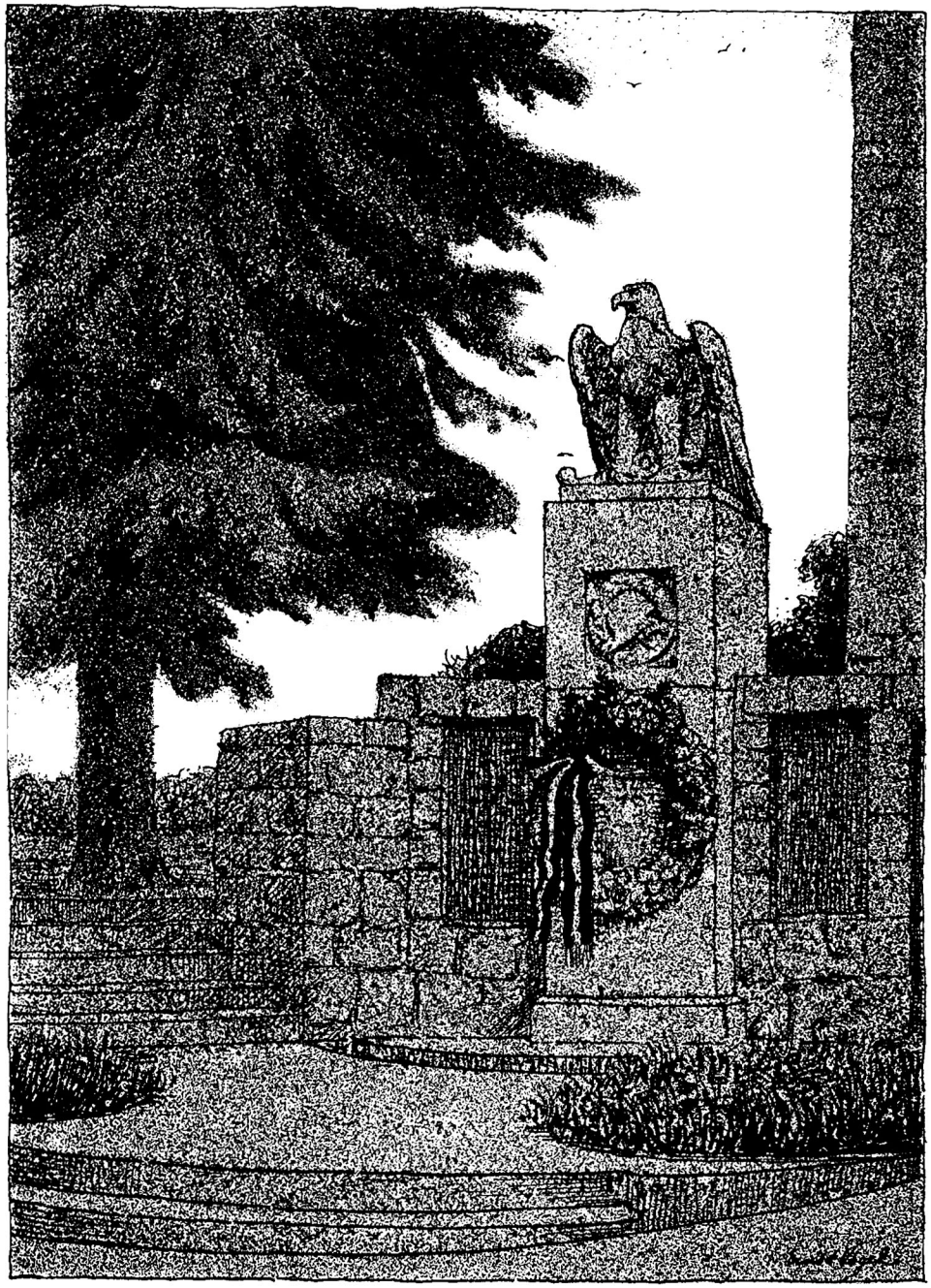
Herbſt.

Um jede Kiefer ſchlägt die Nebelfrau
Herbſtkühl den grauen Silberſchleier,
Traumvoll verſchlafen Hecken, Hain und Au
Des Jahres lichtumgoſſ'ne Sommerfeier.

Ein Tränlein hängt an jedem müden Blatt,
Fällt ab und tropft ins Moos hernieder,
Ein letzter Falter trinkt ſich daran ſatt,
Doch ſeine Schwingen öffnet er nie wieder.

Auf ſeiner Flöte ſucht der junge Hirt
Vergebens frohe Melodien,
Die Töne zittern heiſer, und verwirrt
Lauſcht er den Schwalben, die nach Süden ziehen.

W. Groß.



Kriegerdenkmal in Brüſſow.

Weinmonat **Oktober** Gilbhart

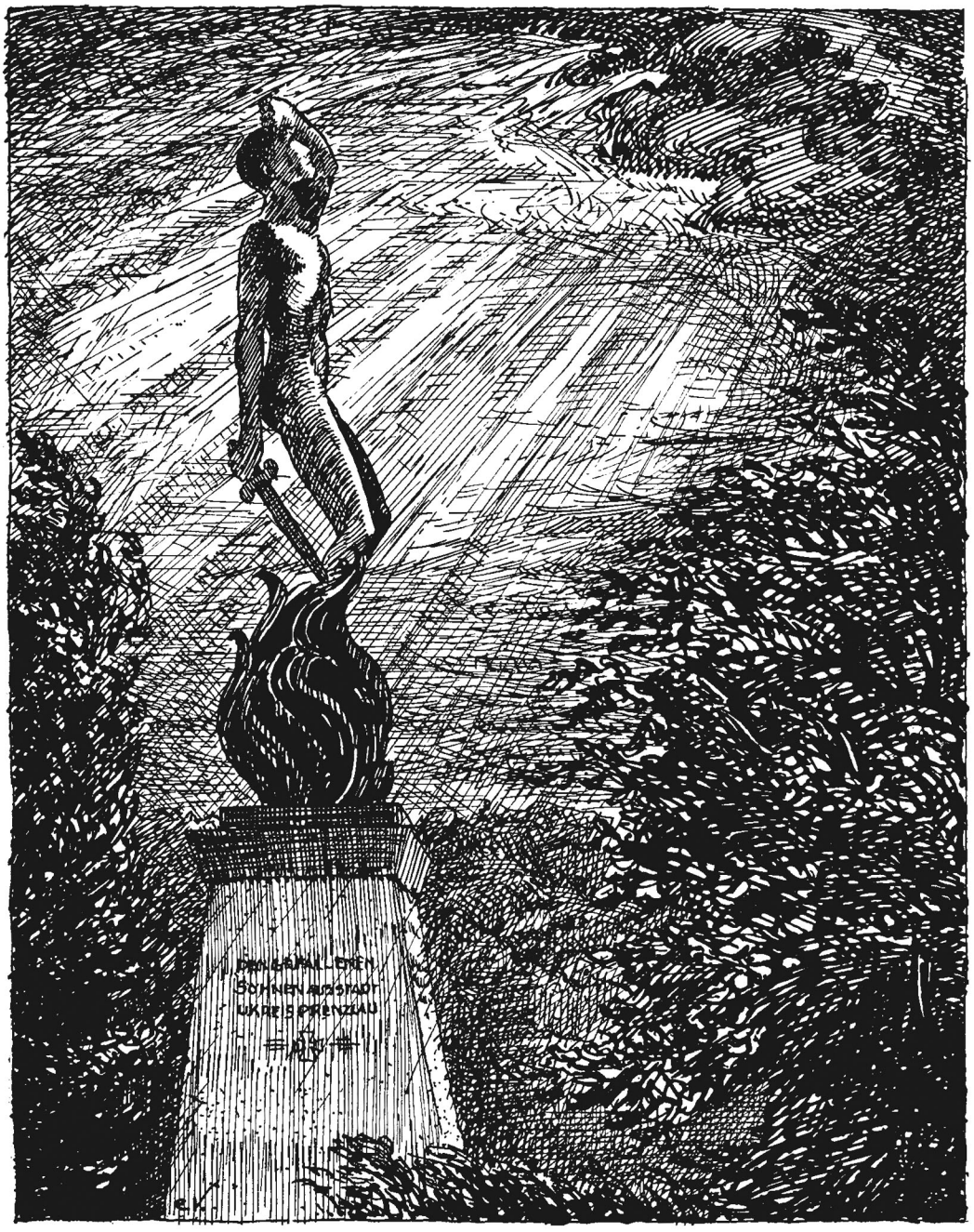
Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1* S	Remigius	Remigius	6 0	17 38	7 42	17 42
40. Woche	**Ev.** Der reiche Narr. Luk. 12, 15—21; Ep. Pſ. 145, 15-21. — Joh. 6, 24—29; 2. Kor. 9, 6—11; Pſ. 34, 2—9. **Kath.** Des Königiſchen Sohn. Joh. 4, 46-53; Ep. Eph. 5, 15-21.					
2* S	**19. n. Trin. Ernte-**	**20. n. Pf. Rosen-**	6 2	17 36	9 18	17 59
3 M	Jairus [**dankfeſt**	Candidus [**kranzfeſt**	6 3	17 34	10 55	18 24
4 D	Franz	Franz	6 5	17 31	12 28	19 0
5 M	Placidus	Placidus	6 7	17 29	13 44	19 55
6 D	Fides ☽	Bruno	6 8	17 27	14 40	21 8
7 F	Amalia	Markus P.	6 10	17 25	15 16	22 31
8 S	Pelagia	Brigitta	6 12	17 22	15 40	23 55
41. Woche	**Ev.** Die königliche Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 5, 15—21. — Joh. 15, 1-8; Röm. 14, 1-9; Spr. Sal. 2, 1-8. **Kath.** Der Schalksknecht. Matth. 18, 23-35; Ep. Eph. 6, 10-17.					
9 S	**20. n. Trin.** Dionyſius	**21. n. Pf.** Dionyſius	6 14	17 20	15 56	—
10* M	Gideon	Franz Borgia	6 16	17 17	16 8	1 17
11 D	Burchard	Burchard	6 18	17 15	16 18	2 35
12 M	Maximilian	Maximilian	6 20	17 12	16 27	3 50
13 D	Kolomann	Eduard	6 22	17 10	16 35	5 3
14 F	Calixtus ♍	Calixtus	6 23	17 8	16 46	6 16
15* S	Hedwig	Thereſa	6 25	17 6	16 56	7 29
42. Woche	**Ev.** Des Königiſchen Sohn. Joh. 4, 47-54; Ep. Eph. 6, 10-17. — Mark. 10, 13—16; Eph. 6, 1—9; 2. Sam. 7, 17—29. **Kath.** Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21; Ep. Phil. 1, 6—11.					
16* S	**21. n. Trin.** Gallus	**22. n. Pf.** Gallus	6 27	17 4	17 11	8 44
17 M	Florentin	Hedwig	6 29	17 1	17 30	9 59
18 D	Lukas	Lukas	6 30	16 59	17 57	11 12
19 M	Ferdinand	Petrus v. Alcantara	6 32	16 57	18 36	12 18
20 D	Wendelin	Wendelin	6 34	16 55	19 30	13 12
21 F	Urſula	Urſula	6 36	16 53	20 37	13 54
22* S	Cordula ☾	Cordula	6 37	16 51	21 55	14 22
43. Woche	**Ev.** Der Schalksknecht. Matth. 18, 21-35; Ep. Phil. 1, 3-11. — Luk. 9, 57—62; Hebr. 13, 1—9; Spr. Sal. 24, 14—20. **Kath.** Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18-26; Ep. Phil. 3, 17-4, 3.					
23* S	**22. n. Tr.** Severinus	**23. n. Pf.** Joh. v. Ca-	6 39	16 49	23 18	14 43
24 M	Salome	Raphael [piſtran	6 41	16 47	—	14 58
25 D	Criſpinus	Criſpin	6 43	16 45	0 41	15 11
26 M	Amandus	Evariſtus	6 44	16 43	2 6	15 22
27 D	Sabina	Sabina	6 46	16 41	3 34	15 34
28 F	Simon, Juda	Simon, Juda	6 48	16 39	5 5	15 46
29 S	Engelhard ♑	Narziſſus	6 50	16 37	6 40	16 1
44. Woche	**Ev.** Die Zinsmünze. Matth. 22, 15-22; Ep. Phil. 3, 17-21. — Matth. 10, 24—33; 1. Thim. 4, 4—11; Pſ. 85, 9—14. **Kath.** Chriſtus ſtillt Wind u. Meer. Matth. 8, 23-27; Ep. Röm. 13, 1-10.					
30 S	**23. n. Tr.** Hartmann	**Chriſti Königsfeſt**	6 51	16 35	8 18	16 23
31 M	Wolfgang	Wolfgang [Serapion	6 53	16 33	9 57	16 54

*) Die Juden feiern den Anfang ihres 5693. Jahres am 1. Oktober, das zweite Neujahrsfeſt am 2. Oktober, das Verſöhnungsfeſt am 10. Oktober, das Laubhüttenfeſt am 15. u. 16. Oktober, Laubhüttenende am 22. Oktober und das Feſt der Geſetzesfreude am 23. Oktober.

Das große Sterben.

Blaß weht das Birklaub um die weißen Stämme,
Die leuchtend vor den dunklen Tannen ſteh'n.
Ein Blatt um's andre löſt ſich von den Zweigen
Und ſinkt herab, als wollt' es ſchlafen gehn.
Der Buchenwald liegt vor mir in der Sonne,
Er hat ſich ganz in rotes Gold gehüllt,
Als wüßte er, daß ſich beim nächſten Sturme
Sein Schickſal wie in jedem Herbſt erfüllt,
Und wollt' die letzte Schönheit nun verſchwenden,
Noch einmal ſteh'n in ſeiner höchſten Pracht. —
Herr, wenn die Stunde ruft, ſo möcht' ich enden,
Laß mich im Tod noch Kraft und Hoffen ſpenden,
Dann geh' ich gerne nieder in die Nacht. —

G. Schulz, Strasburg Ulm.-Wilhelmsburg.



Prenzlau / Den gefallenen Söhnen aus Stadt und Kreis Prenzlau.

Windmonat **November** Nebelung

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage Protestanten	Katholiken	Sonnen- Auf- gang	Sonnen- Unter gang	Mond- Auf- gang	Mond- Unter gang
1 D	Allerheiligen	**Allerheiligen**	6 55	16 32	11 25	17 44
2 M	Allerseelen	Allerseelen	6 57	16 30	12 32	18 52
3 D	Gottlieb	Hubertus	6 59	16 28	13 16	20 14
4 F	Charlotte	Karl Borromäus	7 1	16 26	13 44	21 40
5 S	Blandina ☽	Emmerich	7 3	16 24	14 3	23 5
45. Woche	**Ev.** Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1—12; Ep. Gal. 5, 1—15. — Joh. 2, 13—17; 1. Kor. 3, 11—23; Ps. 46. **Kath.** Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30; Ep. Kol. 3, 12—17.					
6 S	**24. n. Trin. Ref.-**	**25. n. Pf.** Leonhard	7 5	16 22	14 15	—
7 M	Engelbert [**Fest**	Engelbert	7 7	16 20	14 27	0 25
8 D	Gottfried	4 Gekr. Märt.	7 9	16 18	14 36	1 40
9 M	Theodorus	Theodorus	7 10	16 17	14 46	2 53
10 D	Martin Luther	Andreas Avellin	7 12	16 15	14 54	4 5
11 F	Martin Bischof	Martin Bischof	7 14	16 13	15 4	5 17
12 S	Jonas	Martin P.	7 16	16 12	15 18	6 31
46. Woche	**Ev.** Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15-28; Ep. 1. Tess. 4, 13—18. — Joh. 5, 19—29; Gebr. 10, 32-39; Hiob 14, 1-5. **Kath.** Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig. Matth. 13, 31—35; Ep. 1, Thess. 1, 2—10.					
13 S	**25.n.Tr.** Briccius ♍	**26. n. Pf.** Stanis-	7 18	16 10	15 35	7 47
14 M	Levinus	Jukundus [laus K.	7 20	16 9	16 1	9 0
15 D	Leopold	Leopold	7 21	16 7	16 36	10 8
16 M	**Buß- u. Bettag**	Edmund	7 23	16 6	17 26	11 7
17 D	Hugo	Gregor Thaum.	7 25	16 5	18 28	11 51
18 F	Gelasius	Otto, Eugen	7 27	16 3	19 42	12 24
19 S	Elisabeth	Elisabeth	7 28	16 2	21 1	12 47
47. Woche	**Ev.** Gleichnis von den 10 Jungfrauen. Matth. 25, 1—13; Ep. 2. Petri 3, 3—14. — Luk. 12, 35—43; Offenb. Joh. 7, 9—17; Jes. 35, 3—10. **Kath.** Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15—35; Ep. Kol. 1, 9—14.					
20 S	**26.n.Tr. Totenfest**	**27. n. Pf.** Felix v.	7 30	16 1	22 22	13 4
21 M	Maria Opfer ☾	Maria Opfer [Valois	7 32	16 0	23 43	13 16
22 D	Alfons	Cäcilia	7 33	15 59	—	13 28
23 M	Klemens	Klemens	7 35	15 57	1 6	13 39
24 D	Chrysogonus	Chrysogonus	7 37	15 56	2 30	13 50
25 F	Katharina	Katharina	7 38	15 55	4 0	14 4
26 S	Konrad	Konrad	7 40	15 54	5 36	14 22
48. Woche	**Ev.** Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1—9; Ep. Röm. 13, 11—14. — Luk. 1, 68—79; Hebr. 10, 19—25: Jerem. 31, 31—34. **Kath.** Die Zukunft des Herrn. Luk. 21, 25—33; Ep. Röm. 13, 11—14.					
27 S	**1. Advent** Otto	**1. Adventssonntag**	7 41	15 54	7 15	14 48
28 M	Günther ♑	Sosthenes	7 43	15 53	8 50	15 28
29 D	Eberhard	Saturnin	7 44	15 52	10 10	16 28
30 M	Andreas	Andreas	7 46	15 51	11 7	17 47

Adventsmahnung.

Ueber all deinem winternächtigen Leid,
Ueber'm Schattenriß deiner kurzen Zeit
Und über deiner flüchtigen Spur
Steht eine Mahnung: Glaube nur!

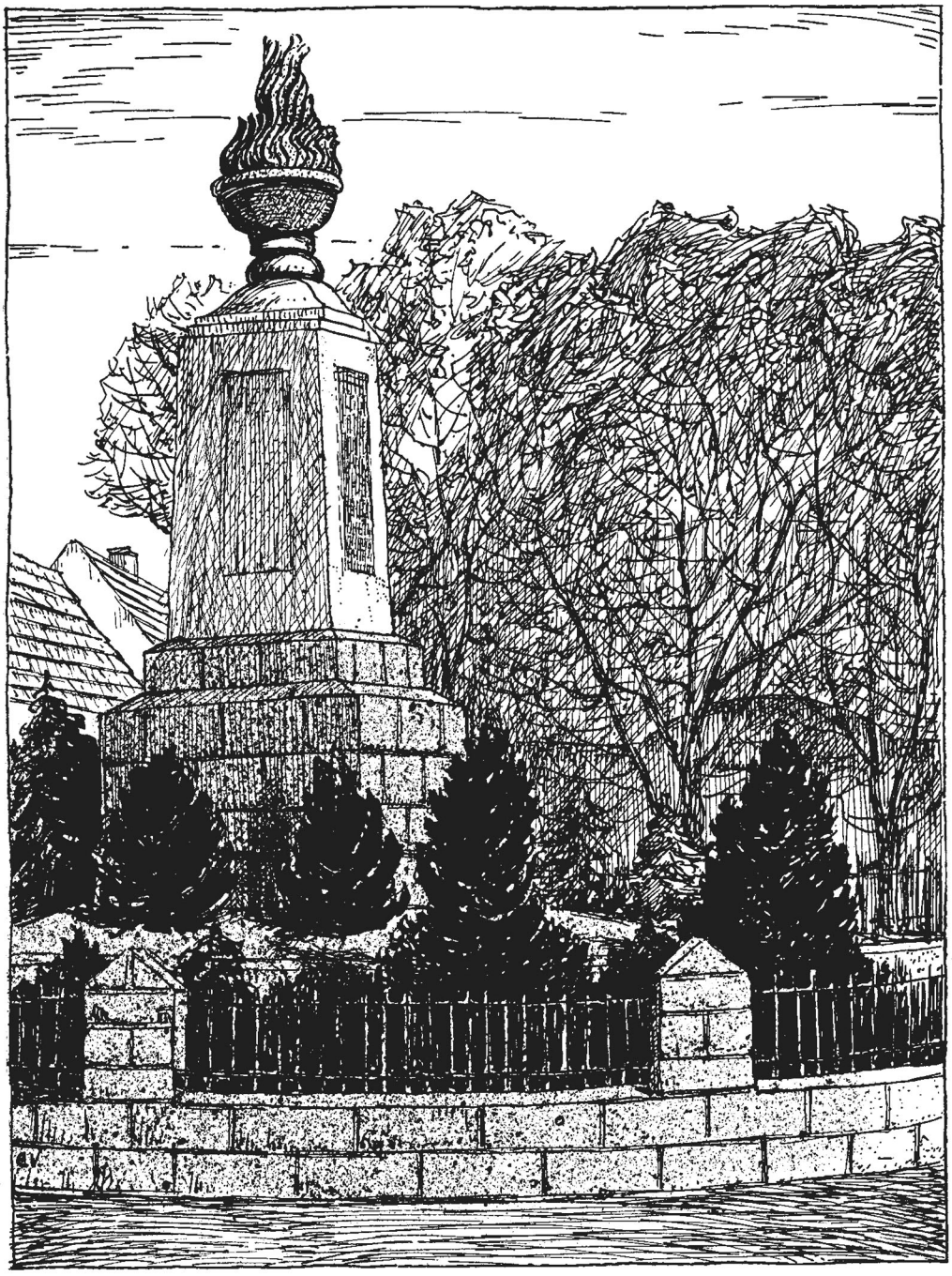
Glaube nur, daß dein Gott dich trägt,
Der deinem Ich das Wappen prägt,
Der dich nach seiner edlen Form
Meißelt — zum Siege über die Norm.

In deines Lebens buntem Gemisch
Such nicht nur nach dem Gabentisch,
Glaub nicht, daß dich dein Schicksal nicht liebt,
Nur, weil es dir geringer gibt.

Kann denn, gemessen am Weltgeschehn,
Deine Erkenntnis zurechtbestehn?
Lege dein Ohr doch an's Herz der Natur ...
Pocht es nicht hörbar: Glaube nur?

Und wenn in des Winters dämmrigem Licht
Kein Sonnenstrahl je eine Rinde bricht,
Mahnt der Stern des Advents auf ewiger Flur
Mit leuchtenden Lettern: Glaube nur!

Traute Wittmann geb. Oehlmann, Berlin.



Gefallenen-Denkmal in Briezig.

Christmonat **Dezember** Jul

Datum	Fest-, Erinnerungs- und Namenstage: Protestanten	Katholiken	Sonnen-Aufgang	Sonnen-Untergang	Mond-Aufgang	Mond-Untergang
1 D	Arnold	Eligius	7 47	15 50	11 43	19 16
2 F	Candidus	Bibiana	7 49	15 50	12 6	20 45
3 S	Cassian	Franz Xaver	7 50	15 49	12 22	22 9
49. Woche	**Ev.** Die Zukunft des Herrn. Luk. 21, 25—36; Ep. Röm. 15, 4—13. — Luk. 17, 20—30; 2. Petri 1, 3—11; Mal. 3, 19—24. **Kath.** Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10; Ep. Röm. 15, 4—13.					
4 S	**2. Adv.** Barbara ☽	**2. Adventssonntag**	7 52	15 49	12 35	23 27
5 M	Abigail	Sabbas	7 53	15 48	12 44	—
6 D	Nikolaus	Nikolaus	7 54	15 47	12 54	0 42
7 M	Agathon	Ambrosius	7 56	15 46	13 2	1 54
8 D	Maria Empf.	**Maria Empf.**	7 57	15 46	13 12	3 7
9 F	Joachim	Leokadia	7 58	15 46	13 25	4 20
10 S	Judith	Melchiades	7 59	15 46	13 41	5 34
50. Woche	**Ev.** Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10; Ep. 1. Kor. 4, 1-5. Matth. 3, 1-11; 2. Tim. 4, 5-8; Jes. 40, 1-8. **Kath.** Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19—28; Ep. Phil. 4, 4—7.					
11 S	**3. Advent** Damasus	**3. Adventssonntag**	8 1	15 46	14 4	6 48
12 M	Epimachus	Epimachus	8 2	15 46	14 35	7 59
13 D	Lucia ♀	Lucia	8 3	15 46	15 22	9 1
14 M	Nikasius (Quat.)	Nikasius (Quat.)	8 4	15 46	16 20	9 50
15 D	Johanna	Eusebius	8 5	15 46	17 32	10 26
16 F	Ananias	Adelheid †	8 5	15 46	18 50	10 52
17 S	Lazarus	Lazarus	8 6	15 46	20 10	11 9
51. Woche	**Ev.** Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19—28; Ep. Phil. 4, 4-7. Joh. 1, 15-18; 1. Joh. 1, 1-4; 5. Mose 18, 15-19. **Kath.** Bereitet den Weg des Herrn. Luk. 3, 1—6; Ep. 1. Kor. 4, 1—5.					
18 S	**4. Advent** Christoph	**4. Adventss.** Maria	8 7	15 46	21 30	11 23
19 M	Lot	Nemesius [Erwart.	8 8	15 47	22 51	11 36
20 D	Abraham ☾	Ammon	8 8	15 47	—	11 46
21 M	Thomas	Thomas	8 9	15 47	0 11	11 56
22 D	Beata	Flavian	8 9	15 48	1 35	12 8
23 F	Dagobert	Viktoria	8 10	15 48	3 5	12 23
24 S	Adam, Eva	Adam, Eva	8 10	15 49	4 38	12 44
52. Woche	**Ev.** Euch ist heute der Heiland geboren. Luk. 2, 1—14; Ep. Tit. 2, 11—14. — Matth. 1, 18—23; 1. Joh. 3, 1—5; Jes. 9, 6—7. **Kath.** Text wie vor. Luk. 2, 1—14; Ep. Tit. 2, 11—14.					
25 S	**Heiliges Christfest**	**Heiliges Christfest**	8 11	15 50	6 13	13 15
26 M	**2. Christtag**	**Stephanus**	8 11	15 50	7 42	14 4
27 D	Johannes ♂	Johannes	8 11	15 51	8 51	15 15
28 M	Unsch. Kindlein	Unsch. Kindlein	8 11	15 52	9 36	16 42
29 D	Jonathan	Thomas B.	8 11	15 53	10 6	18 14
30 F	David	David	8 11	15 54	10 25	19 43
31 S	Sylvester	Sylvester	8 11	15 55	10 39	21 6

Am 22. Dezember Wintersanfang, kürzester Tag.

Um Weihnachten herum.*)

Kürzer werden jetzt die Tage,
Näher rückt das liebe Fest,
Ungestümer wird die Frage,
Ob noch nicht bald Weihnacht ist.

Täglich muß sich Bübchen quälen
Mit der langen Wartefrist,
Läßt sich darum viel erzählen
Von dem lieben, heil'gen Christ.

Immer noch ist nichts zu spüren.
Gäb es nur ein bißchen doch
Zu erlauschen an den Türen
Und zu seh'n durch's Schlüsselloch.

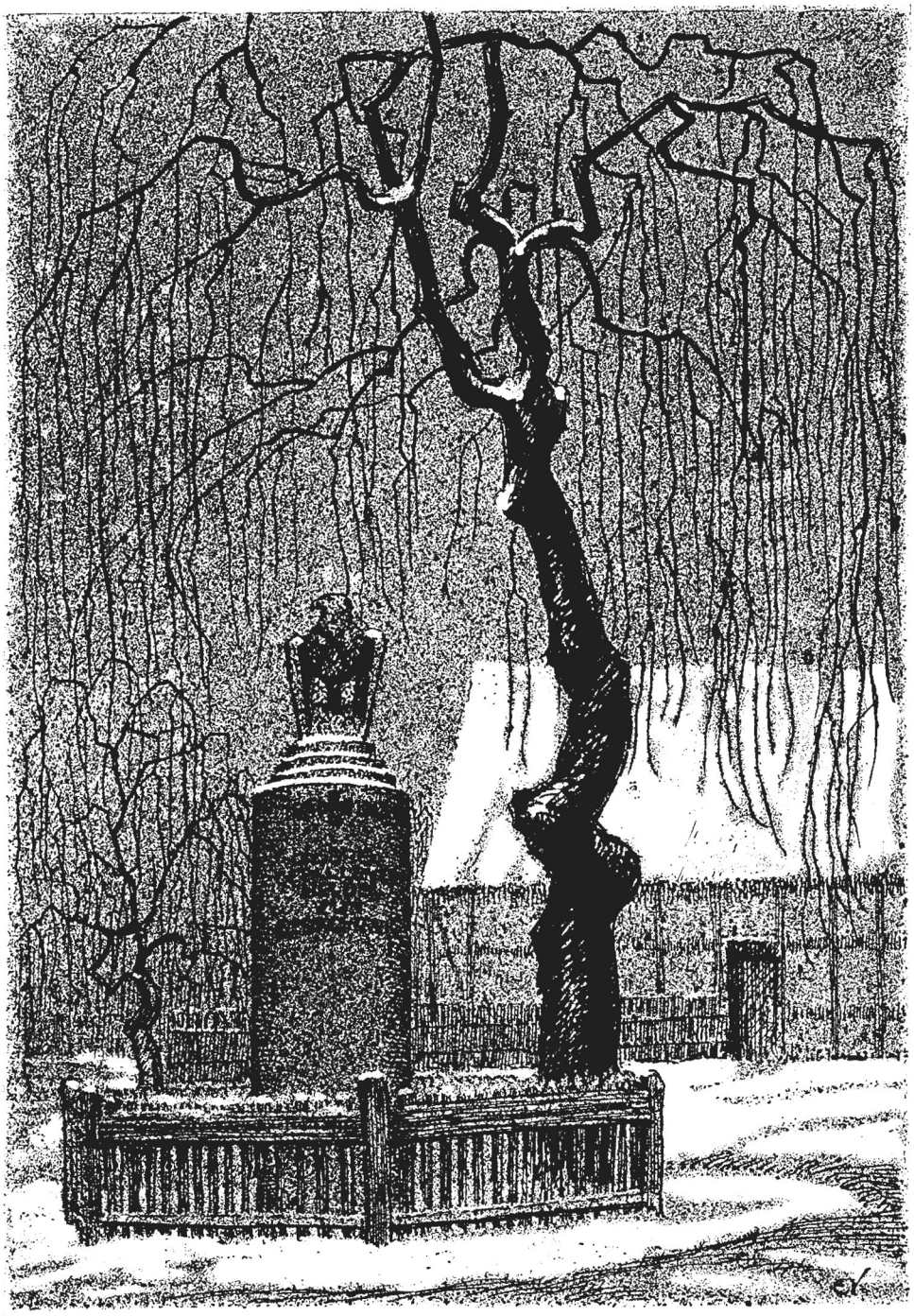
Mutti sagt: „Es ist leicht möglich,
Daß Ruprecht vorübergeht",
Darum faltet Bübchen täglich
Seine Hände zum Gebet.

Endlich! Bübchen macht heut Späßchen,
Denn es liegt was in der Luft,
Was er mit dem feinen Näschen
Spürt als Pfefferkuchenduft.

Klinglingling! Nun sieht das Bübchen
Auch den Christbaum, der strahlt sehr,
Aber Bübchen in dem Stübchen,
Glaubt mir, Bübchen strahlt noch mehr.

Erich Sendke.

*) Vertont von Musikdirektor Fischer.



Unſeren gefallenen Helden zum Gedächtnis / Roſſow.

Haltet uns wach, tote Brüder.

Worte zu unsern Monatsbildern.

Von W. Groß, Prenzlau. — Dazu 12 Monatsbilder, Zeichnungen von Ernst Vogel, Prenzlau.

Luc. 19,40. Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien.

Trotz Arbeit der Wochen und Lärm der Zeiten hört der Mensch in sich eine Stimme raunen und rufen. Sie mahnt die frohsinnige Jugend und läßt auch das Alter nicht ruhen, wiederholt sich in Familien, Sippen und Völkern, hat überall den gleichen Ursprung und den gleichen Klang. Es ist die Stimme des Blutes.

Es strömt in großen Kreisläufen dahin, hämmert bei gemeinsamer Begeisterung in aller Herzen mit gleichem Schlage, stockt bei gemeinsamem Weh in aller Adern mit gleicher Hemmung. In den Pulsen der Kinder klopft es in gleichen Gefühlen, fließt in gleicher Liebe, stürmt in gleichem Grimm. Von Bruder zu Schwester, von Verwandten zu Verwandten trägt es die hohe Gewißheit der Zusammengehörigkeit, eint Sippe und Stamm zu gleicher Tat und gleichem Glauben und zwingt sie unter das Gesetz: Deine Freude ist meine Freude, deine Not ist meine Not.

Die Stimme des Blutes wird verstanden über Länder und Meere und gibt, weil sie durch Generationen hindurch sich mit beständiger Kraft steigert, den Glauben an eine feste Zusammengehörigkeit, an eine starke Zukunft. Anhänglichkeit, Liebe, Sehnsucht, Wiedersehensfreude der Verwandtblütigen untereinander sowohl wie ihre Verbundenheit mit den Orten ihrer Umgebung, Heimatliebe, Bodenständigkeit und schollengebundene und dennoch freudige Arbeit für sich und die Blutsverwandten liegen tief im Blute verborgen und geben Ursachen und Ziel vieler Handlungen.

Des Blutes unbewußte Stimme ist unf'res Lebens stiller Wegewart.

Verständlich wird darum der Schmerz, den das Hinwegnehmen eines Gliedes, das Hinwegsterben eines nahen Verwandten oder lieben Freundes verursacht. Die Stimme muß eine Zeitlang schweigen, bis Mittler und Symbole geschaffen sind, über die hinweg auch noch weiterhin Zwiesprache mit den Abgeschiedenen gehalten werden kann. Allen Völkern ist daher die Verbindung mit den Toten ein heiliger Kult geworden. Ja, wo er versäumt wurde, raunte eine Stimme, der Tote habe sich gemeldet, sich sogar gezeigt und dadurch gemahnt, seine letzten Wünsche zu erfüllen.

Haltet uns wach, tote Brüder!

Heiliger Ernst und sinnige Einfachheit begleiteten den Totendienst unserer Vorfahren, denn die Heimgegangenen waren selbst einfach und ernsthaft in ihrer Hingabe gewesen. Derbe, schlichte Würde war daher das Gepräge der Gedenkstätten, wie wir es heute noch an den wuchtigen Blockkammern und Plattengräbern unserer Heimat sehen. Mancher richtete schon zu seinen Lebzeiten seine Kammer. Fiel er fern der Heimat im Kampfe, so galt sie der Sippe als heiliges Totenmal, an deren Stätte des Geschiedenen so oft gedacht werden konnte, so oft das Herz der Daheimgebliebenen nach Zwiesprache mit ihm verlangte.

Durch die Schlachten des Weltkrieges ist der heimlichen Stimme Kreislauf unzähligemale unterbrochen. Der einzelne, die Familie, die Gemeinde haben versucht, ihn wieder zu überbrücken durch ein Symbol stillen Gedächtnisses und ein Mal würdigen Erinnerns oder durch Verkörperung gehegter Hoffnung und Ausdruck zukünftiger Ziele. Je nach der Absicht tragen auch die Denkmäler in unserem Kreise verschiedenen Charakter. Alle aber sind entstanden aus heiligem Ernst und tiefer Trauer. Sie lehnen von sich aus den Maßstab der Kritik ab.

Insofern soll auch durch die in diesem Jahrgange wiedergegebenen Denkmäler keineswegs eine besondere Würdigung einzelner ausgedrückt werden. Vielmehr ist das rein Bildhafte ursächlich für die Auswahl gewesen.

Im Schutze eines Wiekhauses steht das Denkmal für die gefallenen Brüder des Prenzlauer Seminars (Januarbild), unter den Mauern eines Wartturmes umlagern die Gedenksteine der Söhne Fürstenwerders (August) den Hauptstein mit der Widmung. Der Gedanke, jedem eine Erinnerung zu geben, ist auch in Brietzig wiederholt (No-

vember). Die Herstellung des Kunststeines zu diesem Denkmal erforderte viel Arbeit, und viele hilfsbereite Hände taten mit. Der altarähnliche Aufbau in der Mitte trägt eine Opferschale, aus der eine Flamme emporlodert. So erinnert diese Anlage nicht nur, sondern regt auch zum Nachdenken an. Eine Idee entsteht daraus, die Wege für die Zukunft weist. Göritz (März), Lübbenow (April), Kleptow (Mai), Strasburg (Juli) und noch viele andere im Kreise ähneln sich in bezug auf Material und einfache Ausführung. Wuchtig und schlicht stehen sie da, erbaut aus Findlingen der Heimat. Ueber das Strasburger Denkmal lesen wir ausführlich im Kalender 1926. Auch an das Battiner sei in diesem Gedankengange erinnert, dem 1928 ebenfalls schon in diesen Blättern Wort und Bild zum Geleit mitgegeben wurden. Es gehört unzweifelhaft mit zu den Anlagen, die dem Beschauer mehr geben. Rollwitz (Februar), Wismar (Juni), Brüssow (September) und Rossow (Dezember) lassen stärker die geübte Hand des Steinmetzen erkennen. Die Zeichnungen lassen durchweg den Haupteindruck und die Absicht der Denkmäler hervortreten. Störendes Beiwerk mußte weggelassen werden, um zu überzeugen. Man betrachte daraufhin etwa die Zeichnungen von Rossow und Kleptow, die ganz losgelöst von der Umgebung stark wirken. Auch die Zeichnung des Rollwitzer Denkmals ist durch Weglassung einer Einzelheit auf stärkere Wirkung gesetzt. Das Prenzlauer Denkmal trägt sowohl in Bau wie Zeichnung eine besondere Note für sich. Um meine Ausführungen nicht so wortreich zu fassen, verweise ich auch hier auf Jahrgang 1926 unseres Heimatkalenders. Wer die gründlichen Ausführungen des Direktors Schuchardt liest und sie mit der zeichnerischen Wiedergabe vergleicht, wird tiefer in sie eindringen.

Immerhin möchte ich an dieser Stelle Gelegenheit zu einigen freimütigen Bemerkungen allgemeiner Art nehmen.

Das gegebene Material des Ausdrucks in unserer Heimat ist der Stein. Bei Neuaufstellungen wäre die Politur zu vermeiden, sie verwirrt etwas durch den entstehenden Glanz. Die Farbe des Steines wäre der Landschaft mehr anzupassen, gekünstelte Willkürlichkeiten trägt ein massiger Stein nur unwillig. Die jetzt errichteten Denkmäler stehen noch nach Jahrhunderten und sollen unseren Nachfahren neben unserm heiligen Ernst auch unsern Formsinn und unsere künstlerische Gesinnung bezeugen. Wir sollten uns daher hüten, von unserer Auffassung eine verwirrende Meinung zu hinterlassen.

Gedenktafeln an alten wuchtigen Bäumen und schmiedeeiserne Ehrungen fand ich im Kreise noch nicht. Sie wären zu erwägen. Adler könnten mir als Schmuck nur gefallen, wenn sie etwas Besonderes sagen wollen. Ebenso ist das in Stein eingelassene Ornament nicht immer geeignet, die Andacht zu erhöhen. Es reizt oft das Auge, besonders, wenn es geschwärzt ist, und lenkt ab. Unsere Krieger fielen Mann bei Mann ohne große Worte und Gebärden in hartem Pflichtgefühl und aufopfernder Hingabe. Hohle Geste und geistreiches Spiel kann für sie keine ernste Huldigung sein. Unsere Daheimgebliebenen tragen Schmerz, Sehnsucht und Dulden an das Denkmal. Sie wollen Ernst und Klarheit, Andacht und Zwiesprache. Sich widerstreitendes Beiwerk sollte sie nicht stören.

Haltet uns auch hierin wach, tote Brüder. Wuchtig wie eure Tat soll auch die Ehrung sein, und dennoch schlicht.

Ich kann mir einen Ort, an dem ich mit den Schweigenden rede, nicht inmitten des Verkehrs denken. Andere sind, wie ich weiß, anderer Meinung, sie wollen an belebter Stelle immer wieder und wieder erinnern. Häufige Wiederholungen aber hinterlassen flacher und flacher werdende Eindrücke, bewußte Absichten, Aeußerlichkeiten. Wenngleich der Standpunkt der örtlichen Auffassung entsprechen muß, sollte man aber ganz allgemein Namen am Denkmal fordern. Die für uns starben, sind es wert, daß wir sie immer wieder nennen, um ihr persönliches Gedächtnis festzuhalten, um mit ihnen einzeln zu sprechen. Andererseits haben uns auch viele unter den bekannten Namen etwas zu sagen. In manchen Kirchen unserer Provinz hat man Kronleuchter in den Dienst der Ehrung gestellt. Die Zahl der Lichter gibt die Zahl der Gefallenen an, jedes trägt einen

Namen, es wird am Sonntag nach dem Todestage angezündet. Man gedenkt aller zugleich und des einzelnen besonders.

Sonst aber sei dem ursprünglichen, starken Empfinden in seiner Urwüchsigkeit die Anlage eines Denkmales anheimgegeben, es kann oft besseres schaffen als ein geistvoller Phantast. Doch auch an die Beratungsstelle für Kriegerehrungen in Berlin sei erinnert, sie hilft sicher gern.

Den Vorübergehenden aber geziemt es, die heilige Schauer des Males zu achten:
„Wanderer, kommst du vorüber an ehrfurchtgebietenden Malen,
schließe die Hände und tu auf zum Gebete dein Herz."

Das Wunderknäuel.

Einer Familienüberlieferung nacherzählt von Joachim v. Winterfeld-Damerow.

Zwei Mädchenpastelle von Künstlerhand.
Ehrfürchtig hieß es: „Urgroßvaters Schwestern!"
Uns Kindern aber wollt's schwer zu Verstand,
daß je sie so jung und so hübsch wie von heut oder gestern.
Glattgescheitelt das braune, das blonde Haar,
die Löckchen wie Glöckchen überm Ohr aufgesteckt,
mit großem, erschrockenem Augenpaar
die eine, die andere, als ob sie die Schwester neckt,
lustige Grübchen, ein Schelm, wenn nicht mehr . . .
So hingen über dem Sofa von altersher
Urmuhme Dorette und Brigitte.
Darunter in sauberem Scherenschnitte,
Nase und Kinn von starker Valeur,
ein Kavalier, dem man's glaubte Parole d'honneur,
daß er alleine — trari trara —
gegen ein ganzes Karree Attacke ritte.

Es heißt nun in der Chronika,
daß dieser honette und tapfere Degen
einst mit des Königs Reiterei
und seinesgleichen lustiger Kumpanei
im nahen Städchen in Quartier gelegen.

Bis Hahnenschrei
ging durch das schlafgewohnte Ländchen
Gelächter und Trompetenständchen!
Und, was man später gern verschwieg,
manch Herzlein hatte Amor sich ergeben.
Sie tanzten, tafelten und ließen leben,
denn die Gazetten munkelten von Krieg.

Also geschah's nach stürmischer Redoute:
Gefeiert viel, verliebt, die Augen groß
auf ihrer Fliederbank Dorette ruhte;
derweil am Nähtisch, vor sich auf dem Schoß,
ein Wollebund, Brigitte ruhelos
an Fädchen zupfte, Eifersucht im Blute.
Da, flinker Hufschlag klirrend unterm Tor,
Hektor schlägt an und zerrt an seiner Kette,
Brigitte fliegt, es flattern überm Ohr
die Löckchen blond — und, ach, ihr Fingerlein hätte
zitternd das rote Siegel fast zerstört:
„O du mein Gott, der Brief gehört . . ."
Und die Stafette,
den Gaul beschwichtigend, der im Warten stieg,
ruft: nun sei Krieg!
Früh nächsten Tags, wenn die Schwadronen ritten
am Schloß vorüber, bei den Linden
ein Wörtchen tät sein Herr erbitten —
„Von wem? — Von Demoiselle Brigitten?"
O nein, Doretten hofft er dort zu finden!

Wie kann Brigitte rasch zur Wolle greifen,
ein Knäuel draus zum Stricken aufzuwinden!
Woher im Fäustchen, schnell zerknüllt, der Streifen
beschriebenen Papiers? drum kreuz und quer
von ungefähr sie, surre — surre, hundertmal
das Fädchen wickelt, windet —
und wird wie das Papier so fahl —
bis es nun ganz verschwindet.
Dorette kommt, Brigittens Hand ist leer.
Was gibt es da zu spähen?
Ein Knäuel nur rollt hin und her —
Dorettens Augen flehen,
Der Schwester Augen gehen
wie scheue Rehler ängstlich hin und her.

Ruhlos verstrich in Park und Saal
der Tag, die Nacht, bis in des Schlafgemaches
aufschluchzende und überwachte Qual
der graue Morgen tausendfaches
Geklirre trägt, Singsang, Kommandoschnarrn
und, horch! vorm Schloß ein wartend Hufescharrn,
und dann — und dann —
Gerumpel von den Marketenderkarrn,
darin ein trauriges Signal
fern — fern zerrann. —

Und wieder schleicht der Tage engumkreistes
Gewohntsein sorgend um das Zifferblatt,
als weit bei Jena auf der blutigen Statt
mit Tausenden der eine — ach, so heißt es —
in Tod geritten — — — — Schwingenmatt
wird da die Liebe; aber nimmersatt
hält Eifersucht am Gartentor Vedette,
als ein und zweimal noch ein weitgereistes,
ein Briefchen kommt an Demoiselle Dorette. — —
Wie ist voll Zwiespalt doch ein zart Gewissen!
Täuscht selbst sich gerne auf geheime Art:
Wer hätt' ein fremd Billett verbrannt, zerrissen!
Es ward verwahrt, für bessere Zeit gestundet,
damit der Schwester Herzeleid erspart . . .
Seht, wie Brigittens Knäuel sich gerundet,

wie's prahlend da liegt, frei vor aller Blicken!
Allein sie nützt es nie zum Stricken.
Bald ist zu grob die Wolle, bald zu dünn –
so kam es aus den Augen, aus dem Sinn.

Es gibt in altersgrauen Häusern viel
noch heut von spukhaft neckischem Gesindel
in Wust und Winkel, unterm Dachgestühl.
Aus Zaubertrank und Hexenspindel
ward Flickenkorb und Aktenbündel,
doch Schabernack bleibt stets im Spiel.
Wer zwingt uns, tausend Dinge aufzuheben,
damit sie quälend im Erinnern nisten?
Wer reizt mit teuflischen Versteckspiel-Listen,
in ewigem Kramen uns dahin zu leben?
Bis wir erschöpft vor oft durchwühlten Spinden
– nennt es nun Zufall, nennt es Hexerei –
das Langgesuchte gerade vor uns finden.
Zuweilen aber führt den gar so Blinden
Fortuna selber Wunsch und Hand dabei.

Und Tag um Tag, viel Jahre sind verstrichen.
Brigitte ging, des Grases Blume gleich;
vergeßlich ließ die Schuld sie unbeglichen. –
An ihrer Stelle in Dorettens Reich
hat als Gespiel sich, pfötchenweich,
das Kätzchen Murfi schnurrend eingeschlichen.
Dorette fröstelt oft vor Einsamkeit,
wenn um das stille Haus die Stürme fahren.
Reif liegt schon fein in ihren braunen Haaren,
doch immer kindlich noch, erschrocken, weit
sind ihre Augen in die Welt gerichtet,
auf deren Glück sie lange schon verzichtet.
So kommt, im Wunsch nach wohligem Behagen,
sie einmal unversehens Verlangen an,
sich ganz in etwas Weiches einzuschlagen.
Es sei noch, wie sie sich bestimmt entsann,
ein großes Knäuel Wolle feinster Art,
genug zu einem flauschig-warmen Tuche,
ja wo? ja wo? nun irgendwo verwahrt.
Und mit ihr geht das Kätzchen auf die Suche.
Wie stob der Staub als Murfi in die Flicken
mit Spiel und Springen seine Pfötchen stieß!
Wie seufzt das Fräulein im vergebenen Bücken,
weil nirgend sich das Knäuel blicken ließ!
Und wollt verzagen schon und schmollte
ob dem verlorenen Traum vom weichen Tuch,
als Katz und Knäuel plötzlich vor sie rollte.
Froh noch des Fundes horcht sie auf: „Besuch?"
Hat's nicht im Hofe herrschaftlich gerumpelt?
„Wie selten auf dem Lande ist Besuch!"
Der alte Friedrich kommt treppauf gehumpelt:
„Ein Herr Obrist – für kurze Frist –
die Landwehr inspizieren – bät, hier ihn zu quartieren."

Es mag gar förmlich hergegangen sein,
da nun selbander in den Polstern lehnten,
die heiß begehrt sich, und verschmäht sich wähnten
durch vieler Jahre stille Pein.
Der Obrist will dem Wein Verständnis zeigen,
er prüft ihn häufig und im Hauptesneigen
zieht er das Fräulein in die Prüfung ein.
Dorette rückt und denkt, wie gut zu stricken,
man tut vertieft und ohne aufzublicken
glückt dann und wann ein halber Augenschein.
Gar peinlich ist's, Gespräche einzuleiten!
Manch Seufzerlein entschlüpft bald hie bald da.
Doch er sieht Charme noch in Vergänglichkeiten,
sie die Blessuren und sein Podagra,
aber die Augen – trari trara –
als könnt er noch immer Attacke reiten!
Und das Kätzchen Murfi schmiegt sich so dringlich
von einem zum andern und spielt und tollt
mit dem Knäuel, das seltsam bezwinglich
hin und her zwischen den alten Verliebten rollt.
Da knisterts plötzlich in den scharfen Krallen,
wie wenn im Herd ein feuchtes Scheit verbrennt.
Der Obrist bückt sich steif: Potzsapperment!
Dem Wollgesträhne ist ein Brief entfallen.
Ob er die Schrift, ob er das Siegel kennt!
Und beugt sich im besinnlichen Vergleichen,
galant der Nachbarin den Brief zu reichen.
Stand viel darin von Kampf und Not
und manch ein dunkles Fragen.
Wie ward das Fräulein blaß und rot,
und wagt doch nichts zu sagen.
Nur hastiger nun überstürzten sich
die Nadeln in den Fingerlein, den raschen,
und hin und her im Fluge schürzten sich
geheimnisvollen Netzes feine Maschen.
Doch wenn die Katz das Knäuel verfitzt
im Springen und im Haschen,
der Obrist mit den Augen blitzt,
als gäb es Konterbande – zu paschen!
Da, mitten in dem Kätzchenspiel,
– ein O! von dort, ein Ach! von hier –
das zweite Briefchen aus der Wolle fiel,
danach der alte Kavalier
im Nah- und Näherrücken
sich ächzend wohl tät bücken.
Das war bei Jena auf der Wacht
gekritzelt noch im Morgenrot der Schlacht;
es wollt nach Krieg und Grauen
ein Siegerglück erbauen.
Dem Obrist schien's wie heut zu sein,
und zückte zur Attacke schon den Degen ....
Beglückt halb im Entziffern, halb verlegen,
Dorette wich verzagt in sich hinein.
Doch immer weiter wie im Traum sich regen
die strickenden Hände. –
Die Kerze brannt' herab und Murfi schlief.
Das Knäuel schwand geschwind – geschwinder,
aus letzten Fäden fiel der erste Brief.
Da beugte sich der Kavalier sehr tief –
und Hymen segnete die späten Finder.

Einem Freunde.

Von W. Groß.

Kein Lied bleibt ungesungen,
Kein Leben ungelebt,
Sei es von Leid durchdrungen
Noch lust- und freuddurchbebt.

Dein Mühen ist vergebens,
Dem Tag Gestalt zu leih'n,
Die Melodie des Lebens
Singst du niemals allein.

Zwei seltene Pflanzen der Uckermark und ihr Entdecker.

Von Dr. Walter Effenberger in Berlin-Oberschöneweide. — Mit 2 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Die naturwissenschaftliche Erkundung Brandenburgs ist trotz vieler darauf verwandter Mühe noch längst nicht zum Abschluß gekommen. Jede planmäßige Untersuchung fördert bisher unbekannt Gebliebenes zutage, und oft genug wird die Kenntnis unserer Heimat durch Zufallsfunde nicht unwesentlich erweitert und vertieft. So wurden vor wenigen Jahren die wissenschaftlichen Kreise Berlins durch die Nachricht überrascht, daß unfern den Toren der Weltstadt in einem fast unberührt gebliebenen Gebiet einige Pflanzen wüchsen, die man bis dahin nur von ganz wenigen Stellen Brandenburgs kannte, und die auch im übrigen Norddeutschland recht selten sind. Unter ihnen waren die Trollblume und der Moor-Tragant die weitaus bemerkenswertesten.

Wenn in diesem Kalender dieser Pflanzen gedacht wird, so ist dies durch die Tatsache gerechtfertigt, daß sie beide gewissermaßen Alteingesessene im Kreise Prenzlau sind. Jedenfalls werden Trollblume und Moor-Tragant in einem Standorteverzeichnis vom Jahre 1856, das noch zu würdigen sein wird, u. a. von den Wiesen am Marienfließ bei Prenzlau gemeldet. Es bedurfte gewisser Studien, ehe dieser Standort auf der Karte festgelegt werden konnte, da weder die Meßtischblätter der Umgebung von Prenzlau noch die Blätter im Maßstabe 1 : 100 000 den Namen Marienfließ enthalten. Schließlich ergab sich, daß das Marienfließ gleichbedeutend mit dem „Strom" des amtlichen Kartenwerkes ist.

Der Strom wird aus den Seen um Boitzenburg mit Wasser gespeist. Sein Lauf ist ihm durch eine breite Talfurche vorgeschrieben, deren unteren Abschnitt man von den Randhöhen bei der Thiesorter Mühle gut überschauen kann. Die Weiträumigkeit dieses Tales hat dem Bache Bewegungsfreiheit gelassen und ihm die Möglichkeit geboten, sein Bett in zahlreiche anmutige Windungen zu legen. Seine Ufer werden vielfach von Erlen, Weiden, Schneeball- und Weißdornsträuchern, von Schilf und anderen Pflanzen eingesäumt. Weite Wiesen begleiten den Bach zu beiden Seiten. Sie gleichen bunten Teppichen, und während der Pfingstzeit ist darin neben dem Grün das Gelb die vorherrschende Farbe. Träger des gelben Farbtones sind vielfach die kugeligen Blütenköpfe der Trollblume, die hier stellenweise in erstaunlichen Mengen wächst.

Die Trollblume (lat. Trollius europaeus) erreicht oft eine Höhe von 60 cm. Aus einer im Boden ruhenden, reich mit Faserwurzeln besetzten Grundachse steigen einige meist unverzweigte Stengel empor, die in der Regel nur eine, gelegentlich aber zwei bis drei Blüten tragen. Die



Abbildung 1 / Die Trollblume (Trollius europaeus) Aufnahme von einer Wiese am Marienfließ, 30. 5. 1931.

Form der Laubblätter ist aus der beigegebenen Naturaufnahme deutlich erkennbar. Von ihnen tragen die aus der Grundachse entspringenden die Spreiten auf langen Stielen, während die am Stengel stehenden stiellos sind. Die Blätter zeigen auf der Oberseite ein dunkles, unterseits ein helles Grün. Im übrigen erinnern sie in ihrer Form an die Laubblätter des allbekannten Hahnenfußes.

Der Kugelgestalt ihrer Blüten verdankt die Trollblume ihre in manchen Gegenden üblichen Namen „Kugelranunkel“ und „Kugelblume“, und auch mit der Bezeichnung „Troll“ verbindet sich die Vorstellung von etwas Rundem, Kugeligem. Das leuchtende Gelb der Blüten hat der Trollblume in manchen Gegenden den Allerweltsnamen „Butterblume“ eingetragen.

Zupft man die acht bis zwölf großen, fast kreisrunden Blumenblätter ab, so werden die bisher verborgenen Teile der Blüte frei. Dann sieht man einige schmal-spatelförmige, ebenfalls gelbe Blättchen, die in einem am Grunde befindlichen tütenförmigen Behältnis Honig absondern und daher Honigblätter heißen. Außerdem findet man zahlreiche Staubgefäße. In der jungen Blüte neigen sie domförmig nach innen, später aber krümmen sie sich nach außen und geben dann eine Gruppe von grünen Fruchtknoten frei. Diese Fruchtknoten reifen im Spätsommer und Herbst und entlassen schließlich beim Platzen der Kapseln glänzend schwarze Samenkörner.

Die Hauptblütezeit der Trollblume fällt in die Monate Mai und Juni; vereinzelt blüht sie im Herbste zum zweiten Male.

Die bis zu 4 cm im Durchmesser haltenden Blüten locken durch ihre leuchtend gelbe Farbe naturgemäß Insekten an. Bienen, Hummeln, Fliegen und kleine Käfer statten den Blüten ihre Besuche ab und dringen zwischen den Blumenblättern ins Innere vor, um zum Honig zu gelangen. Bei solchem Tun übertragen sie Blütenstaub von anderen Trollblumen auf empfängnisbereite Narben.

Die Trollblume ist vornehmlich an die Bergregion gebunden. In der ihr besonders zusagenden Höhenlage gedeiht sie massenhaft in den Alpen, und in den deutschen Mittelgebirgen hat sie zahlreiche Standorte, wo sie in großen Gesellschaften auftritt. Dagegen ist sie im norddeutschen Tieflande selten. Hier fehlt sie innerhalb weiter Räume gänzlich, und gerade dadurch gewinnt die Tatsache an Wert, daß der Prenzlauer Kreis dem vornehmen Geschlecht der Trollblume zusagende Lebensbedingungen bietet. Wie lange schon die Trollblume die Wiesen am Marienfließ zur Pfingstzeit schmückt, ist nicht feststellbar. Daß diese schöne Pflanze dem Kreise auch in Zukunft erhalten bleibe, ist ein Wunsch, der wohl jedem naturliebenden Kreisinsassen aus dem Herzen kommt.

Leider wurde und wird — wenigstens in manchen Gegenden — der Trollblume rücksichtslos nachgestellt. Schlimm stand es in dieser Hinsicht ehedem in Sachsen. Dort wurden die reichen Trollblumenbestände auf den herrlichen Bergwiesen des östlichen Erzgebirges in geradezu schamloser Weise ausgeplündert. Nicht allein Spaziergänger und Ausflügler nahmen von der goldenen Pracht, soviel sie erraffen konnten, auch Händler erschienen und schleppten die Trollblumen tragkorbweise fort, um sie in Dresden in klingende Münze umzusetzen. Heute ist das unterbunden. Auch im gesamten preußischen Staatsgebiet ist es jedermann verboten, sich Trollblumen widerrechtlich anzueignen. Die Verordnung zum Schutze von Tier- und Pflanzenarten (Tier- und Pflanzenschutzverordnung) vom 16. Dezember 1929 führt in der Liste der geschützten Pflanzenarten auch die Trollblume auf. Uebertretungen der Verordnung werden mit Geldstrafe bis zu 150 Reichsmark oder entsprechender Haft geahndet. Somit sind auch die Trollblumen im Prenzlauer Kreise unantastbar.

Das Standorteverzeichnis von 1856 erwähnt vom Marienfließ auch den Moor-Tragant. Diese Pflanze hat ihr eigentliches Verbreitungsgebiet ist ebenfalls in der Bergregion und ist beispielsweise im Riesengebirge an vielen Stellen häufig. Ihr Vorkommen am Marienfließ verdient daher besondere Beachtung, und es ist durchaus verständlich, wenn in dem Bericht über den Ausflug, der die Mitglieder des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg am 30. August 1925 dorthin führte, mit begeisterten Worten des herrlichen Anblicks gedacht wird, den eine mit über tausend Moor-Tragant-Pflanzen geschmückte Wiese darbot.

Die für das Gewächs gebräuchlichere Bezeichnung ist Swertie. Diesen fremd klingenden Namen führt die Pflanze zu Ehren eines um 1600 lebenden holländischen Gärtners Emanuel Swert.

In seiner berühmten „Illustrierten Flora von Mitteleuropa“ gibt Hegi die Höhe der Pflanze mit 60 cm an; das botanische Museum in Berlin-Dahlem bewahrt aber in seinem Herbarium ein Stück vom Marienfließ auf, das 75 cm mißt. Die Swertie findet also offenbar an ihrem Standort im Prenzlauer Kreise ganz besonders günstige Daseinsbedingungen.

Ihr aufrechter, kantiger Stengel trägt einige einfach geformte Laubblätter und die zu einer traubenförmigen Trugdolde vereinigten Blüten. Der Bau dieser Blüten läßt erkennen, daß die Swertie zu der Familie der Enziangewächse gehört. Viele Angehörige dieser besonders in den Alpen verbreiteten Pflanzenfamilie sind wegen

ihrer herrlich azurblauen Blüten bekannt und werden von Einheimischen und Fremden gleichermaßen begehrt. Zwar kann die Swertie sich an Schönheit mit ihren alpinen Verwandten nicht messen; immerhin ist sie wegen ihrer stahlblauen, dunkler punktierten oder gestrichelten Blüten



Abbildung 2 / Der Sumpf-Tragant (Swertia perennis) Aufnahme aus dem Naturschutzgebiet bei Schildow (Kreis Niederbarnim).

eine nicht alltägliche Erscheinung. Fünf radförmig gestellte, zugespitzte Blumenkronblätter umgeben die fünf stattlichen Staubgefäße und den Fruchtknoten; das Ganze wird von einem fünfblätterigen grünen, violett überlaufenen Kelche getragen. An den Kronblättern fallen dem Beschauer noch je zwei mit Fransen bedeckte, dunkelviolette Honiggrübchen auf, denen Fliegen und Käfer gern Besuche abstatten, um ihnen den Nektar zu entnehmen.

Die ersten schriftlichen Angaben über das Vorkommen der Trollblume und der Swertie im Kreise finden sich in der „Flora von Prenzlau und der nördlichen Uckermark", die der Prenzlauer Gymnasialoberlehrer Hermann Gerhardt im Programm des Gymnasiums zu Prenzlau für 1856 veröffentlicht hat. Aus den Angaben dieser Flora ist ersichtlich, daß ihr Verfasser mit rastlosem Eifer dem Studium der Pflanzenwelt seiner engeren Heimat obgelegen haben muß. Er nennt von den Wiesen und Gebüschen am Marienfließ außer der Trollblume und der Swertie eine Reihe anderer seltener Gewächse und führt von den beiden in diesem Aufsatze besprochenen Pflanzen weitere uckermärkische Standorte an. Bei seinen Forschungen hat er sich nicht eng an die Grenzen des Gebiets gehalten und ist, wie er ausdrücklich sagt, u. a. auch ins Pommersche hinübergegangen, wo ihn die Vegetation der Salzstellen bei Koblenz besonders gefesselt habe. Wenn man bedenkt, daß Hermann Gerhardt nur 41 Jahre alt geworden ist, so gewinnt man für die Beurteilung seiner wissenschaftlichen Leistung wohl erst den richtigen Maßstab. Es ist keine Kleinigkeit, das räumlich doch nicht ganz kleine Gebiet zu durchwandern und hierbei ständig auf die Pflanzen zu achten, Notizen zu machen und zu sammeln. Auch das Maß körperlicher Anstrengung, das solche Tätigkeit dem Forscher auferlegte, sollte nicht gering veranschlagt werden; denn es muß wohl angenommen werden, daß Hermann Gerhardt seine Reisen im wesentlichen zu Fuß machte.

Wenn man die Frage aufwirft, ob denn die Angaben jener alten, heute nur einem engen Kreise von Fachgenossen bekannten Flora für die neuzeitliche Pflanzenforschung noch von Wert seien, so kann die Antwort hierauf nur in bejahendem Sinne ausfallen. Der modernen Botanik sind alte Floren außerordentlich wertvoll; sie geben ihr beim Studium der Geschichte des Pflanzenkleides einer bestimmten Gegend wertvolle Fingerzeige, sie lassen erkennen, welche Pflanzen früher zum Bestande der Flora gehörten und daraus verschwunden sind, welche sich inzwischen neu angesiedelt haben usf.

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte schulden wir Heutigen dem alten uckermärkischen Floristen aufrichtigen Dank dafür, daß er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit die Bausteine zusammengetragen hat, aus denen er das Gebäude seiner „Flora von Prenzlau und der nördlichen Uckermark" zusammenfügte.

Anschließend an diese Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste schließen wir die Angaben, die der damalige Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Meinicke, über den Lebens- und Bildungsgang und über das Wesen Hermann Gerhardts im Programm der Schule veröffentlicht hat:

„Hermann Gerhardt, in Boytzenburg in der Uckermark 1815 am 8. April geboren, Sohn des dortigen Predigers Gerhardt, empfing den ersten Unterricht im älterlichen Hause und der Schule seines Geburtsorts und wurde zu Ostern 1829 in die Quarta des hiesigen Gymnasiums aufgenommen. Diese Lehranstalt verließ er zu Michaelis 1835 mit dem Zeugniß der Reife und begab sich auf die Universität Berlin, auf der er sich vier Jahre lang dem Studium der Philologie und Philosophie widmete. Zu Ostern 1840 unterzog er sich der Prüfung und bestand dann auf dem Joachimsthalschen Gymnasium das Probejahr. Hierauf übernahm er die interimistische Verwaltung einer vakanten Lehrerstelle am hiesigen Gymnasium und wurde nach einem halben Jahr zu Michaelis 1841 von dem Patronat desselben zum vierten Kollaborator gewählt, aus welcher Stelle er 1853 in die erste Kollaboratur einrückte. Er war nur 41 Jahr alt geworden, als ihn Gottes Wille*) einer Laufbahn entzog, auf der er noch in anderer Art für das Gymnasium segensreich hätte wirken können, als es ihm vergönnt war.

Was unser hingeschiedener Amtsgenosse der Anstalt gewesen ist, der er die besten Kräfte seines Lebens gewidmet hat, und zwar unverdrossen, auch wenn es nicht anerkannt wurde, das wird noch lange in der Erinnerung derjenigen leben, die mit ihm zusammen wirkten, derjenigen, die seinen Unterricht empfingen. Sie werden noch lange der gründlichen und ausgedehnten Kenntnisse, die er besaß, der vielfachen Belehrung, die sie seinem regen wissenschaftlichen Streben verdankten, der geschickten und freundlichen Weise, mit der er mit allen, die ihm näher standen, umging, seines ganzen Wesens sich erinnern, das ihn vielen so werth und theuer gemacht hat. Er war ein durch und durch reiner und ehrenhafter Mann, ein Mann von den anziehendsten und liebenswürdigsten Eigenschaften; während er allerdings manchem unbequem war durch die tiefe Wahrheit, Rechtlichkeit und Gradheit seines Charakters, hatte er doch das Glück, keinen Feind zu besitzen; seine Kollegen ohne Ausnahme wie überhaupt jeder, der im Leben in Beziehung zu ihm stand, fand in seinem Wesen etwas, das seiner eigenen Eigenthümlichkeit entsprach, und das kam daher, weil der tiefste Grundzug seines Lebens die Liebe war, die nur den Vortheil des anderen sucht. So war es seine Freude, sich aufzuopfern für andere, für Verwandte und Geschwister, für seine Schüler, Kollegen und Freunde, und wie weit das ging, das weiß kaum jemand besser als der Unterzeichnete, der sein Lehrer und sein Amtsgenosse gewesen ist, und dem er in inniger Freundschaft so eng verbunden war. Während er nach menschlichem Dünken noch lange unter uns in Rüstigkeit und frischer Kraft hätte wirken können, hat Gott ihn uns in der Blüthe seiner Jahre entrissen und einem besseren Leben zugeführt. Sein Leben bleibt allen, die ihn kannten, ein Segen!“

*) Am 29. Oktober 1856.

Bei den älteren Floristen war es üblich, Sammlungen getrockneter Pflanzen, sogenannte Herbarien, anzulegen. Es ist verbürgt, daß auch Hermann Gerhardt ein umfangreiches Herbarium besaß. Professor Meinicke schreibt darüber im Jahresprogramm 1858 folgendes:

„Der Oberlehrer Gerhardt hatte Behufs seiner botanischen Forschungen sich ein Herbarium angelegt, das außer vielen anderen eine fast vollständige Sammlung der in der Umgebung unserer Stadt wachsenden Pflanzen enthielt. Sein mir gegebenes Versprechen, daraus die letzten alle dem Gymnasium zu überweisen, hat nach seinem Tode sein Bruder, der Herr Prediger Gerhardt in Weggun, erfüllt und gestattet, daß aus den Sammlungen seines Bruders alles auf die Prenzlauer Flora Bezügliche entnommen werden dürfe. Diese Pflanzen aus dem Gerhardtschen Herbarium sind darauf von mir mit dem schon seit längerer Zeit unter den Sammlungen der Anstalt bestehenden Herbarium der Prenzlauer Flora zu einem Ganzen verbunden, das somit die Vegetation unserer Gegend fast vollständig enthält. Ein früherer Schüler unserer Anstalt, der Kreisgerichtskanzlist H. Seel, der seine Mußestunden in würdiger Weise mit botanischen Untersuchungen ausfüllt, hat im Sommer 1857 einen Theil der wenigen in unserer Sammlung noch fehlenden Pflanzen gesammelt und dem Prenzlauer Herbarium hinzugefügt; er hat dabei zugleich eine aus der hiesigen Gegend noch nicht bekannte Pflanze (Rosa tomentosa) aufgefunden.“

Durch eine Nachfrage im Gymnasium in Prenzlau hat der Herr Herausgeber dieses Kalenders festgestellt, daß von dem Herbarium Gerhardts leider nichts mehr vorhanden ist.

Püttens.

Van Max Lindow.

Wo is updſtunds noch een Pütten? He müßt in't Muſeum bröcht ward'n. To mien Kinnertieden harr binoh jerer Gehöft eenen Pütten. Ok geew dat bi uns eenen Popen-, Köſter-, Eck- un Keddpütten. De Köſterpütten weer unſer; wo oft heww ik van em een Dracht Woter holt. Toerſt mit een Droog. Noher löt dat mien Jungensſtolz nich mehr to, un ik nehm de ſchworen höltern Emmers an de Hand. De Püttens hebb'n uns Jungs antreckt, as de Magnet dat Iſen. Vör dat Schoolhus weer een groten Groosbrink (Grasplatz), up den ſich dat ſchön ſpeelen löt. Wi awer ſtünd'n am leewſten bi'n Pütten rüm. Erſt heww ik dat licht mit ſo'n Oort van Schwindel kregen; denn de oll Pütten weer bannig deep. Noher bün ik öfters an de Kedd runnerklabbert un heww den bloten Teegen in dat Woter ſtippt. Worüm? Man müßt as Jung doch ſien Korooſch wieſen! Dat geew jo ſogor wat, de ſtünd'n up den Püttenrand Kopp. De Kunſt heww ik nich lehrt; awer mi hett dat gewiß dunn Kummer genoog mookt.

Ik güng twee Johr no de School, as Oſtern de Quoden keemen. Nu was eener dorbi, de keem mit'n Lutſchproppen. Worüm ok nich? He weer dat nu eenmol ſo gewennt. In de Frieviertelſtunn ſtünd de quod Bernhard ok an den Pütten. Een Deckel weer up den Pütten nich up; wie künn'n uns fein ſpeegeln, un — wenn dat keener ſeeg, künn'n wi ok ees rinſpucken! Mit eenmol een Geſchrie, as wenn een Farken in de Dör klemmt is. Wat weer denn nu los? Den quoden Jung'n weer de Lutſchproppen in den Köſterpütten fall'n. Wat för een Malhör! Wat nu? Wat groot Jung'ns wull'n foorts runklabbern. Dunn keem mien Voter ok al öwer den Groosbrink. Jo, de weer ok rotlos; denn to tröſten weer hier nich. „Ik will mienen Propper, mienen Propper", ſo ſchreeg de Jung un hülte ſien Tronen ümmer pieplings in'n Pütten rin. Wat nu keem, dat hett ſo eenen Indruck up mi mookt, dat mi dat hüt noch vör Ogen ſteiht. Mien Voter öwernehm dat Kummanno! Een Jung müßt van uns Holtmiet een Stück Holt holen. Dat würd' unner an de Kedd inſchlöpt. Eener van de dreehoorigen Jung'ns müßt (he wull dat natürlich ok un ſeeg dat för de allergrötſte Ehr an, de em paſſeeren künn) ſich up dat Stück Holt ſetten, un mien Voter löt em mit de Wrang un Well langſom in den Püttenafgrund. Wie annern hebb'n ſchön Ogen mookt! Nu hüng de Jung öwer den Woterſpeegel; nu treckte he de Been hoch, dat ſe nich in dat Woter ſtippten; nu angelte un ampelte he no den Proppen un heel ſich dorbi bloot mit een Hand faſt. Dat weer ſo upregend, dat wi all dat Luftholen vergeeten. „Nu hett he em!" All harr'n dat mit ees ſchregen. Langſom keem he hoch. Ball keek ſien Kopp öwer den Püttenrand. An den Proppen awer lutſchte de Bengel! Jitzt ſtünd he werrer unner uns. Wi keeken em as een Wunnerdeert an. Wat harr'n wi dunn gewt, wenn wi dat Heldenſtück mookt harr'n! De Jung kreeg ſienen Proppen werrer, wiſchte em an den Armel af un ſtök em in den Mund. De Tronen leepen noch de Backen run, awer de Ogen lachten al werrer.

Denn buten de Buern al de erſten Pumpen. Wat güngen awer ſo ſchwoor, dat twee Knecht pumpen müßten. De Köſterpütten bleew. Ik müßt dat Woterholen beſorgen, oft teihn Dracht hinnereenänner. Dat lehrt man. Wutſch, ſtünd de Emmer up den Rand. Een, twee, dree, weer de iſern Knöwel dörch den Ring. Kopphäſter würd de Emmer in den Pütten ſtött. De oll Well kreeg dat Drehgen un dat Schriegen. „Lüerlüerlüerlüerlüer" heet dat Enn, wat ſe ſingen deer. Mit eenen Schwung an de Kedd würd de Emmer up dat Woter ümleggt, dat he vullopen künn. Nu ran an de Wrang. Rup mit de Laſt! De Well ſüng werrer ehr Lied, nu awer no een anner Melodie. „Telüt, telüt, telüt, telüt, telüt", klüng dat. Mit eenen Schwung würd de Woteremmer up den Rand treckt. Dit was de Ogenblick, wo ümmer een Schulps Woter öwer de Hoſen un in de Tüffel güng. Wi wüßten dat, ſprüngen torügg, awer dat Woter weer ümmer fixer. Dat weer jo ok egol, denn wenn dat Woter in de Tunn kippt würd, geew dat noch eenen

Schulps. Jo, een natte Arbeit weer dat Woterholen.

In de Püttens seeten ok Kröten; öfters keem een mit dat Kaffeewoter in'n Emmer mit hoch. Appetitlich weer dat nich, awer dat bröcht de Tied so mit sich. Wat Lüd sölen eenen Hekt in'n Pütten hadd hebb'n, de extra as Krötenjäger dor unner anstellt weer. Vertellt is dat word'n, awer ik weet dat nich; in'n Kösterpütten weer woll keener in.

Noher würd ut den Kösterpütten een Kösterpump mookt. Püttenmoker Winter, de Hoor as een Neger harr, stellte een Pumpenrohr in dat Püttenloch. Ik künn nu pumpen, awer natt Föt geew dat dorbi ok. Wenn ik den Emmer up de Erd setten deer, sprüng dat Woter ok in de Tüffel.

Popenpütten, Kösterpütten, Eck- un Keddpütten sind nich mehr. Dat Pumpen würd' de Lüd ok öwer. Wat Buern spannten een Perd för dat Pumpengöpelwark. De Schmedd bugte sich een grote Trummel un leet sienen Hund Woter treden un Woter lopen. Hüt is een Motor vör de Pump dor. „Aech! ach! ach!" seggt de, as wenn em dat ok keenen Spoos moken deit. Stöhn du man, uns hett ok keener beduert, wenn wi de Tüffel vull Woter kreegen!

Wo is updstunds noch een Pütten? Döschflegel, höltern Ploog, Püttens, wo ball ward'n de vergeten sind. „Weg dormit! Wat sall dat?" hitt dat. Dat dormit awer een Stück Dörppoesie vör ümmer verloren geiht, doran denkt keener.

Vom Schatzberg.

Nacherzählt von P. Peters-Schöneberg.

Gleich beim Dorfausgang, da wo der Weg nach Strasburg jetzt gepflastert ist, lag ein kleiner Hügel. Immer mußten die Fuhrwerke über diesen Hügel hinüber, und immer fluchte man, denn einmal ging es bergauf und dann war der Weg so schräg, daß es schon ein Glück zu nennen war, wenn der Wagen nicht umfiel. An einem nassen, kalten Novemberabend war auch ein Fuhrmann aus Friedland mit Waren nach Strasburg unterwegs. Schon mit Mühe war er bis zum alten Krug in Neuensund gekommen. Nun hieß es noch die letzte Strecke mit den müden Pferden zu überwinden. Mit aller Kraftanstrengung zogen sie den Wagen bis auf die Höhe. Schon schien alles gut, da brach ein Rad auf dem schrägen Wege, und unter großem Poltern fiel der Wagen um. Wortlos raufte der Kutscher seine Haare. Plötzlich stand neben ihm ein Männlein, welches ihm eine Schaufel mit glühenden Kohlen entgegen hielt. „Nimm dat, nimm dat", sagte es. Aber der Kutscher war so verzweifelt, daß er gar nicht darauf achtete, sondern in den Krug zurücklief, um Hilfe zu holen. Als er nach geraumer Zeit mit anderen Männern zurückkam und sie bei Licht das Unglück überblicken wollten, fanden sie auch die kleine eiserne Schaufel und auf ihr glühende Kohlen. Sie benutzten die Gelegenheit und wollten sich ihre Pfeifen daran anzünden, aber, o Wunder, so viel sie auch von den Kohlen auf ihre Tabakspfeifen legten, immer verlöschten die Kohlen und zündeten nicht. Schließlich gaben sie ihr Vorhaben auf und richteten mit vieler Mühe auch ohne qualmende Pfeife den Wagen auf. Mühsam zogen die Pferde den schweren Wagen nach Strasburg. Die Helfer aber kehrten langsam in den Krug zurück; als sie sich dort bei einem Glas Bier die Pfeifen anstecken wollten, bemerkten sie, daß dieselben ganz dünn vergoldet waren und einer, der bei dem vergeblichen Versuch, mit den Kohlen auf dem Schatzberg Feuer zu machen, eine dieser Kohlen in seine Pfeife getan, hatte sogar kleine Goldkörnchen darin. Hätten sie doch bloß die Kohlen gesammelt, die der Zwerg dagelassen, sie hätten Geld genug für ihr Leben gehabt!

Am 11. Sept. 1930 verstarb, erst 59 Jahre alt, auf einer ärztlichen Studienreise in Stockholm

Sanitätsrat Dr. Hugo Niemer.

Von Geburt Westfale, hatte er sich nach Studien- und Ausbildungsjahren in Freiburg, Greifswald und Berlin 1897, im Alter von 26 Jahren, in Prenzlau als Arzt niedergelassen. Durch Persönlichkeit und Können gelangte er bald zu einer großen Praxis. 32 Jahre hindurch galt seine überaus erfolgreiche Lebensarbeit der neuen Uckermärkischen Heimat. — Dank ungewöhnlicher Fähigkeiten und einer unermüdlichen Arbeitskraft war es ihm möglich, sich im Laufe der Jahre neben der Ausübung seiner umfangreichen Praxis noch umfassende, allseitig anerkannte Kenntnisse auf dem Fachgebiet der medizinischen Röntgenkunde zu erwerben. Er begründete zunächst aus eigenen Mitteln ein Röntgeninstitut. Das allgemeine Vertrauen zu seinem Können zeigte sich, indem ihn die Kreisverwaltung beim Bau des neuen Kreiskrankenhauses zunächst als Berater bei der Planung der Röntgenabteilung zuzog und ihm dann deren Leitung übertrug. Die vorbildliche Einrichtung und Organisation des Institutes ist sein Werk.



Dem Studium der auf dem jüngsten Gebiet der medizinischen Strahlenbehandlung, der Radiumkunde, besonders vollkommenen Einrichtungen der schwedischen Hauptstadt galt seine Reise nach Stockholm im September 1930. Hier traf ihn am 11. September ein plötzlicher Tod. Mitten in vollem Wirken brach er zusammen, nachdem er schon Monate lang körperliche Beschwerden mit gewohnter Energie unterdrückt hatte.

Voraussetzung für die Art und den Umfang seines Wirkens waren reiche Begabung und nie erlahmende Arbeitskraft, darüber hinaus aber eine hohe ideale Berufsauffassung. Sein berufliches Wirken war beherrscht von dem unbeugsamen Willen zu strengster Pflichterfüllung!

Eine ungewöhnliche Autorität genoß er als Arzt. Unzähligen hat er aus reichem ärztlichen Können, aber auch aus gütigem Herzen heraus geholfen. Von seinen Untergebenen verlangte er, entsprechend den hohen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, vorbildliche Arbeit, er war dabei aber ein gerechter, wohlwollender Vorgesetzter. Trotz der Fülle der auf ihm lastenden Arbeit blieb der Verstorbene bis zuletzt ein froher Mensch, der dankbar die kurzen Stunden der Ausspannung genoß. Ohne ein offenes Wort am rechten Ort zu scheuen, bestätigte er die Erfahrung, daß Menschen mit reichem Wissen und großem Können, frei von Überheblichkeit, auch andern Meinungen gerecht zu werden wissen. — Unvergessen wird sein Andenken bleiben denen, die ihm menschlich näher traten, den Behörden u. Kollegen, die mit ihm arbeiten konnten, den vielen, denen er als Mensch und Arzt geholfen hat!

Vom heiligen Herd.

Von Professor Robert Mielke.

Wer denkt wohl heute, wenn er am Ofen oder am Heizrohre sitzt und seinen Kaffee schlürft oder seine Pfeife raucht, an die gewaltige Entwicklung, die zwischen dem brennenden Holzscheit und der modernen Zentralheizung liegt! Unsere Vorfahren hatten ein dankbares Gedächtnis für die Wohltat des Feuers und seinen Einfluß auf den Menschen. Der Herd war der Mittelpunkt des Hauses und der Verehrung der Gottheit; im Feuer vollzog sich die Reinigung und Heilung von Krankheiten von Tier und Mensch; noch sind die Oster- und Johannisfeuer auf dem Lande nicht völlig verschwunden. Ist es nicht auch kennzeichnend, daß die Völker der heißen Zone, denen die Sonne reichlich Wärme spendet, für den Weltuntergang das Bild von der Sintflut erdacht hatten, während die Bewohner des kälteren Klimas sich das Schlußdrama der Welt im Feuer vorstellten, das Erde und Menschheit verzehren würde! Noch im 18. Jahrhundert war das Bild nicht verblaßt; auf einem Kirchhofspfeiler des vor den Toren Berlins gelegenen Beelitz liest man die eindrucksvollen Worte:

Gottes Sohn wird siegen,
Wenn auf der Engel Feld Geschrey
Die Gluth dies kleine Welt Gebäu
Wird in die Asche legen.

Man ahnte, indem man es verehrte, die furchtbare Macht des Elements. Im Feuer war unser Globus entstanden; mit Feuer hat die Natur das keimende Leben über den Erdball verfolgt, wenn der Blitz aus geheimnisvoller Höhe herablohte und die Lebewesen erschreckte. Als Vernichter trat das Element in den Gesichtskreis des Menschen. Aber er hat auch seine wohltätige Macht erfahren und den schwelenden Brand zu erhalten gesucht, der ihm Wärme spendete. Kein Forscherauge wird soweit in die Vergangenheit dringen können, um den Zeitpunkt zu erspähen, an dem der Mensch einst den göttlichen Funken eingefangen hatte, kein Mensch auch die Wandlung ermessen können, in der sich das Furchtbare eines Naturereignisses milderte in den gezügelten Brand des Herdes. Doch als ein Geschenk der Gottheit ist das Feuer schon seit alter Zeit verehrt worden. Sage und Brauch haben es poetisch umrankt und seinen Einfluß auf die Kultur bis in die Gegenwart anerkannt. Denn mit dem Augenblicke, in dem sich der Mensch das Feuer dienstbar machte, an dem der Brand zum Opfer und für das Haus emporloderte, beginnt die Kultur von ihm auszustrahlen. In der Sage von Prometheus, der — um den Menschen das Feuer zu bringen — es den Göttern stahl, und der zur Strafe an den Felsen geschmiedet wurde, bezeugt sich die Erkenntnis, daß es ein jenseit der Menschheit liegendes Element ist, dessen Wohltat mit dem Einsatz der Persönlichkeit erkauft wurde.

Der Herd, auf dem das Feuer nie erlöschen durfte, und das in einem solchen Falle nur im kultischen Brauch wieder entzündet werden konnte, ist daher mit Recht der räumliche und geistige Mittelpunkt des Hauses und der Familie, das Feuer selbst ein heiliges Element. Seine Verehrung war besonders bei den Indogermanen verbreitet, die in ihren Hauptvertretern, den Indern, Griechen, Römern und Germanen schon vor mehr als 4000 Jahren zur Ausbildung von Feuerkulten kamen. Wir wissen von den Vestalinnen, daß sie in dem, als Mittelpunkt des alten Rom angesehenen Tempel das Feuer zu schüren hatten, und erinnern uns, daß die römischen Hausgötter, die Laren, ihren Sitz an dem Herde hatten.

Und das war im sommerwarmen Süden. In unseren Breiten kann der Mensch noch weniger ohne Feuer auskommen. In den geologisch nicht ganz sichergestellten Kalktuffen von Taubach bei Weimar ist ein Brandplatz gefunden aus einer Zeit, die mindestens zehn Jahrtausende zurückliegt. Nicht selten stößt auch der Pflug im Acker auf eine Steinsetzung, die man meist achtlos entfernt. Man macht sich in der Regel darüber keine Gedanken, wundert sich allenfalls, daß in ihr Holzkohlenreste, vielleicht auch Scherben und Knochenstücke eingebettet sind. Es ist ein alter Herd, aus Steinen roh aufgeschichtet und bisweilen in

einer flachen Grube versenkt. Früher nahm man an, daß die Erbauer ihre Feuerstätte einst auf freier Flur angelegt hatten; heute sind wir infolge verfeinerter Untersuchungsmethoden imstande, auch die ehemalige Hütte nachzuweisen. Solche Erdhütten mit den Holzpfosten sind in den letzten Jahren recht

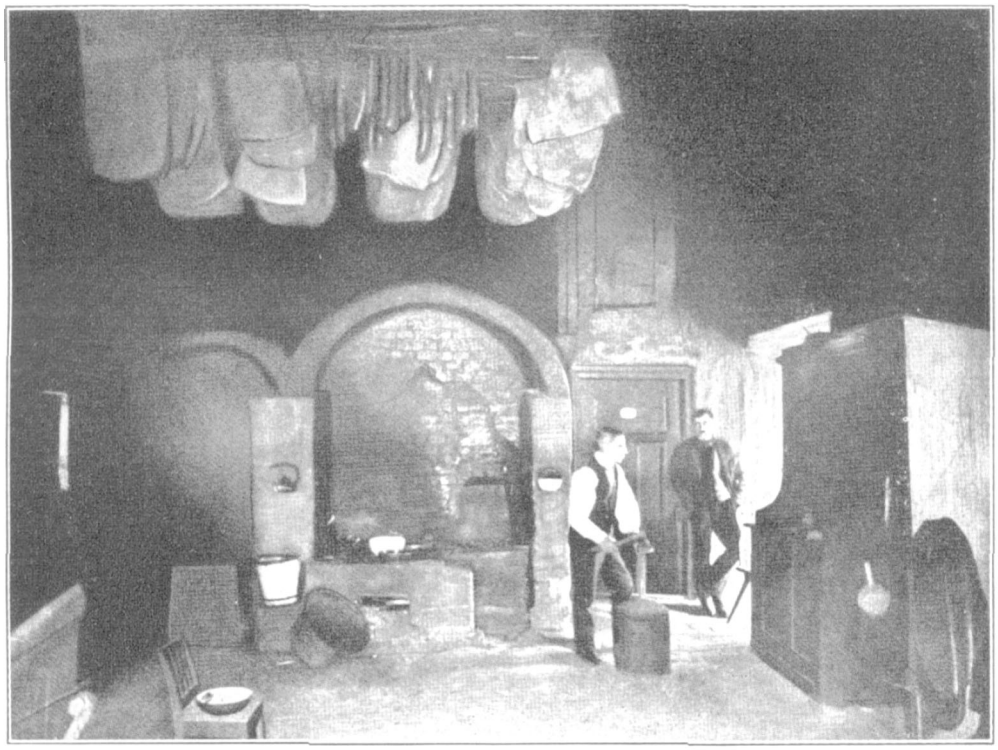


Steinherd von Buch.

häufig gefunden; in dem von Dr. Kiekebusch in Buch bei Bernau erforschten bronzezeitlichen Dorf sind allein 92 Hausstellen festgestellt worden. Vergegenwärtigt man sich die von demselben Forscher im vorigen Kalender beschriebenen gewaltigen Grabanlagen bei Wollschow, dann darf man hoffen, daß eines Tages auch die Siedlung mit ihren Häusern und Herden ans Tageslicht tritt. So ein Herd sieht allerdings recht bescheiden aus. Daß er sich aber in dieser bedürfnislosen Form jahrtausendelang erhalten hat, ist insofern etwas überraschend, als neben solchen Urfeuerstätten bereits hochentwickelte Backöfen erfunden waren, selbst Röhrenöfen aus Ton sich nachweisen lassen, und die Warmluftheizung der Römer, die sich bis in die Zeit der Gotik — Schloß Grimnitz bei Joachimsthal zeigt sie noch — erhalten hatte, erst im vorigen Jahrhundert von neuem erfunden werden mußte. Es mutet an, als ob der Mensch aus frommer Scheu vor der Heiligkeit des Herdes ihn in dieser altertümlichen Gestalt erhalten wollte.

Zahlreiche Bräuche, die noch vor einem Menschenalter bekannt waren und es stellenweise vielleicht noch sind, bezeugen diese kultische Stellung des Herdes. Auch in der Uckermark kennt man die Helle oder Hölle, den dunklen Schacht zwischen der Wand und dem Ofen. Wir entsinnen uns dabei vielleicht mancher Sage, nach der die Seelen Verstorbener am Herde geistern oder Kobolde, Pucks, Heinzelmännchen und andere, dem Menschen meist freundlich gesinnte Geister am Herde ihren Aufenthalt haben. Der Name Hölle als Eingang in die Unterwelt liegt daher recht

nahe. Mit der Hölle Luzifers hat das Wort allerdings nichts zu tun, da es von helan = hehlen, verbergen herzuleiten ist und als häufiger Flurname eine Grube, eine Schlucht anzeigt, also erst nachträglich auf den geheimnisvollen Spalt übertragen worden ist. Immerhin ist die Ideenverbindung mit den Herdgeistern vollauf berechtigt.



Schwibbogen in Mödlich (Prignitz).

Man bringt das Wort Herd mit Erde zusammen. Sicher ist, daß die ältesten Herde aus Steinen und Erde bestanden, und daß die letztere zauberische Wirkungen ausüben konnte. Die Tatsache, daß 1744 ein Mädchen angeklagt war, Erde vom Herde für Zauberei entnommen zu haben, bestätigt diesen Zusammenhang. In mehreren Sagen verlangten die unschädlich gemachten Geister, daß sie unter den Herd gebannt würden, wo man sich den Aufenthalt der Seelen dachte. Hier oder an der Brandmauer über dem „Wichtelstein" hatte der Hauskobold (Kobold = Kobwalt, der der Kobe, d. i. des Hauses Waltende) seinen Platz. Hier wurden den Seelen auch Opfer gebracht. Am Allerseelentage (2. November) wurde in katholischen Gegenden Milch gegen den Herd gespritzt; man hing Zwiebel und Knobloch, die am Dreikönigstage (6. Januar) geweiht waren, in der Nähe des Herdes oder über dem Ofen auf und entzündete das Herdfeuer mit dem vom Judasfeuer am Charfreitag gebrachten Kohlen, um das „heilige Licht" zu erhalten. Von diesem Judasfeuer warf man bei Gewittern geweihte Palmkätzchen und Kohlen auf den Herd oder geweihte Palmen und Kerzen, um dem Blitzschlage vorzubeugen. Den ersten ausfallenden Zahn des Kindes soll man hinter den Herd oder in die „Helle" werfen. Kranke verbrennen geweihte Kräuter auf dem Herde und klagen ihr Leid den Herdgeistern. Und die Ofentöpfe, die früher üblichen zwei eisernen Häfen, die stets warmes Wasser enthielten, dienten zum Weissagen. Entleert man sie während der Christmette um Mitternacht und sieht hinein, dann erfährt man die Zukunft. Die alte Sitte, die Obstbäume, das Vieh, das Haus und die Bienenstöcke am Charfreitage zu begießen, um sie zu sichern und ihre Fruchtbarkeit zu vermehren, erhält besondere Kraft, wenn man etwas Wasser aus dem Ofentopf

hinzutut. Es steht damit im Einklange, daß man das Hafenwasser beim Begräbnis eines Hausbewohners ausschöpft, oder daß man neugekaufte Hühner mit den Füßen in das Wasser taucht, um sie an den Hof zu gewöhnen. Wenn wir weiter im Auge behalten, daß die Kohlen in den Los- und Rauhnächten (25. Dezember bis 6. Januar) die Zukunft verkünden, daß die Kohlen vom Judas- und dem Johannisfeuer heilbringend sind, dann versteht man auch, warum bei vergrabenen Schätzen glühende Kohlen anzutreffen sind, warum Rübezahl und andre gute Geister den Menschen Kohlen reichen, die sich hernach als Gold erweisen, eine treffende volkstümliche Andeutung des Herdsegens, wenn an ihm tüchtige Frauen schalten und des Hauses Glück bewahren und bezeugen, daß eigner Herd Goldes wert ist.

Die erhaltende und verjüngende Kraft des Herdes findet in der altsächsischen Sitte einen sichtbaren Ausdruck, an der angerußten Wand einen großen Lebensbaum mit weißem Sand als Sinnbild der Jugend und des Gedeihens anzubringen, der mit seinen aufsteigenden Aesten, wie die Rauchschwaden, nach oben weist. Die Verbindung dieses uralten Symbols mit dem Ruß ist kein Zufall, denn der letztere ist ein Schutzmittel gegen Hexen. Darum fahren die Hexen am Walpurgistage (1. Mai) auf dem Besen oder der Ofenkrücke durch den berußten Schlot hinaus auf den Blocksberg; wer um Mitternacht hindurchsieht, erkennt die vorüberziehenden Hexen des Ortes; wer aber in der Christnacht eine Totenbahre erblickt, weiß, daß er im kommenden Jahre sterben wird. Der Zauber wirkt sich auch auf Abwesende aus. Hängt man etwas von einem Feinde: Haare, Kleidung, Werkzeug usw. in den Schlot oder in den Rauchfang, dann trifft jenen Abmagerung, Abzehrung, Tod. So verbindet sich das Gute mit dem Bösen in dem Kult des Herdes zu einem üppigen Gestrüpp von Aberglauben und Sinnigkeit, deren Wurzeln tief in der Urzeit stecken. Und nicht ohne Beziehung auf diese geheimnisvolle Weihe sagt Hunding zu Sigmund in der Wagnerschen Walküre: „Heilig ist mein Herd, heilig sei dir mein Haus".

Bei solchen geheimnisvollen Beziehungen liegt es nahe, daß das schwelende Holz auch zu bestimmten Rechtsanschauungen Veranlassung gegeben hat. Nicht selten ist die Grenze eines Landstückes oder einer Gemeinde über den Herd oder durch den herabhängenden Kesselhaken gezogen. Vor diesem, der sogenannten Hahle, fanden oft die Taufen statt. In dem benachbarten Pommern und vielleicht auch in der Uckermark legte man den neugeborenen Erdenbürger, um ihn vor Hochmut zu bewahren, unter die Ofenbank oder schob ihn, damit er das Schreien verlernte, in die Helle. Um den Herd, soweit er noch frei im Hause stand, wurde die junge Frau bei ihrem Einzuge herumgeführt, oder man ließ das Feuer ausgehen, um es beim Eintritt der neuen Herrin wieder anzuzünden, entweder, daß man sich den Brand vom Nachbarn lieh oder ihn durch Reiben zweier Hölzer erzeugte. Wenn die junge Frau mit dem Kammer- oder Brautwagen, der sie und ihre Habe bringt, vor dem Hause hielt, dann trugen sie die starken Arme des Gatten an den Herd, ohne daß ihr Fuß den Boden berührte. Auch die neue Magd wurde dem Hause verpflichtet, indem man sie dreimal um den Kesselhaken leitete oder sie durch den Rauchfang sehen ließ. Selbst der tote Besitzer wurde in einzelnen Gegenden vor dem Herde eingesegnet, an dem er den Hof einst dadurch rechtlich übernommen hatte, daß man den Kesselhaken auf- und niederzog oder das absichtlich gelöschte Feuer feierlich wieder anzündete.

Es liegt ein tiefer Sinn in solchen Bräuchen, durch die man einst symbolisch die Treue zum Hofe und zum Volkstum zum Ausdruck brachte. Hatte einer durch schlechte Wirtschaft oder durch ein Vergehen das Anrecht auf seine Dorfgerechtsame verwirkt, dann löschten die Nachbarn das Feuer auf dem Herde, eine sehr ernste Handlung, die dreimal wiederholt wurde, wenn einer seinen Hof und seine Heimat aufgeben wollte. Erst wenn dieser Hinweis auf die Schwere seines Entschlusses unbeachtet blieb, war er los und ledig aller Pflichten und Rechte, wurde er elend, d. h. heimatlos. „Wo das Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein" behauptet der Volksmund. Und das Herdfeuer sichert Gesundheit und Besitz. Es darf nur an bestimmten heiligen Tagen verlöschen und wurde, um die Glut für den nächsten Tag zu erhalten, wie bei dem modernen Grude-Ofen, mit Asche bedeckt.

Galant sagt man am Rhein, daß man das Feuer und die Frau nicht aus dem Hause nehmen dürfe, denn sie sind des Beste, was die Mauern einschließen. Dem steht freilich ein recht unhöfliches Wort aus dem 11. Jahrhundert gegenüber, nach dem die drei schlimmsten Schäden des Hauses ein undichtes Dach, eine böse Frau und ein rauchender Herd sind. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der Mann böse Erfahrungen gehabt hat; jedenfalls sind Klagen über rauchende Oefen schon recht alt. Die Verse in der Idylle von Johann Heinrich Voß „Luise" mit der behaglichen Stimmung, die uns die Verse malen „Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens saß der redliche Tamm", werden durch die bewegliche Klage der Magd etwas getrübt: „Und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret, legt sie Feuerung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg, hustend und schimpfte dem Rauch und wischte die tränenden Augen". Heute, da das Feuer nicht mehr sichtbar vor den Augen flammt, da Ofen und Herd oder Stube und Küche voneinander geschieden sind, macht sich der Rauch nicht mehr so stark geltend; aber in manch einem alten Bauernhause, in dem noch ein offener Herd an die ältere Zeit erinnert, ist man auch weniger empfindlich gegen die Rauchplage, zumal das Herdfeuer an den langen Winterabenden der einzige Lichtspender war.

Und darin lag die kulturgeschichtliche Bedeutung des Herdes. Als der Verfasser vor dreißig Jahren an einem Herbstabend durch die Lüneburger Heide wanderte, überfiel ihn ein frühzeitiges Schneetreiben, das ihn in eines der Heidehäuser trieb. Am offenen Herdfeuer saß ein altes Mütterchen und erzählte den aufhorchenden Enkeln Sagen und Märchen. So sind die Ereignisse, Geschichten und volkstümlichen Dichtungen wohl seit Jahrhunderten erzählt worden und haben damit eine Brücke geschlagen zur Vergangenheit, die am heimischen Herd niemals erstarb; so haben es die Dichter geschildert, wenn sie von der Poesie des deutschen Hauses sprachen. Aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. schildert uns ein geistlicher Schriftsteller einen Herd, der dem der Lüneburger Heide durchaus entsprach. Vier Jahrhunderte später wird zum ersten Male der Ofen erwähnt, der recht zögernd in den höfischen und städtischen Kreisen Eingang fand, aber die Vorherrschaft des offenen Herdes noch nicht bedrohte. In den östlichen Alpenländern und in Nordwestdeutschland ist er noch heute in alten Bauernhäusern zu finden. Dort ist er zur sogenannten Rauchstube, einem vom Rauch geschwärzten Herdraum, geworden; hier hat er seine Stellung als Mittelpunkt des häuslichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens behauptet. Obwohl das Altsachsenhaus, das im Westen und Norden der Uckermark einst üblich war, hier heute spurlos verschwunden ist, hat sich der Herd noch in dem sogenannten Laubenhaus erhalten, das in der Uckermark in beachtenswerten Beispielen vorhanden ist, bezw. vor dem Weltkriege vorhanden war (Badingen, Bölkendorf, Brodowin, Gerswalde, Golm, Heinersdorf, Kerkow, Lübbenow, Lüdersdorf, Lunow, Milow*), Schmiedeberg, Serwest, Stolzenhagen, Zichow), wenn einzelne auch durch Abriß oder Zubau der Laube ihre charakteristische Gestalt eingebüßt haben. Freilich lag er nicht mehr frei auf der ebenen Erde, sondern war in die Höhe gewachsen und an die Wand gerückt, die sich mit den drei anderen Wänden nach oben zu einem Schlot verengten und die „schwarze Küche" bildeten.

Mit dem niedrigen Herde, der in der Uckermark wohl schon vor dem Dreißigjährigen Kriege verschwunden ist, war eine Herdgrube verbunden, durch die das Feuer die nötige Zugluft erhielt. Diese war bei den Skandinaviern so geräumig, daß sich in ihr ein Mensch aufhalten konnte. In einem alten Liede heißt es von einem Faulpelz, der übrigens später ein berühmter Held wurde: „Und er saß in das Herdes Grube und aß Rinden von dem Baum". Das hat insofern Interesse, als das hier für die Feuerstätte gebrauchte Wort arinn sich in der oberdeutschen Bezeichnung Eren oder Ern erhalten hat, das heute den Flur bedeutet, aber ein Beweis dafür ist, daß auch in den in der Uckermark verbreiteten Bauernhäusern der Herd einst auf dem Eren stand.

Als im 16. Jahrhundert der Herd an die Wand rückte, veränderte sich der Herdraum zunächst noch nicht. Jener wurde als eine nie-

*) Der vorjährige Kalender bringt auf S. 95 eine schöne Abbildung.

drige Bank aufgemauert und erhielt dann einen offenen, oben rundbogig abgeschlossenen Aufbau, den Schwibbogen, der äußerlich einem Kamin glich, aber keiner ist, weil ihm der Rauchabzug fehlte. Der echte Kamin kam aus Frankreich über Flandern nach Deutschland, hat aber nur in Burgen und Schlössern Verbreitung gefunden, aber er hat in andrer Weise seine Karte in allen deutschen Häusern abgegeben. Da die Vereinigung von Feuerstätte und Rauchfang bei den Römern als caminus bekannt war, so kam mit der Sache auch die Bezeichnung caminata zu uns, wandelte sich in cheminata um und gab dem Heizraum der mittelalterlichen Burg den Namen Kemnata, um schließlich zu unserer Kammer zu verflachen, die also ursprünglich ein Wohngelaß mit Heizvorrichtung war.

Unser norddeutsches Bauernhaus ist ein Einfeuerhaus, d. h. es schloß nur eine Feuerstätte für Kochen und Heizen ein. Das blieb bis gegen 1800, aber noch wird der Ofen oft vom Herdraum aus geheizt. Als sich die Abtrennung von Wohn- und Herdraum durchsetzte, hatte man im nordwestlichen Deutschland, um die ehrwürdige Stellung des Herdes nicht anzutasten, einen kastenförmigen, meist eisernen Ofen in die Wohnstube gestellt, die man als Dönse oder Dörnse bezeichnete, ein Ausdruck, der auch in der Uckermark weit verbreitet ist, der indessen keine Ofenstube bezeichnet. Mit der Abtrennung der Küche hat der Herd seine altertümliche Weihe verloren, aber das Herz des Hauses ist er geblieben. Der „Segen des häuslichen Herdes", den der elsässische Dichter Johann Fischart im 16. Jahrhundert rühmt, ist unabhängig von der Gestaltung der Feuerstätte. Möge er auch unter veränderten Verhältnissen dem deutschen Hause treu bleiben, und das Wort Wotans, der zu Mime in die Schmiede tritt: „Dem wegmüden Gast gönne hold des Hauses Herd" auch für das gastoffene Haus der Zukunft Geltung behalten!

Merkwürdiges aus der Geschichte Prenzlaus.

Nach der Seckt'schen Chronik von R. Sendke-Prenzlau.

1. Das Interdikt.

Im Jahre 1360 wurde die Stadt Prenzlau von dem Offizial des Bischofs zu Kammin Johann Scryver, der seinen Sitz in Stettin hatte, mit dem Interdikt belegt, weil sie einige Juden in ihren Mauern aufgenommen hatte. Die Kirchen wurden geschlossen, der Gottesdienst untersagt; auch durfte kein kirchliches Begräbnis gewährt werden. Das Interdikt, diese furchtbarste Waffe der Päpste, wurde im Mittelalter von der katholischen Kirche nicht selten gegen Länder und Städte verhängt, deren weltliche Obrigkeit sich ihren Maßregeln widersetzte. Zu einer Zeit, als das ganze geistige Leben und Interesse der Bevölkerung fast ausschließlich von der Kirche und ihren Institutionen beherrscht wurde, mußte das Interdikt geradezu verheerend auf die Gemüter einwirken. Der Rat und die Gerichtsbarkeit von Prenzlau bevollmächtigten daher zwei Abgeordnete, und zwar den Geistlichen Otto von Barstorp und den Bürger Lüder Kranepul, gegen das Interdikt zu appellieren und die Aufhebung desselben bei dem genannten Offizial oder den sonst zuständigen Instanzen durchzusetzen. Wann und unter welcher Bedingung ihnen dies gelang, meldet Seckt nicht. Er schließt seinen Bericht mit den Worten: „Wie sehr ist doch das zeitige tolerante Jahrhundert zum Ruhm der Menschheit über den damaligen Religionshaß erhaben".

2. Die erste Kanone in Prenzlau.

Im Jahre 1433 schloß der Prenzlauer Rat mit den „Stückgießern" Johann von Lavedo und Johann Pantzermkern einen Vertrag wegen Gießung einer Kanone. Seckt berichtet, daß der notariell aufgenommene Kontrakt viele Sicherheitsvorbehalte enthielt für den Fall, daß der Guß nicht gelingen sollte. Wie groß das Geschütz war und wieviel es gekostet hat, wird nicht berichtet.

Daß der Guß gelang, geht übrigens aus einer anderen Stelle der Seckt'schen Chronik hervor. Es wird dort bemerkt, daß eine Abteilung feindlicher Pommern, die während der späteren Kämpfe mit den Brandenburgern in Prenzlau eindrang und, zurückgeschlagen, sich im Stettiner Torturm festsetzte, erst kapitulierte, als man in der Baustraße eine Kanone gegen sie auffuhr. Ueber den Verbleib des Geschützes weiß Seckt nichts zu berichten. Vermuten läßt sich, daß die Kaiserlichen unter Wallenstein es hinwegführten, als sie 1627 die Belagerung von Stralsund vorbereiteten.

Falter und Roſen.

Von Erich Sendke.

Zeit in Duft und Farbenrauſch,
Zeit der roten Roſen,
Die mit Faltern, Tauſch um Tauſch,
Gebend, nehmend koſen.
Wie ſie keck im Winde wippen,
Wie die Schelme ſchüchtern nippen
Und auf blutdurchpulſten Rändern
Prunken mit den Farbenbändern.

Sehnſucht ſtirbt jetzt im Genuß,
Wenn die Kelche quellen,
Und wenn ſich im erſten Kuß
Luſt zu Luſt geſellen.
Iſt auch weſtwärts hinter Hügeln
Schon das Taggeſtirn geſunken,
Zittern aus den Kelchen, Flügeln
Noch verlor'ne Sonnenfunken.

Hundstage.

Von Erich Sendke.

Schwüle laſtet ſchwer auf trägen Tieren,
Müde Menſchen mehr und mehr ermatten,
Glanzlos geiſterhafte Augen ſtieren
Auf die Dinge rings, die ſommerſatten.

Sonnenſelig einſt aus ſeinen Hüllen
Sprang der Sproß und ſchwang dem Licht entgegen,
Mag in dieſer grauen, ſtickig ſtillen
Atmoſphäre nun nicht mehr ſich regen.

Fahl und fahler färben ſich die Fernen,
Bleich und bleiern ſackt die Sonne ſachte,
Bis ſie dann, verdeckt von Wolkenkernen,
Deren Kanten lichterloh entfachte.

Mählich fährt in blaue Wolkenballen
Ein Sichregen und ein Sichbewegen,
Auf die durſtgequälte Erde fallen
Langſam, läſſig, gold'ne Tropfen Regen.

Jäh zerſchlitzt ein Blitz die Wolkenwände,
Bellend fährt ein Knall aus Höllenrachen,
Menſch, was biſt du! wenn die Schöpferhände
Ungezählte Kilowatt zerkrachen.



Zeichnung von Leo Wieſe.



Krempſtäbel-Wellert.

En Geſchicht middwegs ut dat vörig Johrhunnert.

Vertellt van Ernſt Ziemendorf.
Biller hett Wilhelm Keding teekent.

Krempſtäbel hett he anhatt den Dag, as de Himmel öwer em intweibräken där, as de Erd unner em to bäwern anfung, den Dag, an den he en ſtillen Mann würr. Krempſtäbel hett he anhatt ſien lewlang. Dat Wautſchen in dat Woter, dat Plümpern, dat Fiſchen leeg em in de Lumm'n. Va ſien Vader harr he dat arwt. De leeg ook Sünndag för Sünndag an den See un up den See, un't Warteldogs ook noch, wenn en de groot Buerwürtſchaft fri geben där. Mit den weer he mitweſt as Jung, harr mit em angelt un puppt un Rüſen leggt un Kräwtkörw un Olſchnör, un harr va em lehrt, den Häktſpeer to ſchmiten. He was dor mit biweſt, dunn as de Oller den grooten Häkt an'n Pupphoken harr, harr den Häkt öwert Loomloch halw rut ſeh'n. Moß harr de upp'n Kopp hatt. He harr't mit ankeken, wo dat Beeſt dat Mul uppreten un den Potfiſch utſpuckt harr, as Schmedd Scharmei ſien Priem. Weg weer he weſt, unner't Is runn. As unklook weer ſien Vader üm dat Pupploch rümmtrampelt. De groot Häkt! — De Oller harr en nicht werra to ſeh'n krägen. Awer noch upp ſien Starwbedd, as de Lungentzündung, de he ſich bi dat Plümpern holt harr, an em rümmreet, harr he ſich mit den grooten Häkt wräuſcht. Dat was den Harwſt, as ſien Willem torüggkommen där ut Potsdam. He harr dor bi de erſt Eskadron Gardekor ſien veer Johr friwillig runnreten. So'n Flügelmann harr de Schwadron nich ümmer uptowiſen hat. Willem Wellert harr dat nich blos in de Läng, de harr dat ook in de Breid. De harr nich blos Knoken, de harr dor ook wat upp. Ook den langbeenigſten Trakehner kreeg he ohn Sodel un Stibögel natt un möd un wees em den Meiſter. Wo gärn harr'n ſe en dorbehollen, Rittmeiſter Grof Plotow un ſien Wachmeiſter. Awer dat ging denn doch nich, Untroffzier ſpälen mit de groot Buerwürtſchaft in Sicht. Dat weeren mit Mudderarw an ſößhunnert Morgen. Un denn weer dor den Köſter ſien Marie mit de dicken fläſſern Zöpp üm den Kopp, un denn — un denn weer dor noch de Kätelſee un dor in de groot Häkt. Mit de Untroffziertreſſen an den witten Reſervekuller kamm Willem Wellert no Hus, un veer Wochen ſpäder ging he hinner dat Sark va ſien Vader her. Mudder, de ſchlöp all längſt dor boben tenn' de Kirch.

* * *

Nu heet dat tofoten för den jungen Buern. Un he föt to. S' morgens was he de Erſt upp'n Hoff un't Obends de Letzt. Awer't Sünndogs nohmiddogs, denn harr em de See un't Obends de Köſtermarie. Dat wull woll männj een ut de Fründſchaft nich in den Krom paſſen. In de Würtſchaft dor hört doch en Buermäken rin. Ook an Friwarwers fehlt dat nich. Awer de jung Buer wüßt wat he wull, un as de Sträkfohr rümm was den anner'n Harwſt un dat Truerjohr ook, dunn föhrt Willem Wellert mit Marie Krägenos noh Beſchenken. Un tum Frühjohr, as toſähjt was, dunn würr Marie Jungfru upp den Wellertſchen Hof.

* * *

Dat Glück was groot, ſo groot, as dat man ſind kann, wenn twe jung Lüd ſich kregen hebb'n, de ſich goot ſind. Geſund weeren de beiden va Liv un Seel, un de Sorg, de truet ſich nich dörch dat Hoffpoort, väl weniger noch öwer den Stubendörsfüll. Väl Gedoh un Geſchmüſter un in Zucker geſtippte Oekelnoms harr'n ſe vör de Lüed nich, Willem Wellert un ſien Fru. Se keeken ſich an un lachten ſich ees to, un wüßten denn, wo goot ſe ſich weer'n. Un Knechts un Mäkens kregen ook ehr Deel af va dat groot Glück. Wenn de jung Fru upp den Husdörstritt ſtund un „Kommt rin" roopen där, denn leet keen lang

upp sich luern. Wat Jungfru upp'n Disch bröcht, dat schmeckt, dat harr söt un suer as sich dat gehör'n där, un de Fleeschschöttel, de keem seindog nich leddig van Disch. Versteiht sich, dat jeder upp'n Posten was un sien Ding dohn där. As de Herr, so dat Gescherr. Hergelopen Volk geew dat nich in Hus un Hoff. Va't Höhnermäken un van Winterscheeper bett tum Grootspänner Hans Hoppenbarg, dat weer'n all hiesig Lüd, deftigen uckermarkschen Schlag. Hus un Howstäd un Stall un Feld möken ook en Gesicht dornoh. Un de Vehstand! Na, de oll Wellert, de güll all dorför, dat he sich va keen Perdjuden öwer't Ohr hauen leet. Un wat he alleen föden där, dat was van goden Schlag. En Föllen to tidig antospannen, dat harr he nich nödig. Schinners un Kribbensetters wür'n upp'n Hoff nich läden. Un Rindveh, Schop un Schwien dären de Perd Gegenpart. Wenn de Händlers mit de Pietschen noh'n Hoff ruppknallten un de Buer ging mit ehr nohn Stall, denn wüßten se: Väl handelt wart hier nich, awer gegen schwores Geld giwt dat en good Hövt Veh. So was't bi den ollen Wellert west un so bleew't bi den jungen. „Musterwürtschaft" würr'n de Lüd hütsdogs segg'n.

* * *

Wied upp stünn' de Doorwegsflögel wartel-dogs. De Gespann'n treckten noh Plögen: Wennfohr, Sotfohr, Sträkfohr, Köhj un Schwien, un Gänse müßten dor dörch, upp de groot Hoed to, wenn de Gemein-Hörers s' morgens tüten udder fleuten dären un kemen t' obends satt torügg. De Schop blos ees, de bleben jo öwer Sommer buten in de Hörten. Draff leddig von'n Hoff run, draff vull torügg, ging dat öwer Aust. Un in'n Winter, denn rötelten de Wogens vor Dau un Dog bi Pietschenknall mit Korn noh d' Stadt. Na un de Meß müßt jo ok noh't Feld. Sparrangelwied upp stund de Doorweg. Awer hinn'n, tenn de Schüen, dor was en Poort, dat was to. Va dor ging öwer de Wörd en Stieg noh den See runn. Den Stieg höl Willem Wellert glatt. Mit Angel un Pupp, mit Kesser un Wod, mit Flögelsack un Rües, den Häktspeer nich to vergäten, verbröcht he sien Frietid an'n See un upp'n See. Männj Gericht Fisch bröcht he an't Hus. Wat nich uppäten würr, dat würr verhökert. Hochtid un Kindlbär würr'n beliwert. Fischbuer heet Willem Wellert in de Uemgegend, un in't Dörp sär'n se Krempstäbelwellert, ook tum Unnerscheid va sien anner Bölkenkind Michel Wellert va't ünnerst Enn. Sien See, dat was sien anner Tohus, un dor dürft em ungebäden keener öwer den Süll kommen. Sit he den oll'n quoden Schooster Näjendank, den he bi't Angelt affot't harr, för sich öwer den Kohnboord weg in de stiben Arm mit de Föt in't Woter stippen leet, truet sich keener mehr an den Kätelsee ran. Blos wenn he tofroren was, denn kemen de Jungs mit Peekschledden un Schritschoh. De sär he nüscht. Sien Marieken, sien Würtschaft un sien See, de müßten sich in sien Leew deelen. Un keen keem to kort. Awer wenn Marieken ees en bäten iwersüchtig upp den See weer, un ehr Part mehr bedacht sehen wull, denn seggt de Buer blos: „Erst müdd ick den grooten Häkt hebben. Noher!" — Un he hett'n krägen.

* * *

Tum tweten Mol harr dat Odborspor upp dat Schündack tum Afschied klappert, harr öwer de fif Jungen noch ees Porod afnohm un weer mit ehr öwer den Kätelsee wegtreckt noh'n Middag to. Awer dörch den Schostien weer noch nüscht fallen. För en jungen Buern un en jung Buerfru en bäten tögerig. Nu süllen Langbeens bal werra komm'n. Un de klook Fruens in't Dörp meinten jo, dat se sich ranhollen müßten, wenn se dor mit bi sind wullen un wenn oll Großmudder Höftsch dat nich alleen upp ehr Kapp nehm süll. Dat Frühjohr weer in'n Anmarsch. Upp den Kätelsee knosterten de Fuchteln. De Perdknecht döschten upp den een Schüenflor: Klipp, klapp, klopp, klipp, ümmer in'n Takt, de Daglöhner upp den annern üm'n sößteinsten Schäpel: Klapp — klopp. Dor brukt de Buer nich mit bi sind. Blos't Sünnobends tum Uppmäten denn dürft he nich feilen. Awer de letzten Puppen müßt he setten upp'n See, eher em dat Is wegschmölten där. An'n Rand was dat all dünn un mör. He harr de Krempstäbel hoch trecken müßt, üm dörchtokommen upp dat faster Is rupp. De Häkt wull nich biten. De harr all dat Leekgeschäft in'n Sinn. De Buer weer ook nich recht bi de Sach. All Ogenblick keek he noh dat Gehöft röwer. Marieken weer hüt morgen nich recht upp'n Damm west un he harr noh de Großmudder schickt. — Dor kamm dat Husmäken Stin Rokos den Wördenstieg runntodraffen, lär de Hand an'n Mund un reep: „Buer! Rasch noh Haus kommen!" Dormit dräjt se sich ook all werra ümm un drafft torügg. Willem Wellert schmustert vor sich hen, keek sien Pupplöcher noch ees noh, treckt een noh d' anner de Puppen in, wickelt s' upp, steckt 's in de Kalit, wod't an't Land un will eben un in' sachten Schritt noh Hus gohn. Dor kümmt Stin all wedder antodraffen un schrigt: „Buer, Ji sölen ju spoden, dat geiht nich god!" Nu schritt

he ut, wat des Krempstäbel hergeben, ümmer een grooten Schritt för twe jädlichen. As he dörch dat Poort stokst, kümmt grod Krüscho Kleihanns ut'n Stall, de in'n Harwst va d' Schwedter Drejuner los komm'n is, hett den veerjohrschen Wollach va't tweet Gespann upp-gesodelt an'n Tögel, schmitt sich röwer, röppt: „Buer, ick sall noh'n Doktor!" is van Hoff runn un jogt Karrier de Dörpstrot lang. — Nu keem he rin, de Buer, noh sien Marieken. Awer de Fruenslüd wullen dor nich hebb'n. Se schöben 'n sacht ut de Dör rut. Uppen Flor stund he un tögert, un de Angst kröp em an't Hart ran. Denn ging he noh d' anner Sied röwer noh d' Lüdenstuw rin. Upp un af leep he dor, un ümmer gröter würr de Angst. Denn fung he an to beden, hett sich upp de Kneen schmeten un hett bed't. Denn werra hett he noh de Klock keken, de oll groot Schwartwäller. Awer de ehr Wisers wullen gor nich wira un se bleew ümmer enerlei bi ehr langsomes Tick-Tack. Un werra stund he vör de Dör noh de Wochenstuw und harr de Hand upp den Drücker. Nu löten se em den Willen, nu dürft he sien Marieken ees in de bangen grooten Ogen sehen, dürft ehr Hand foten un dürft se ees flüstern hörn: „Mien leew Willem!" Wat weer he för'n starken Mann un nu künn he nich helpen, gornich helpen. Denn leep he werra rut, öwer'n Flor röwer noh de anner Sid, keek werra upp de Klock, stund vör d' Huesdör, ging öwer'n Hoff, reet en Stalldör upp, stellt sich denn vör'n Doorweg un keek de Dörpstrot runn. Endlich, endlich kamm de Dokter. He reet'n van Wogen, drückt em de Hänn'n as in'n Schruwstock: „Herr Dokter, helpen s'." — Awer de künn hier ook nich mehr helpen. Uns Herrgott ging mol werra een va sien wunnerlichen Weg. Dat Minschenhart schrigt: „Wohenn?" Awer keen Wegwiser giwt Utkunft. Un de Minschenverstand weimert: „Worüm?" Awer keen Antwoort kümmt. As de Märzsunn mit ehr letzten Strohlen den Gäbel va dat Buerhus aflüchten där, dunn weeren de Fenster dor tohungen un all's weer still. Still de jung Fru dor upp ehr letzt Loger mit dat in Linn'n gewickelte quode Bündel in'n Arm, womit se ehren Mann harr so riek un glücklich moken wullt un wodörch se en nu so arm un älend mokt harr. Still ook de Mann, de upp den harten höltern Brettschemel dorbi seet — för ümmer en stillen Mann.

* * *

Dat Leben ging wira. Willem Wellert was Buer un bleew Buer. En Buerfru kann starben, awer en Buerwürtschaft darf nich stillstohn. He was Fischer west un bleew Fischer. Weer de See solang sien Tidverdriv un Vergnögen west, nu müßt he en hebben, nu harr he 'n nödig. Wenn dat gor to dull in em uppbegehren där — alleen upp dat Woter hinner de hogen Schülpwänn, dor würr em ruhiger. He deelt sich tüschen de Würtschaft un den See. Wat jentsid va de beiden vörgohn där, dat kümmert em wenig. En stillen Mann weer he, awer en Mann. Vernohlässigt würr nüscht. De Krempstäbel kreeg he nich väl va de Föt runn. To Sottid un in'n Aust, bi Regen un Schnee, he harr bal keen anner Footwark. Wat en annern Minschen möd un de Knoken mör mokt harr, dat schient he mit sien Riesenkörper nich to estmeern. Red't würr, wat nödig was, vertellen där he nich, lachen hett en keen mehr hört. Eens awer gaw dat, dat holt'n weg, runn va den See, rut ut de Würtschaft. Wenn dat störm där, denn stünd he nich. Ook sien Lüd wüßten Bescheid. Keem Füerlarm, denn würr afsträngt, Wogen un Ploog bleben stohn, un t' nachtens, wer va de Perdknecht am ersten uppschirrt kreeg, de harr en Schinken bi em in'n Wiem. Brennt dat uterhalb, denn sodelt he sich den Wollach, upp den Krüscho Kleihanns dunn noh 'n Dokter jogt was. Keem he an de Brandstäd, denn güll sien Woort. Geew dat dor wat to wogen, he wogt dat. As dunn in Woplin de een ganz Dörpsid runnbrennen där, hett he dre Minschen ut' Füer holt. Riks Bumanns, Boben-Bumann sien Fru, weer noch ees in't Hus lopen, wull bi d' Lod un wenigstens de harten Dolers redden. Dunn schütt dat oll Rohrdack runn. Wellert kümmt an, runn va den Wollach, un dörch de Gäbeldör rin in't Hus. Rut kümmt he dörch Qualm un Füer, treckt de Lod an'n Griff, se geiht upp Röd, Riks Bumanns liggt beschwiemt öwern Deckel. Bi'n Preester is he upp d' Ledder dörch't Gäbelfenster stägen, dor boben schlopen de Jör'n, dat Dack brennt. In een Arm de beiden Quoden, mit de anner Hand an de Ledder, stigt he va boben runn. „Schön Dank" nimmt he nich an. Awer wenn nüscht mehr to redden un antogeben is, denn geiht he noh'n Krog, sett't sich in een Eck un drinkt. Drinkt ook woll mehr, as süß en Minschen goot is, awer keen hett'n besopen sehn. — Noh'n Kirchhoff geiht he 't obends, wenn die Dörpstrot still un leddig is. De Nachtwächter hett't vertellt, de hett öwer d' Muer käken un hett sehen, dat he dor stohn hett, an sien Marie ehr Graw, de Hänn' vör sich gefolgt, den Kopp an dat Krüz geleggt.

* * *

Betther harrn se in Seedörp ümmer noch in Stücken würtschaft't. Dreefellerwürtschaft: Win-

terung, Sommerung, Brok. Schop un Köhj un Schwien un Göes, jera Hood harr ehr'n Höra, würr'n gemeinschaftlich höd't. In Kommün würrn de Weg instann' hollen, de Grobens rüemt. In Kommün würr de groot See fischt, de sich quer dörch de ünnerst Feldmark leggen där. Mit Wellert'n sien Kätelsee was he dörch



en Groben verbunnen. Nu füll sepreert warn. De Bonitöre weeren mit ehr Arbeit farig. Awer dat Plontodeelen, dat mök Kopptobräken. De föß Büdners harrn ehr Deel weg, ok de dre Kotzen. Nu noch de drüttein Buern. Bien Schulten seeten se werra un diskureerten. Eener müßt rut ut't Dörp, müßt Feldflüchter war'n. Fifuntwintig Morgen füll he Togow krien. Awer noch harr keen anbieten wullt. Dunn stund Willem Wellert upp un seggt: „Ick war buten uppbuen. Upp de Fifuntwintig Morgen legg ick keen Wert, awer de groot See is mien un de Kätelsee bliwt mien!" Sien Vetter van't ünnerst Enn un sien Mutterbroder Gottfried Bandrow wullen afreden: „Kremp, bliw unner Lüd, dor buten vergröwst du di ümmer mehr!" He keek se an un antwoort blos: „Ji hebben doch hört, wat ick seggt hebb!" Se würrn sich eenig. Krempstäbelwellert kreeg de Seen un würr Feldflüchter. As he alleen, dat was späd worn, dörch de Nacht noh Hus ging, brummelt he vör sich henn: „In'n Kätelsee sitt he nich mehr. He is d' Frühjohrs ees utdört, den Groben lang un luert in'n Groten See upp mi; hebb'n müdd ick en, den grooten Häkt."

Tum Harwst geew dat Inquarteerung. De Garr höl in de Gegend ehr Manöwer af. In Seedörp kemen en por Schwadronen Gardekor to liggen. Rittmeister Grof Plotow harr ümmer noch de erst Schwadron. He freut sich, as he sien Flügelmann Wellert werra to Gesicht kreeg, un wull bi keen annern in't Quarteer as bi em. De good Stuw würr em innrüemt un de Grof weer fif Dog Gast bi'n Buern. Wo leed där em sien oll Flügelmann un wo gärn harr he em wat to goden dohn. De Gelegenheit fünd sich. He reed to den Mol den grooten schwarten Hingst Kieraß mit en ellenlangen Stammboom. As Wellert dat Perd beleeben där, kamm de Grof mit en Vörschlag, de den Buern un ollen Kavallristen bi al sien Verschlotenheit doch dat Hart hüppen leet. Körkommissionen gaw dat to de Tid noch nich. Un de föß-johrsch schwart Stoot, dat Handperd va dat tweed Gespann, weer ok ohn Stammboom ümmerhen en Perd, wat sich sehen loten künn.

* * *

Krempstäbelwellert hett uppbuet. De annern Buern hebb'n Hand- un Spanndeenst leist't, as sich dat uppen Lann'n bi'n Bu gehören deit. Wenn de Dörpstroot runngohn därst, denn küst dat Gehöft upp de anner Sid va den See liggen sehen. Groot un breet un gerümig weer Hus un Stall un Schüen un Hoff. He harr dat jo dor to, harr mit nüscht sporen brukt. De Gorn weer anleggt mit Boom un Struk un Wittböken-Heck dorüm. Hinner Schün un Ställ reckten sich de jungen Pappeln. De Weg noh't Gehöft ran harr to beiden Sieden Kesperbööm. Dat oll Gehöft in't Dörp harr Kotz Wittsteen köfft. Noch sehj alls en bäten koel ut upp Krempstäbelshoff, as de Lüed den Utbu döpt harrn. Willem Wellert würtschaft't, würtschaft't un fischt un reed. Den Husholt föhrt Tante Liesbeth, en oll jung Mäken, sien Mudderschwester. De Bu harr dat so mit sich bröcht, dat de Buer öfter as süß noh de Stadt rin müßt. Awer alls wat he utwarts aftomoken harr, dat würr bereden. Uppen Wogen steeg he nich. Krempstäbel an, de Sporen öwerschnellt, so kennten se em in de Gegend un Uemgegend, in de Dörper un in de Stadt. Oft keem he t' nachtens späd ant't Hus. Awer de weer uppen Holtweg, de dor annehm där, in de Würtschaft würr wat versüemt. Möd weer de Mann woll nich to krien un Narven weeren dunntomol noch nich begäng. Un wenn ichtens wo de roed Schien an'n Himmel hoch stien där, denn harr Kremp, so as se em ook nöm dären, in' Umsehend den

Wollach ſodelt un bödelt los, milenwied oft, henn, wo dat Füer weer. Un brennen där dat in jenn Tied oft. De ollen Rohrdäker künnen ſich man ſchlecht gegen den roden Hohn wehren. In Seedörp harr't brennt den Sommer dorup, as he ruttreckt was. Wo keeken de Lüed, as Wellert to Platz keem, eher as Woterwogen un Spritz. Upp den Wollach weer he quer dörch den See ſchwummen.

* * *

Mit de Wiel, ganz allmählich, würr dat en bäten mehr gewuſſen un weniger gemokt utſehen upp Krempſtäbelshoff. De Oftbööm in'n Goren un an den Weg kregen en Kron, de Heck würr krus un de Pappeln reckten den langen Hals un keeken bal öwer de Schüenföſt weg. Dat ſchwart Hingſtföllen Kieraß weer en ſtodſches Perd worn un dat würr Tid, dat Wellert den Hingſt unnern Sodel kreeg. De oll Wollach, mit den he ſo mänj mol dörch dick un dünn bi Dag un Nacht losoſackt weer, wull nich mehr recht. Kieraß weer ſien vörnehm Voder ſien Rohgelot, un en Kärl as Wellert hört dorto, den to riden. Süß ging alls ſien ollen Gang. Wenn de Buer ees fiſcht, urra unnerwegs weer, denn was ümmer noch de Grootſpänner Hans Hoppenbarg dor, de dorvör grod ſtünn, dat de Würtſchafts-maſchin nich utſett't. Un wat den Husholt anbetröf: Tante Lieſbeth brukt keen Andriwer. De klooken Dörpſchen, de prophezeit harrn, dor upp den Utbu, dor würrn de Lüed nich ſtohn, de ging dat, as dat de nimodſchen Propheten meiſttid geiht: ſe hauten verbi. Wellert harr ke Nod üm Lüed. Die verfrieten Knecht un Daglöhners harrn in den nien Spiker ehr anſtännig Hüſing. De oll Stamm bleew, un wat tokommen där, dat ſtund ook. Alles ging glatt in de oll Leuſ. Awer nun kamm wat Nies.

* * *

Va Droſſow is he kommen dat Mol, Krempſtäbelwellert. Hett dor allerhand aftomoken hat bi den Fiſcher. Oll Meiſter Freeſ liwert em ümmer dat Fiſcherigeſchirr. Dat weer all va jeruther ſo. Wat de oll Wellert was, de hett all ümmer good Fründſchaft hollen mit den Droſſowſchen Fiſcher. — Noher hett he bi Bäcker Joſtrow'n in de Gaſtſtuw ſäten. En ſtillen Gaſt un bett in de Nacht rin de eenzigſter. Bett Joſtrow an to hojopen fung. Denn betohlt he, treckt den Hingſt ut den Stall un ſchmeet ſich röwer. „Gun Nacht, Joſtrow!" „Gun Nacht, Wellert! Na, denn kumm good noh Hus!" „Wa't woll!" De Hingſt rammt de Kattenköpp va den Droſſowſchen Strotendamm, dat dat funken där. Wid künn Bäcker Joſtrow ſien Gaſt nich nohkiken in de düſter Harwſtnacht.

As Wellert dörch den Grieſbargſchen Tanger riden deit, den Hollweg runn, fängt Kieraß mit ees an to ſchnuben un will nich wira. He krigt de Iſen, geiht awer vör hoch, un as de Reuter em noch ees Külen un Sporn wiſen deit, breckt he links ut un haut upp dat Oewer rupp. In dat Küſſelwark dor boben bringt he em to ſtohn, ſtigt denn af un ſchlöpt de Tögel üm en Boom. He horkt. Richtig, va de anner Sid Weg röwer kümmt en Jünſen un Weimern, as wenn en Kind in Wehdog ſtähnt. Dat Oewer runn un noch en dre, veer Krempſtäbelſchridd, denn ſteiht Wellert bi den Schneedornbuſch un bückt ſich runn. En quod Mäken ligt dor vör em, van Johrer ſöß, ſöben, kikt mit ängſtlich Ogen den grooten Mann an un rohrt jämmerlich. — Alleen is Wellert va Hus wegreden. Sülwanner, dat Kind vör ſich uppen Sodel, kümmt he üm Middernacht upp den Hoff an. Tante Lieſbeth würr rutkloppt un kreeg de Nacht noch allerhand to wunnern un to dohn.

* * *

Ehr Vodern harr ſe Schluck holen füllt van Seedörpſchen Kroog, en drevürtel Miel Wegs midden in de Nacht. Se harr nich wullt, harr ſich gruelt. Un wiel he unner Branntwien ſtund, harr he ſe verprügelt, harr ſ' binoh tonicht haut, de Kätelflicker Stoffel Kortſchnider, un weer denn alleen lostüffelt. Früher hett he in Droſſow ſien ſtännigen Uppenholt hatt. Awer denn hett de Puttelj em unnerkrägen. Nu ſtroft he de Dörper in de ganz Uemgegend af, verſöp, wat he bi Pottbinnen un Kätelflicken verdeent, un ſchlöp, wo he jüſt en Loger finn' där. Sien Fru leeg in't Armenſark upp en Droſſowſchen Kirchhoff. Dat Jöhr, de Marie, müßt mit em rümmtrecken. Wenn he ſich ees en ganzen Dag öwer in en Dörp upphollen där, ſchöw he ſ' ook woll mol in de Schoolſtuw rin. Bäl profenteern där ſe dorbi nich. Möglich, dat he dis Nacht noch ees torüggkommen is un ſe ſökt hett. T' is ook möglich, dat em in de negſt Tid eener dorhinn' hulpen hett, wo ſien Marieken afbleben is. Noh Krempſtäbelshoff truet he ſich awer nich ran, Wellerten kennt he. Wo he en Enn nohm hett, de Kätelflicker, wett keen. In de ganz Gegend hett he ſich nich mehr blicken loten. Unner en dicken Barg weeke Ferern is Marieken Kortſchniders den annern Morgen uppwokt. Aengſtlich un ſchu hett ſe ümm ſich käken. Schu un ängſtlich is ſe ook bleben, as Tante Lieſbeth ſich üm ehr möhjt. Gegen Middag kamm de Buer

va't Feld un ſien Hushöllerſch frög, wat denn nu mit dat Kind war'n ſüll. „Bliwt hier, bett ſe utritt," ſeggt Wellert. Un ſe bleew. Tante Lieſbeth müßt ſe inpuppen, Tante Lieſbeth mellt ſe in d' School an. Wellertshoff harr werra n' Marieken. Still bleew ſe un in ſich gekehrt. Awer wat ſe den Buern un ook de oll Jumfer va d' Ogen aſſehen künn, dat där ſe. Un keen upp den Hoff, de ſe nich liden mücht. Ohn dat he dat recht marken där, keem ſacht de Tid, wo Krempſtäbelwellert ſien Intreſſen werra drüddeln där. Erſt keem de Würtſchaft, denn de See, denn Marieken Kortſchniders. Urra was de Rehjenfolg anners?

* * *

Uemmer höhjer un breeder ſind de Pappeln üm Wellertshoff wuſſen. So dat to Harwſttid, wenn de Wind dorin blorert, de Spreen dor ehr Genrolverſammlung in affhollen dären. Awer ne, Genrolverſammlungen gav dat jo dunntomol noch nich. De „AGe's" un de „Ge em be Ha's", de weeren jo noch nich erfunn'n. Uemmer länger un ümmer dichter weeren de bruen Zöpp va Marieken Kortſchniders wor'n. Wo lang ſe weer'n, dat wüßten zwors blos ſe un Tante Lieſbeth. Bi Dog legen ſe glatt un glau üm den Mäkenskopp mit de ärnſten blogen Ogen in dat Geſicht as Melk un Blood. „Wer't lang hett, lött' lang bammeln" fären de Lüd dormols ook. Awer dat harr keen Gülligkeit för Mäkenszöpp upp en Buerhoff. In't Dörp heet dat Findelkind längſt Marieken Wellerts, un wat de Towaß an Jungs un Mäkens weer, de wüßten meiſt gor nich mehr, dat ſe anners heeten där. Se fär to den Buern ganz nimodſch „Onkel". Bi Köſter un Preeſter weer ſe de erſt weſt. Dükern där ſe ſich nich, awer vördrängen ook nich. Se güll ümmer as Buermäken mit, ook noh de Inſegnung, denn Krempſtäbelwellert ſtund dorhinner. Un de? De ganz klooken Wiwer in't Dörp tuſchelten. He was ook hüt noch en ſtodſchen Kärl. Achtein Johr ſchlöp nu ſien Marieken dor boben tenn' de Kirch. Bal ſo olt weer nu dat anner Marieken, wat Onkel to em ſeggen där. Harr de Mann ſich ook woll dat mol vörſtellt, wo lang de bruen Zöpp weer'n, de dat anner Marieken ſich 't Obends losmoken där, ehr ſe to Bedd ging? Künn de Mann woll ſehen, wat för'n Herrgottsmeiſterwark dor üm em rümm weer Dag för Dag, un Tante Lieſbeth ſo ſacht noh un noh de Arbeit vör den Hänn'n wegrüem där? Künn de Mann vergäten? De Nachtwächter harr lang nich vertellt, dat he öwer de Kirchhofsmuer weg dor een harr ſtohn ſehen, den Kopp an dat Krüz va Marieken Krägenos ehr Graw. Awer de Nachtwächter harr ook nich vertellt, dat em een en Doler in de Hand drückt harr und ſeggt harr: „Nu höllſt dien Mul".

* * *

De Märzſunn, de was mol ees werra dorbi, dat Js wegtoſchmölten. De witten Lokens va de Soten harr ſe all afnohm. Blos an de Grobenöwers leeg henn un wenn noch ſo'n ingemurkelten Lappen. Hüt mök ſe ſich nu öwer den grooten See her. Dat was Sünndag. Vörmiddags weer Wellert mit Marieken noh d' Kirch weſt. De verſümt he, ſit ſe inſegent weer, blos noch, wenn en de See bi'n Wickel harr. He ſeet denn dor in de Buerbank, groot un breet, iſern-ärnſt, ook in de Kirch Krempſtäbelwellert. Se harr ehren Platz in den Köſterſtohl bi ſien Schwiermudder un keek noh denn' Altor henn, ſchmuck un from, ſo as wenn ſe in de Kirch to Hus hören där, en richtig Marie. De ollen Köſterlüed, de ehr Eenzigſt ſo früh harr'n hergeben müßt, heelen väl va ehr.

'S Nohmiddags is Marieken noch ees to Dörp gohn, üm den' See rümm, wull Dört Reglings, de Möllerdochter beſöken. De weer'n ſich good, de beiden, de paßten tohoop. Marieken ruhig, fründlich, ümmer grodut, den Möller ſien drell Karlin krägel un wacht un ſchelmſchen, ümmer rundümm. Karlin Reglings weer jo ook de neegſt, mit de Marieken Fründſchaft ſchluten künn. Tüſchen den Möllerhoff un Wellertshoff leeg blos de See un de Wörden. In' Winter öwer dat Js weer dat man ſo'n „Kumm un goh" tum Gundagſeggen. Ook diſſen Winter harr'n ſe den Stieg glatt hollen öwer den See. „Goh ook nich öwer dat Js, mi Dochter!" harr de Möllerfru Marieken noch nohropen, as ſe gegen Obend Adche ſeggt harr. Dat wull ſe awer eenlich. Worüm denn ook nich? Onkel puppt hüt Nohmiddag, dat wüßt ſe. Un wenn de See för denn' noch hollen där, denn was doch för ehr noch ke Gefohr. — Marieken hör upp de Möllerfru, bliew runn va den See! Denkſt du nich an den deepen Schoart un an de oll warm Stell, de ümmer erſt ſo ſpäd tofreert? — Jo, Krempſtäbelwellert hett puppt den Nohmiddag. Potfiſch hett he ſich giſtern in'n Gibelpool keſſert. He müßt dat hüt zum letzten Mol verſöken. Ees müßt de groot Häkt em doch noog narrt hebb'n. Un he ging de Pupplöcher af, ümmer bedächtig henn un her. Un de Sunn ſchient un ſchmöllt't. Awer de Häkt mag nich mehr, hett de Leek all in'n Kopp, is in't Geleg. So as dunn, vör achtein Johr. Dat will ſchummrig warn' un Wellert treckt de Puppen in, ſacht, een noh d'

anner. Dor, nu wickelt sich doch noch een af. Un nu geschüht dat, nu. — He treckt an, de Fischbuer, un unner in't Woter treckt wat gegen, wehrt sich, tuckt un tarrt. „Hoken hollt!" gnurscht de Mann tüschen de tohoopgebäten Tähn. Un de Hoken höllt, de Schnoor höllt, Wellerten sien Fischgeschirr is in Ordnung. — Nu is de Kopp öwert Woter — nu liggt he upp't Is — de groot Häkt! — Deep holt de Buer Oden. He is dissen Ogenblick mit den Fisch alleen upp de Welt, ganz alleen. — —

„Helpt mi! —" „Helpt mi!" — „Onkel, help mi!" Va de anner Sid See schallt dat dörch den dokigen Obend in Dodesangst. Upp fohrt de Mann. „Marieken, ick komm!" bölkt he un jogt öwer dat Is. „Ick komm!" He hett woll Flüchten, de Minsch. Vör em bülgt sich dat upp, awer wenn't bräken mücht, is he all werra dor öwer weg. De Lippen de tucken, dat Kinn bewert em. „Herr Gott, stoh mi bi!" stähnt he. Nu is he ran, — nu sackt he ook in. Awer de Bost un de Arm sind boben. Sien söß Foot Läng, war'n dat twölf? He arbeid't sich wira. Nu hett he dat Mäken to foten, mit den rechten Arm höllt he se üm t' Liv, mit denn' linken stütt't he sich upp dat Is. Stütt't sich un breckt af, stütt't sich wedder, wedder breckt he af: Un dat lichte junge Minschenkind wart so schwer un de Krempstäbel trecken. Wedder stütt't he sich upp dat Is, wedder giwt dat noh, awer dat breckt nich mehr. He is an dat Geleg ran, dor is dat Is mit Krut dörchwussen. Un nu rut ut dat Woter. Minschenunmöglich schient dat, awer he hett't schafft. De Mann de den grooten Hingst noh sien Schenkeldruck danzen leet, de van't Morgens bett Obends in Krempstäbel ging as anner Lüd upp Futschen, he hett ook dat schafft, hett dunn Marieken upp denn' Arm nohm un noh Hus drogt.

* * *

Krüscho Kleihanns is wedder noh'n Dokter jogt, so as vör achtein Johr. De Dokter keem, un dittmol kaptuleert he nich foorts vör denn' gnitschöwigen, klapprigen, knökern Gast, de sich dörch de Dör klemmt harr, as de Buer mit sien Last klatschenatt öwern Süll tummelt weer. Tante Liesbeth ehr Warmkruken un heet Muersteen un Komellentee harrn nich mehr anschlohn. De Lungentzündung weer dor bi de beiden, un nun wrangten se sich mit denn' Knokenmann. Wo wuracht dat Fewer den starken Buern dörch de Orern. Wo sett'ten em de willen Dröm to. Mit den Häkt wreuscht he sich rüm, mit den Hingst quält he sich af un mit Marieken, mit de beiden Marieken. „Marieken ick komm, ick help di!" „Marieken, ick bliew di jo trü, ick kann's doch nich versupen loten!" — In de anner Stuw, dat Mäken, leeg ruhiger. Se stähnt af un an vör Wehdog, awer denn weer se wedder still, un ehr Lippen flisterten ditt un dat, awer kum to verstohn, un ohn Tosammenhang. De Dokter schlög beiden de Ora, so as dat dunn mokt würr,

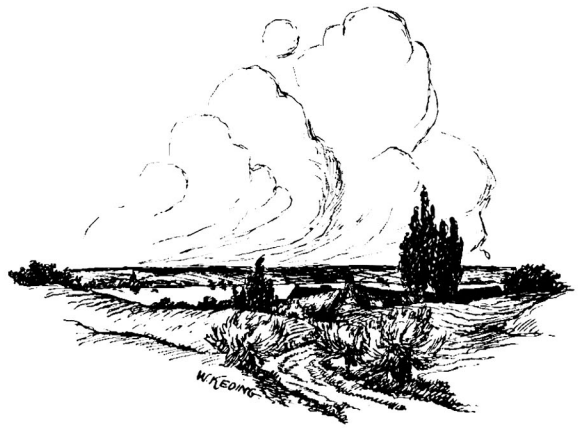


un Krüscho Kleihanns jöhj torügg noh d' Apthek. Tante Liesbeth hett plegt un hett bed't, un se hebben't schafft. Uns Herrgott geew den Hollögigen noch ees anner Orra.

* * *

Als Wellert sich sowid verhohlt harr, dat he en bäten upprecht sitten künn in't Bedd, dunn müßt de Rotor ut de Stadt kommen un dunn würr dat fastmokt, dat Marieken Kortschniders nu würklich Marieken Wellerts würr, awer nich upp de Ort, as de klooken Wiwer in't Dörp sich dat torechtleggt harr'n. Den Hoff hett he ehr

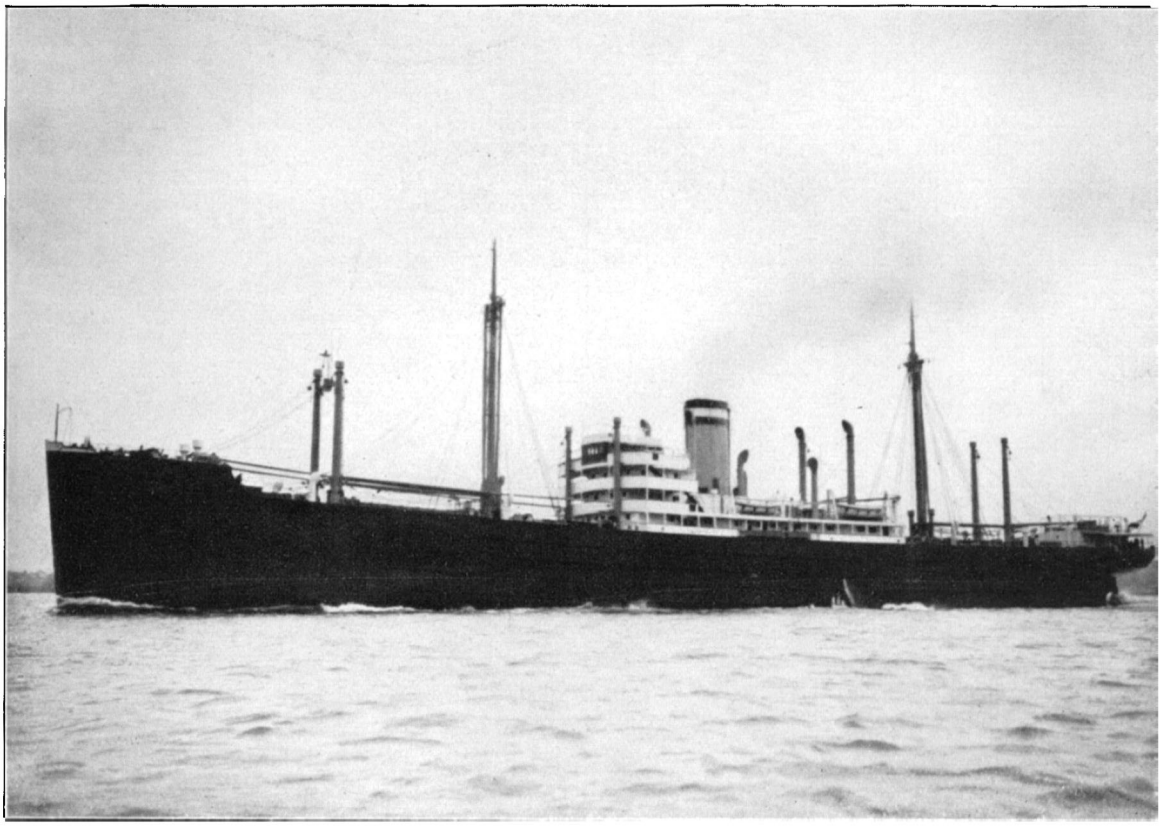
ook vermokt. — En por Johr hett he sich noch öwer sien Dochter freuen künnt. Dunn wull dat nich mehr. Dor was so'n ollen dummen Hoosten torüggbleben va de Krankheit, un de wull nich wiken, wat Tante Liesbeth un Marieken ook dorgegen uppstellten. Un denn upp den Hingst rupp, dat wull ook nich mehr gohn. Ne dat wull nich mehr. Un as halw Minsch wira to teusen, dorto was de Mann nich angedohn. Ees hett he de Krempstäbel noch antreckt un is dormit to Dörp gohn, müßt awer'n Stock in de Hand nehm. Noh'n Kirchhoff is he west un hett dor an sien Marieken ehr Graw stohn, dittmol awer bidog. „Marieken, ick komm!" sall he dor seggt hebben. To Hus hebb'n se em de Krempstäbel aftreckt un hebb'n to Bedd brächt. De Dokter is ook noch ees dorwest. Awer wenn de Minsch alleen nich mehr mag, denn is ook den Dokter sien Kunst vergews. Mit Krempstäbel hett he in't Sarg legen, so hett he dat wullt. Tante Liesbeth is em bal folgt. Marieken is Marieken Wellerts bleben. Twe, dre hebben sich en Korf holt un denn hett sich keen mehr rantruet. Ehr Lüed hebb'n dat good hat, un wenn in't Dörp een in Nod weer un keen totreden wull, up't Feld, Marieken Wellerts, de hülp. De Hoff is noh ehren Dod an de Wellertsch Fründschaft fallen un hitt hüt noch Krempstäbelshoff.



Die Krähe und der Kiebitz.

Nach dem Volksmunde von R. Sendke, Prenzlau.

Eine alte Krähe hatte während der Sommermonate einen munteren Kiebitz kennen gelernt und verkehrte freundschaftlich mit ihm. Als nun der Kiebitz im Hochsommer die Reise nach dem Süden antreten wollte, kam die Krähe zu ihm und sagte: „Warum willst du die beschwerliche und gefährliche Reise ins Ausland unternehmen? Bietet dir deine Heimat nicht alles, was du zu deinem Lebensunterhalt gebrauchst, in Hülle und Fülle?" „Ja", erwiderte der Kiebitz, „ich habe von meinen Eltern gehört, daß es hier im Winter sehr kalt wird, und daß dann großer Mangel an Lebensmitteln herrscht." „Laß dir doch nicht den Kopf verkeilen!" sagte die Krähe. „Ich habe schon zehnmal den Winter durchlebt, und niemals habe ich gefroren oder gehungert." Mittlerweile ließ sich der Kiebitz beschwatzen und blieb. Als nun der Winter eine dichte Schneedecke über die Felder und Wiesen gebreitet hatte, kein Würmlein zur Stillung des Hungers zu finden war, und die Kälte dem armen Kiebitz das Blut in den Adern erstarren ließ, kam er zur Krähe, die mit aufgeplustertem Gefieder auf einer Fichte saß. „Ach, wo freern mi d' Fööt! Un so hungat mi! Help mi doch!" flehte er die Krähe an. Diese betrachtete ihn lüsternen Blickes und krächzte: „So jeit 't mi all Joahr! So jeit 't mi all Joahr!" Als der Kiebitz darauf entkräftet und erstarrt vom Baume fiel, flog die Krähe zu ihm hinab, versetzte ihm einige kräftige Schnabelhiebe auf den Kopf, daß er ganz verendete, und fraß ihn.



Schnellfrachtdampfer „Uckermark"

der Hamburg-Amerika-Linie wurde im Jahre 1930 auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg gebaut. Bei einer Länge von 140,7 m, einer Breite von 18,6 m und einer Tiefe von 9,35 m besitzt das Schiff einen Raumgehalt von rund 7000 Br.-Reg.-T. (=19810 cbm) und eine Ladefähigkeit von ca. 10000 Tonnen à 1000 kg. Seinen Antrieb erhält es durch eine 6200 PS leistende Turbinenanlage, die eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 Seemeilen in der Stunde gewährleistet. Der Brennstoffverbrauch des mit Oelfeuerung ausgerüsteten Dampfers beträgt ca. 54 Tonnen in 24 Stunden.

Der Dampfer „Uckermark" ist seit seiner erfolgten Indienststellung im Niederländisch-Indien-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie zusammen mit einigen anderen Schiffen dieses Typs tätig.

Der Weg.

Von Wilhelm Melech, Berlin.

Noch einmal laß mich hören eines Vogels Sang
Und leises Aehrenrauschen. . . . . .
Tönt nicht von fern schon einer Sichel [Klang? —
Laß still steh'n mich und lauschen!

Den Weg noch einmal laß mich gehen
Durch Korn und roten Mohn —
Und dann getrost den Sommer scheiden sehen;
Der Herbst, er wartet schon. — — —

Schapow.

Von E. Matthes, Schapow. — Zeichnungen von Ernst Vogel, Prenzlau.

I. Geschichte des Dorfes Schapow.

Wer von Prenzlau kommend auf dem Lindenberg bei Güstow halt macht und sein Auge weithin über die waldlose, hügelige Landschaft schweifen läßt, der gewahrt in nordwestlicher Richtung über Wilhelmshof die mit schwarzem Schiefer bedeckte Kirchturmspitze des in einer Talmulde liegenden Dorfes Schapow, das von Wilhelmshof über Dochower Mühle auf einem Landwege oder über Schönermark auf schattiger Chaussee zu erreichen ist. Eins der Kreisbahnautos führt uns in einstündiger Fahrt über Klinkow, Basedow, Güstow, Wilhelmshof und Schönermark hierher. Auch das Dampfroß der Kreisbahnlinie Prenzlau—Fürstenwerder bringt uns zur nächsten Bahnstation Rittgarten, von der aus in 25 Minuten auf gepflastertem Wege das Dorf zu erreichen ist. In eine wald- und wasserlose, hügelige Landschaft ist das Dorf hineingestellt, und doch erinnert seine Lage, von einer bestimmten Stelle im Schulgarten in Christianenhof aus gesehen, an ein im Thüringerlande malerisch gelegenes Dorf oder ein reizendes Idyll des Malers Ludwig Richter. Schapow ist ein sehr altes Dorf, dem Namen nach wendischen Ursprungs. Seine Einwohnerzahl ist nach einer Chronik sehr dem Wechsel unterworfen gewesen. So betrug sie 1774: 305, 1803: 298, 1816: 278, 1840: 565, 1861: 634, 1880: 571, 1885: 557, 1890: 530, 1895: 556, 1900: 554, 1905: 532, 1910: 502, 1915: 400, 1920: 402 und 1925: 432 Einwohner.

Das zu Schapow gehörige Areal beträgt 3360 Morgen, darunter 2738 Morgen Acker und 509 Morgen Wiese. Die Geschichte des Dorfes können wir bis in ferne Jahrtausende zurückverfolgen. Gleich vielen anderen Ortschaften handelt es sich um eine germanische Siedlung aus der Steinzeit, wovon die vor einigen Jahren auf hiesiger Feldmark gemachten Funde zweier Steinhämmer und eines Steinbeils, die im Museum der hiesigen Schule aufbewahrt werden, Zeugnis ablegen.

In der „Historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg" von Beckmann finden wir über die germanische Siedlung aus der Steinzeit folgendes: „Auf der Feldmark des der gräflichen Familie von Schlippenbach gehörigen Gutes Schapow, auf einem Hügel, befanden sich vier auf die Kante gestellte flache, große Steine, ein längliches Viereck bildend, die oben mit einem großen, flachen Stein bedeckt sind. Nachgrabungen ergaben nichts, vielleicht war das Grab bereits geplündert. Offenbar handelt es sich um ein Megalithgrab." Auch in dem Buch „Heidnische Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam" des Freiherrn von Ledebur findet sich ein Hinweis auf die Steinzeit des Ortes Schapow



Landweg nach Schapow.

mit folgenden Worten: „Von diesem Orte, etwa 50 Schritte entfernt — gemeint ist das obige Megalithgrab —, war ein zweites Megalithgrab mit vier Seiten- und einer Deckplatte. Hier fand man aber in der Erde kleine Knochen und den Oberteil eines Tongefäßes, das mit einem Schieferstein ähnlichen Deckel bedeckt war."



Am Dorfanger in Schapow.

Auch aus der der Steinzeit folgenden Bronzezeit stammt ein strichverziertes bronzenes Armband, das mit anderen Bronzen vor langen Jahren in einem Moor bei Schapow gefunden worden ist und im Heimatmuseum zu Prenzlau aufbewahrt wird. Man darf annehmen, daß Schapow als deutsches Dorf zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegründet worden ist von deutschen Kolonisten, die es mit einer Gemarkung von 62 Hufen ausstatteten, von denen drei von vornherein der Kirche und Pfarre zugewiesen wurden. Am 6. Januar 1372 kauften die Kalandsbrüder in „Prinzelow" die Abgaben, die von einer Hufe des Hofbesitzers Hermann Arndt zu leisten waren, und zu gleicher Zeit traten die Wulf „Dorpherren tho Schapow" ihr Recht an 30 Hufen dem Prenzlauer Jungfrauenkloster zu Sankt Sabinen ab, welchem fast das ganze Dorf gehörte. Sie besaßen auch das Patronatsrecht; denn sie präsentierten 1491 dem Bischof von Kammin in Pommern einen Geistlichen für Schapow. Nach der Reformation traten an die Stelle der Nonnen die von Arnim-Schönermark. Von denen ging Schapow am Ausgang des 17. Jahrhunderts an die Grafen von Schlippenbach-Arendsee über; denn nach einem Protokoll von 1699 war damals der Graf von Schlippenbach Besitzer von Schönermark, Arendsee, Schapow usw.

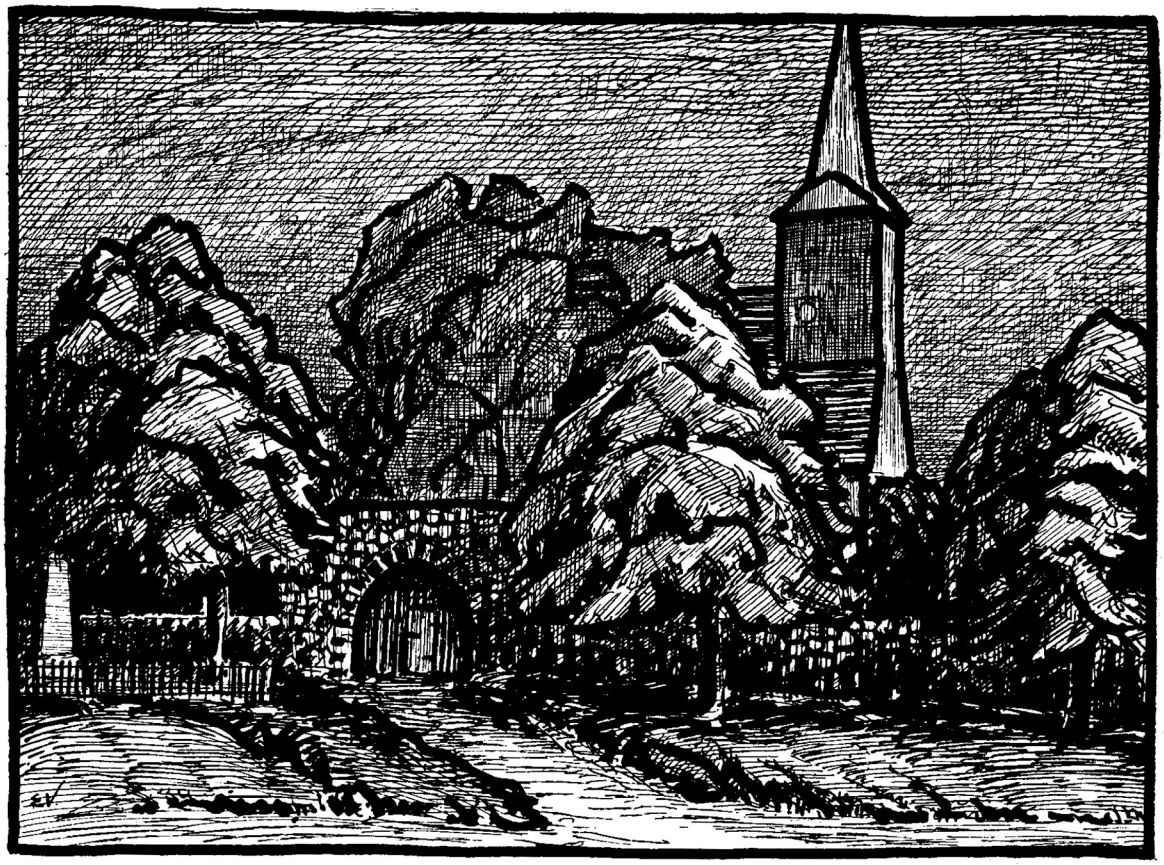
Auf die Verwüstung, die durch den 30jährigen Krieg angerichtet worden war, wirft ein Bericht kurfürstlicher Kommissare von 1687 ein helles Licht: von insgesamt 20 Bauernhöfen waren 9 Höfe wüst geworden, von 16 Kossätengütern 12. Nach den schwedischen Kriegen war ein neues Aufblühen des Dorfes zu verzeichnen; denn 1809 zählte man wieder 16 Ganzbauern, und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die Aufhebung der Hörigkeit und die Separation. Das erstere Verfahren war 1851 beendet. Ein selbständig bewirtschaftetes Rittergut mit besonderem Hof hat damals wohl nicht mehr bestanden. Die Bauern lösten alle Gerechtsame der Schlippenbachs, abgesehen vom Kirchenpatronat, ab und erwarben somit deren gesamtes Grundeigentum in der Feldmark Schapow. 1685 wurde das Rittergut Schapow wegen Zerstückelung in der Matrikel der Rittergüter des Kreises Prenzlau gelöscht.

II. Die Kirche zu Schapow.

Die Kirche ist eine Tochterkirche von Schönermark. Ueber die baulichen Verhältnisse und innere Einrichtung des Gotteshauses finden wir in dem Buch „Die Kunstdenkmäler des Kreises Prenzlau" folgende Beschreibung: „Die Kirche ist ein frühgotischer Feldsteinbau des 13. Jahrhunderts mit eingezogenem, gerade geschlossenem Chor und breiterem Turmhause. Der Chor hat am Ostgiebel eine Gruppe von drei Fenstern, deren mittleres etwas höher ist, und an den Langseiten je ein Spitzbogenfenster, das Schiff deren zwei auf jeder Seite. Am Westteil bildet ein zweimal abgestuftes Portal den einzigen Zugang zur Kirche. Turm und Kirche umzieht der gleiche Sockel, das abgefaßte Gesims ist um die Giebelecken herumgekröpft. Der jetzige Turmaufbau entstammt dem 18. Jahrhundert. Damals wurde das Satteldach des Schiffes über das (unvollendet gebliebene) Turmhaus hin ver-

längert und unten über dessen Vorsprung hinweggeschleift. Am Westende ist es von einem rechteckigen, verbretterten Dachreiter aus Holz mit hohem, achteckigem Spitzhelm überragt. In Verbindung damit ist auch das westliche Giebeldreieck mit Brettern verschalt.

war, da Spuren einer Ausmauerung oder Verstärkung nicht sichtbar sind. Außerdem ist zwischen der Fachwerkwand und dem aus sehr starken eichenen Hölzern errichteten Turmaufbau eine breite Lücke im Gesparre. Am Ostende der Nordwand des Chores zeigen sich die Spuren von



Schapower Kirche.

Der spitze Triumphbogen im Innern ist in neuerer Zeit verbreitert. Die Decken sind jetzt gerade mit sichtbaren Balken, im Chor etwas niedriger als im Schiff. Die beiden Dachstühle sind noch die ursprünglichen mit Kiefernholz und steiler Neigung. Sie bestehen außer den Sparren aus zwei großen Kreuzstreben parallel zu jenen und zwei Kehlbalken, von denen die unteren durch Rahmenhölzer und Pfosten neben den Streben unterstützt waren. Auch für die nicht gleichzeitige Erbauung des Turmoberteiles findet sich hier der Beweis — wenigstens ist der Dachraum des Langhauses im Westen durch eine Fachwerkwand von dichtem Maschennetz abgeschlossen, die vermutlich einst außen mit Brettern verschalt

Quermauern sowie einer kleinen Spitzbogentür, die offenbar einer jetzt abgebrochenen Sakristei (späteren Gruft) angehörten.

Die innere Ausstattung ist sehr schlicht gehalten, nur der Orgelprospekt zeigt reicheren Barockschmuck. Wertvoll ist allein ein Oelgemälde auf Holz aus altdeutscher Schule um 1500 (Breite 68, Höhe 90 Zentimeter) an der Nordwand des Chores. Dargestellt ist Christus am Kreuz. Im mittleren Vordergrunde Maria Magdalena in reichem Gewande, zu der sich der Gekreuzigte hinabneigt, rechts eine Gruppe von Kriegern, im Hintergrunde Jerusalem. Alle Einzelheiten sind sehr liebevoll behandelt, namentlich auch der reiche Faltenwurf mit seinen Borden und Stickereien, die phantastische Kopfbedeckung der Magdalena und die Rüstungen der Krieger. Der Kör-

per des Heilands zeigt bereits etwas mehr Fülle, als die strenge Zeit liebte, in den Gesichtern malt sich stiller Schmerz. Die Farben der Gewänder sind lebhaft und schön zueinander gestimmt. Der ganze Hintergrund ist nach der Manier jener Zeit in Grünlichtblau getaucht, dem aber eine hohe Felspartie mit ihren dunklen, braunen Tönen wirkungsvoll gegenübersteht. Das Bild, an dem eine Meisterzeichnung nicht sichtbar ist, soll aus Schlippenbachschem Besitz hierher gekommen sein."

Zu katholischer Zeit hatte die Kirche ihren eigenen Pfarrer, und nach der Matrikel vom Jahre 1600 war noch ein Pfarrhof mit 3 Hufen vorhanden, die Kirche aber schon Tochterkirche von Schönermark, wie noch heute. Mitte der siebziger Jahre wurde die Kirche innen ausgebaut. Aeltere Ortsangesessene erzählen, daß früher Altar und Kanzel vereinigt waren. So einfach die innere Ausstattung der Kirche gehalten ist, ebenso einfach und schlicht ist vor allen Dingen der Altar, der einen aus Mauersteinen und abgeputzten aufgeführten Unterbau aufweist, auf dem eine Holztafel liegt. Als Altaraufsatz und Schmuck zugleich diente früher das oben erwähnte und beschriebene Oelgemälde, das zu Weihnachten 1904 dann durch einen aus Eichenholz hergestellten geschnitzten Aufsatz, der ein Kreuz trägt, ersetzt wurde. Der Altarschmuck ist aus freiwilligen Gaben in der Gemeinde hervorgegangen und ist von der Firma Aßmus-Lüdenscheid angefertigt worden. Der Aufsatz trägt die Inschrift: „Kommt, denn es ist alles bereit". Nach der inneren Ausstattung der Kirche in den siebziger Jahren bekam sie damals auch eine Orgel, und zwar die alte der Schönermarker Kirche, welche der damalige Patron Graf Albert von Schlippenbach der Kirche überwies. Die hiesige Kirchengemeinde ließ dieselbe ausbessern und aufstellen. Durch eine freiwillige Sammlung in der Gemeinde war es möglich, diese alte Orgel im Jahre 1912 durch die Orgelbauanstalt Gebr. Grünberg-Stettin mit neuen Stimmen ausbauen zu lassen. Der wertvolle Prospekt der alten Orgel ist jedoch erhalten geblieben. Ihre im Weltkriege gefallenen Helden der Gemeinden Schapow und Wittstock ehrten die Gemeinden durch Errichtung eines schlichten Gedenksteins am Eingang des Friedhofes 1926 und durch Anbringung einer Gedenktafel an der Südwand der Kirche. 24 Namen aus Schapow und 5 aus Wittstock sind auf der Tafel verzeichnet, und der Gedenkstein erhebt mahnend seine Stimme: „Vergiß, mein Volk, die teuren Toten nicht!"

He lött sich nich vörbilögen.

Von Pastor Sydow-Zicher, früher Schönwerder.

Dll Amtmann Roggenbuer künn ganz gefährlich lögen. Wenn en hörte, wo he de annern Landlüd vertellen ded, wat he van sine Feller ausf't hadd, denn müßt en de Hänn'n öwern Kopp tosamenschlohn un denken: Wo is so wat möglich. Es kräg sin Schwesterföhn, de up de Nähgd en God hadd, Besök van' n goden Frünn, de en poor Dog bi em bliewen wull. An 'n Nohmiddag seggt he to den: Will'n wi hüt nich 'n beten to Unkel Roggenbuer föhren? Nä, seggt de anner, de lüggt mi denn doch to dull. — Jh, lot man, säd he, wenn he wedder lögen deiht, denn lög ick noch düller, un dormit krieg ick em still. Js god. De Kutscher müdd anspannen un se besöken Unkel Roggenbuern. Knapp hebben se Koffe drunken, dunn fängt Unkel Roggenbuer ok an: Jung, säd he, du kennst doch minen Roggenschlag hier dicht bi 'n Goren. Kast du woll roden, wo väl ick in 'n Harwst van den up 'n Morgen utdöscht heww? Na, dat ward so väl nich sind, säd de junge Minsch. So, meinst du? fröggt de Oll. Denn lot di man seggen, dat ick tweundtwintig Zentner utdöscht heww. Oh, Unkel, is woll nich möglich, antwurt't de Jung. Wat ick di seggen doh, versäkert Roggenbuer. Na, se wunnerwarken do ne Wiel öwer; dunn füng de Junge an: Unkel, du kennst doch ook minen Weitenschlag an 'n Schwedenbarg. Wat meinst du woll, wat de up 'n Morgen bröcht hett? Dat will ick di ganz genau seggen, löt de Oll sick hören. Dovan, van de olle Sandbüß, hest du höchstens gor nischt krägen. Wo kast du do öberhaupt Weiten bugen? Na, Unkel, säd de junge Minsch, denn will ick di man seggen, dat ick dovan fiefuntwintig Zentner ausf't heww. Dunn würd Unkel Roggenbuer falsch un säd so recht giftig: Denn heww ick föbenuntwintig Zentner ausf't. Vörbilögen lot ick mi in min egen Hus nich. Dat mark di man, min Jung. —

Zum Kapitel: Von Steinen und Opfersteinen.

Von Dr. Martin Rudolph.

Im ersten Bande 1926 des Prenzlauer Kreiskalenders berichtete auf S. 111 ff. Herr Pfarrer Schultze-Fahrenwalde unter dem Titel „Von Steinen und Opfersteinen" über verschiedene Findlinge der Uckermark und an diese sich anschließende Sagen und Gebräuche. Er erzählte dort, wie die Bergholzer Jugend und „auch die Bergholzer Mädchen" zu ihrem sog. Schlitterstein gewandert sind, um dort einem sehr eigenartigen Rodelsport zu huldigen, und fuhr dann fort zu schildern, daß bei dem ehemaligen Rossower Schlitterstein sich „hauptsächlich die Schnitterinnen während der Erntezeit damit vergnügt haben". Diese kurzen Bemerkungen sind die Veranlassung zu den folgenden Notizen, die vielleicht für Freunde volkskundlicher Heimatforschung Hinweise auf weitere Nachforschungen sein könnten.

In einer entlegenen Quelle fand ich kürzlich durch Zufall längere Ausführungen über Vorkommen und Bedeutung ähnlicher Schlittersteine, die eine völlige Parallele zu unsern uckermärkischen Schlittersteinen bilden. Der Schweizer Ethnologe L. Rütimeyer berichtet in seinem 1924 in Basel erschienenen, von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegebenen Buch über die „Ur-Ethnographie der Schweiz, ihre Relikte bis zur Gegenwart mit prähistorischen und ethnographischen Parallelen" auf S. 368 ff. über sog. Schalen- und Gleitsteine und kann darin den Nachweis erbringen, daß es sich bei dem scheinbaren kindlichen Spiel von Dorfjugend oder Schnitterinnen, wie in unserm Falle, um die letzten Spuren eines früher anscheinend weit verbreiteten Brauches handelt, für den der Verfasser gleiche oder ähnliche Fälle aus verschiedenen Ländern heranzieht. So kennt er derartige Schalen- oder „Glissade"steine, wie sie in der französischen Schweiz genannt werden, aus der Schweiz selber, ferner schildert er einen besonders eindrucksvollen Stein von Niederbronn im Unter-Elsaß oder von verschiedenen Stellen Frankreichs und Belgiens. Allen diesen Steinen gemeinsam ist ihre alte sexualkultische Bedeutung, indem nach Ueberlieferungen bezw. noch heute üblichen Bräuchen auf ihnen die Mädchen unter Wahrung bestimmter Förmlichkeiten herunterrutschten, um auf diese Weise Fruchtbarkeit und Kindersegen zu erlangen. Daß dieser Brauch bereits ein außerordentlich hohes Alter haben muß, geht auch aus einer Bemerkung auf S. 377 daselbst hervor, derzufolge bereits im alten Athen die jungen Mädchen, um heiraten zu können, auf einer solchen Gleitfläche auf dem Areshügel, dem Areopag, herunterrutschten. Es führt hier zu weit, im Einzelnen die zu beobachtenden Förmlichkeiten zu schildern, die nach Rütimeyer an den einzelnen Stellen in verschiedener Form üblich waren, es zeigt sich aber auf jeden Fall deutlich, daß das Schlittern oder Gleiten ursprünglich ausschließlich der weiblichen Jugend eben zu dem genannten Zweck vorbehalten war und daß dieser Brauch bereits zu einer Zeit geübt wurde, die als prämegalithisch bezeichnet wird, d. h. die vor Errichtung der großen Hünengräber in grauer Vorzeit lag, da verschiedentlich Zusammenhänge zwischen dem Gleiten und derartigen vorzeitlichen Steinsetzungen beobachtet wurden. „Es handelt sich also um uralte sexuale Riten, die aus prähistorischer Zeit bis heute durchschimmern, unbekümmert um alle Wandlungen der Geschichte und Religionen", wie es der gleiche Verfasser an anderer Stelle (Verhandlungen der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, Basel 1927, I. Teil, S. 218/19) ausgedrückt hat. — Im übrigen findet sich in der Neuauflage des Brockhaus-Lexikon in Band III (1929), S. 284 unter dem Stichwort „Brautsteine" ein ähnlicher Hinweis: Es heißt dort, daß unter Brautsteinen erratische Findlinge oder Steine von vorgeschichtlichen Gräbern verstanden werden, an die sich u. a. folgender volkskundlicher Brauch knüpft: wer auf diesen Steinen zu bestimmten Zeiten (Nacht vor dem 1. Mai oder vor Pfingsten) herunterrutscht oder herunterschlickert (daher auch der Name Schlickersteine!), der findet bald sein Eheglück. Eine ebenda beigefügte Abbildung zeigt einen solchen Gleitstein mit deutlich sichtbarer Rutschbahn von Klötzin, im Kreise Schivelbein, also im benachbarten Pommern.

Vielleicht regt dieser kurze Hinweis Heimatforscher, besonders Lehrer und Pfarrer auf dem Lande dazu an, etwaige eigene Beobachtungen gleicher Art mitzuteilen und damit für die volkskundliche Wissenschaft zu retten. Viele derartige Steine gibt es wohl nicht mehr, und der alte Brauch, der heute nur noch als Kinderspiel weiterlebt, wird in absehbarer Zeit sonst ganz der Vergessenheit anheimgefallen sein.

Der Vertraute Friedrich Wilhelms von Braunschweig.

Von Bernhard Kanzow.

Angeregt durch die reizvolle Novelle „Die schöne Tänzerin“ im Heimatkalender 1930, in welcher der Prinz von Braunschweig eine Hauptrolle spielt, bringe ich nach Familienaufzeichnungen das Bild eines Mannes, der in einer anderen Zeit, und zwar der schwierigsten und tragischsten im Leben des Prinzen und späteren Herzogs demselben nahe gestanden hat in einer Weise, daß man ihn wohl als dessen „Vertrauten“ bezeichnen kann.



G. Kanzow,
Herzoglich-Braunschweigischer Geheimer Cassierer.

Johann Gottfried Kanzow, geboren zu Prenzlau als dritter Sohn des Färbermeisters Johann Wilhelm Kanzow (die Eltern hatten insgesamt 11 Kinder, 10 Söhne und 1 Tochter, und feierten in körperlicher und geistiger Frische noch ihre goldene Hochzeit), widmete sich dem Kaufmannsstande. Mit 21 Jahren trat er in das zu Prenzlau garnisonierende Infanterie-Regiment des Prinzen von Braunschweig ein. Er war ein ordnungsliebender, frischer und gewandter Mensch, und der Prinz, der jeden seiner Soldaten genau kannte und beobachtete, machte ihm deshalb das Anerbieten, ihn in seinen persönlichen Dienst zu nehmen. Dieser ging darauf ein und gewann bald das Vertrauen des Herzogs in solchem Grade, daß er demselben unentbehrlich wurde und als Faktotum und Kassenführer beständig um ihn bleiben mußte. Er begleitete den Herzog im Jahre 1805 auf dem Marsch nach Franken zur Besetzung der damals preußischen Fürstentümer und 1806 in dem Feldzug gegen die Franzosen, teilte mit ihm nach der unheilvollen Schlacht bei Jena die Mühsale und Gefahren des Rückzugs nach Lübeck und flüchtete nach der Niederlage, welche die Armee dort erlitt, mit ihm nach Ottensen bei Altona, wo der greise Vater des Herzogs an der bei Jena erlittenen Verwundung kurz zuvor gestorben war.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß bei dem Blücherschen Korps, welches in Lübeck die Waffen strecken mußte, sich in dem Prenzlauer Regiment auch der ältere Bruder Gottfrieds, mein Großvater Friedrich Kanzow, befand. Als seine Gefangenenabteilung, die nach Frankreich marschierte, in Frankfurt a. M. ankam, wo sie übernachten sollte, weilte gerade auch der Herzog mit dem Bruder Gottfried heimlich in der Stadt. Dieser mußte sich nach den Gefangenen umtun und fand so seinen Bruder. Der Beschluß, ihm zur Freiheit zu verhelfen, stand sofort fest. Ein dem Herzog ergebener Weinhändler machte den wachthabenden französischen Sergeanten durch ein Fäßchen kräftigen Weins geneigt, ihm Zutritt zu dem in einem weitläufigen Gebäude untergebrachten Gefangenen zu gestatten, steckte dem Bruder bürgerliche Kleidung zu, welche dieser in einem entlegenen dunklen Winkel mit seiner Uniform vertauschte, und ging darauf mit demselben Arm in Arm und der angeheiterten Schildwache einen „guten Abend“ wünschend, langsam davon. Der glücklich Befreite durfte dem Herzog persönlich danken und blieb unbehelligt in Frankfurt, wo er später noch einmal die Freude hatte, seine Befreier zu begrüßen.

Von Ottensen aus wurde der „Vertraute“ wiederholt mit wichtigen Aufträgen nach Kopenhagen und Schweden gesandt, einmal auch nach Malmö, wohin die Gemahlin des Herzogs mit ihren beiden Söhnen geflüchtet war. (Die schwedische Königin war ihre Schwester.) Nachdem am 9. Juli 1807 der Friede zu Tilsit zustande gekommen war, welcher den Herzog seiner Braunschweigischen Lande beraubte, und die herzogliche Familie darauf ihr Asyl verlassen durfte, ging er mit dieser in Begleitung des Herzogs nach Bruchsal, dem Witwensitz der Markgräfin v. Baden, der Mutter der Herzogin. Als dort eine schwere Entbindung der trefflichen, erst 26jährigen Herzogin am 2. April 1808 den Tod gebracht hatte, begab sich der Herzog nach seiner Herrschaft Oels

in Schlesien, von wo aus er zahlreiche Reisen in Deutschland, Oesterreich und Rußland bis nach Moskau hin unternahm, auf denen ihn sein Kanzow stets begleitete. Sie reisten heimlich, gewöhnlich unter anderem Namen als Breslauer Kaufleute, hatten die Bärte zu stattlicher Länge wachsen lassen, saßen, bürgerlich gekleidet, miteinander im Wagen, mieden allen verdächtigenden Aufwand und führten reichlich Waffen und Munition mit sich, was zu ihrer Sicherung um so notwendiger war, als sie auf diesen Reisen beträchtliche Summen Geldes erhoben.

Mehrere Mal glückte es ihnen auch, als Handwerksburschen mit dem Felleisen auf dem Rücken oder als Bauern, die Eier zur Stadt brachten, in das von Feinden besetzte und scharf bewachte Braunschweig zu gelangen, wo sie bei einem treu ergebenen Gastwirt einkehrten und mit wackeren Patrioten Rat pflogen. Ein stets geführter heimlicher Briefwechsel mit den Getreuen nährte die Hoffnung eines allgemeinen Aufstandes, wenn die erlösende Stunde nahe. Doch wollte der Herzog seinem Volke für den Fall des Mißlingens keinen neuen Jammer aufbürden; darum sollte der Aufstand nicht in Norddeutschland und namentlich nicht in seinem Lande ausbrechen, sondern der Anstoß von außen kommen. Nachdem er sichere Nachricht von den Vorbereitungen Oesterreichs zum Kriege erhalten hatte, eilte er, wieder mit seinem Kanzow, im Winter 1808 im Schlitten nach Wien. Dort schloß er das Bündnis gegen Napoleon ab, in welchem er sich verpflichtete, als deutscher Reichsfürst ein Korps von 2000 Mann zu stellen, wogegen Oesterreich ihm die Zusicherung gab, ihn als Verbündeten zu betrachten.

Als Oesterreich 1809 den Krieg gegen Napoleon wieder aufnahm, rückte der Herzog mit seiner Schar in Sachsen ein, eroberte Dresden und bekämpfte erfolgreich die gegen ihn gesandten Heerhaufen; jedoch konnte sein Korps nach der Niederlage Oesterreichs bei Wagram nichts mehr nützen. Er trat daher mit demselben den berühmten, auch von Napoleon strategisch als meisterhaft anerkannten Rückzug an, auf welchem er sich mitten durch von Feinden besetztes Land, zahlreiche Gefechte liefernd, bis zur Mündung der Weser durchschlug, wo die ganze Schar bei Elsfleth am 7. August 1809 auf den dort gerade liegenden Handelsfahrzeugen nach Helgoland unter Segel ging, worauf sie von neun englischen Kriegsschiffen aufgenommen und nach England gebracht wurden. In der Eile hatte der Herzog die Einschiffung seiner Bagage nicht abwarten können; ein Schiff wurde zurückgelassen, um dieselbe aufzunehmen und dann zu folgen. Dies Schiff aber wurde, ehe es die andern erreichen konnte, von den Dänen gekapert, und so verlor nicht nur der Herzog seine Bagage, sondern auch sein treuer Kanzow, welcher in dieser schweren Zeit wie immer in seiner unmittelbaren Nähe geblieben war, seine ganze Habe. Beide brachten nichts weiter nach England, als das Wenige, was sie an ihrem Leibe trugen. Das Korps des Herzogs trat in englische Dienste und wurde nach Spanien geschickt; er selbst nahm seinen Aufenthalt in London. Von hier aus machte er wiederholt Ausflüge in das Innere von England und nach Schottland, auf denen ihn sein Kanzow stets begleitete und manche innige Freundschaft schloß. Das Jahr 1813 führte den Herzog mit seinem von ihm unzertrennlichen Begleiter nach Deutschland zurück. Sie gingen im Mai über Hamburg nach Schlesien in das preußisch-russische Hauptquartier, kehrten aber nach kurzem Verweilen über Prenzlau, wo der Herzog sein „Prinzen-Palais“ und Kanzow seine Eltern besuchte, über Stralsund nach England zurück. Für den Herzog war die Zeit, sich am Kampfe zu beteiligen, noch nicht gekommen, da sein Land sich noch in Feindeshänden befand. Als aber nach der Schlacht bei Leipzig Deutschland von den Franzosen gesäubert wurde, kehrte er zurück, um endlich auch sein väterliches Erbe wieder in Besitz zu nehmen.

Am 22. Dezember 1813 hielt er unter großem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt. Bezeichnend für das Verhältnis des Herzogs zu seinem Kanzow ist der Umstand, daß die Ernennung zum „Geheimen Kassierer“ gerade an diesem Tage erfolgte und somit als eine der ersten Regierungshandlungen, wenn nicht als erste überhaupt, anzusprechen ist. Zu Anfang des Jahres 1814 begleitete er den Herzog nach Frankreich, wo derselbe am Feldzug teilnahm. Nach Abschluß des ersten Pariser Friedens erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die beiden herzoglichen Prinzen, welche in England zurückgeblieben waren, von dort abzuholen und nach Braunschweig zu geleiten. Als im Jahre 1815 der Krieg von neuem ausbrach, führte auch der Herzog seine Truppen ins Feld, wo er bekanntlich bei Quatre-Bras nahe bei Brüssel am 16. Juni den Heldentod fand. Am vorhergehenden Abend hatte er auf erhaltenen Befehl seine zerstreut liegenden Truppenteile zusammengezogen, um für den nächsten Morgen marschbereit zu sein, und war erst dann mit dem „schwarzen“ Kanzow (so bekannt und genannt nach dem schwarzen Anzug, den er in Begleitung seines Herrn, des

„schwarzen“ Herzogs, trug) auf dem Wellington zu Ehren gegebenen Fest in Brüssel eingetroffen. Als er sich nach Rücksprache mit dem Feldmarschall von der Gastgeberin, der Herzogin von Richmond, um Mitternacht verabschiedete, bat diese ihn mit tränenden Augen und bebender Stimme, sich vom Schlachtgewühl entfernt zu halten. Mit dem sogenannten „zweiten Gesicht“ begabt, sah sie in diesem Augenblick den Herzog in seinem Blute liegen. Ruhig und männlich erwiderte der Herzog, daß er als Soldat und Feldherr nicht zurückbleiben dürfe; doch versprach er, sich nicht unnötig der Gefahr auszusetzen, nicht ahnend, daß nach wenigen Stunden jene blutige Prophezeiung in Erfüllung gehen würde. Die tödliche Kugel traf ihn an der Spitze seines Leibregiments; man trug ihn aus dem Kampfgewühl hinweg und, die Hand in seines treuen Gefährten Hand gelegt, ist er mit den Worten: „Mein Kanzow“ gestorben. Sein Kanzow, welcher ihn 10 Jahre hindurch überall begleitet hatte, geleitete auch die Leiche nach der Stadt seiner Ahnen, durch den Verlust seines Herzogs tief gebeugt. Beide Männer waren einander schon lange Zeit mehr gewesen als Herr und Diener. Ein vertrautes und herzliches Verhältnis, wie es gemeinsam durchlebte Gefahr und Trübsal zwischen edel angelegten Naturen zu werden pflegt, hatte zwischen ihnen bestanden, und als ihm der Tod den Herzog nahm, war auch sein Leben geknickt; er begann zu kranken. Nach Trost sich sehnend, besuchte er im Juli 1815 seine Eltern; es war das letzte Mal, daß er sie sah. Er lebte darauf in Braunschweig, wo eine reichliche, noch von seinem Herzog bestimmte Pension neben einer Anstellung bei der Herzoglichen Generalkasse ihm die Mittel zu sorgenfreiem Leben gewährten und die Liebenswürdigkeit seines Wesens bei einem reichen Schatz von Erlebnissen ihn allgemein beliebt gemacht hatte. Er siechte indessen schnell dahin und starb am 22. September 1818; seine irdischen Reste ruhen



Grabdenkmal des Herzogl. Braunschweigischen Geheimen Cassierers G. Kanzow.

auf dem alten Burgkirchhof zu Braunschweig, nicht weit vom Grabe Gotthold Ephraim Lessings. — Die Grabstätte mit dem hohen, künstlerisch reichverzierten Denkmal ist noch jetzt wohlerhalten.

Winterahnung.

Die Gräser und die Blümelein
Sind früh von Tränen naß.
Ist's, weil die Sonn' so frühe schied,
Und weil der Mond so blaß?

Ist's, weil der Aehren gold'nes Heer
Besiegt am Boden liegt —
Und weil der Vögel dunkle Schar
Am Himmel heimwärts fliegt?

Die Nebelfrau geschäftig schon
Webt nachts das Leichentuch.
Wie lange noch — und Todesruh'
Liegt über Wald und Bruch.

M. Schaefer.

Wo ick eigentlich herſtamm un wo ut mi wat worr'n is.

Von Paſtor Sydow-Zicher, früher Schönwerder.

Wenn ick dat recht vertellen will, müdd ick en beten wit utholen.

Wat minen Voter ſin Grotvoter wär, dat wär en Schäper in'n grot Dörp in Pommern. Na, dat wett jo jedwerein, dat Schäpers dunn rike Lüd wären. So künn he ſin'n öllſten Söhn, wat min Grotvoter wär, ok richtig fiew Dohler mitgewen, as de noh de Inſegnung noh Barlin wannern ded. De oll Direkter Bellermann van't „Graue Kloſter", wat en Gymnaſium wär, nähm em in de hogn Schol up, und he bekäm ne Frieſtell. Duert nich lang, dunn wannert ut Spandow de öllſte Söhn van'n klenen Beamten noh Barlin. De Tiden waren dunn ſchlimm, un de Jung hadd van ſinen Voter man enen Doler mitkrägen. Na, de wär in Barlin ball to Enn'n. Oeber ok diſſen Jung bekäm up't graue Kloſter ne Frieſtell.

Min Grotvoter un de anner Jung würden god Frünn'n un mokten de ganze Schol dörch. Dunn lehrten ſe in Frankfurt a. O. ſtudeeren.

Anno dreizehn, as't gegen den Kaiſer Napolium güng, mellte de Fründ van minen Grotvoter ſick gliek as Freiwilliger un würd ok fortſen as Leutnant inſtellt. In Eberswoll würd he utbildt. Denn ſo, as he güng un ſtünn, künn he doch nich fortſen Off'zier ſpälen.

Duert nich lang, dunn müßt he rut in'n Krieg. Un min Grotvoter? He würd Konrekter in Pyritz. Do blew he öber nich lang. De Poſwolker holten em as Rekter an ehre grote Schol.

Van doa ſchickt em de Regeerung as Direkter noh Bromberg an dat Schollehrerſeminor. Denn holt em dat Kunſiſtorium as Supperndenten noh Gneſen. Do blew he, bet he as ollen Mann van ſös un achzig Johren ſturw.

Sin Fründ würd anno 1816 Paſter in Lübbenow in de Uckermark.

Min Grotvoter in Gneſen hadd intwiſchen veer Mäkens un enen Jungen krägen. De Söhn lehrte in Barlin ſtodeeren, un dunn käm he noh Domrow to den Herrn von Winterfeldten, de nohſten Ritterſchaftsdirektor in Prenzlow wär. Do müßt he twee Jungens un twe Mäkens unnerrichten. Dat wär anno 1852.

Wat ſin Voter wär, de wull denn doch ok es ſehn, wo dat ſinen Söhn in de Uckermark güng, un he beſökte em. Na, bi de wide Reiſ' künn he nich up enen Dag komen. He wull ne ganze Woch doblieben. Dun ſchrew Herr von Winterfeldt en Brew an den Paſter in Lübbenow, he müßt den annern Dag to Middag noh Domrow komen. Affſeggen gellte nich; he würd ne grote Oewerraſchung finn'n. An'n annern Dag föhrte Paſter Zelle up'n Hof. He würd in de Stuw nödigt. Do ſehg he minen Grotvoter. Se käken ſick an. Dunn repen ſe: Zelle-Sydow un lägen ſick in de Arm. Na van de Freud will ick niſcht ſeggen. De kann ſick jeder ſülwſt utmolen.

An'n Obend, as Paſter Zelle wedder noh Hus föhrte, ſäd he to den Kannedaten: „Nun, Herr Kandidat, beſuchen Sie mich doch auch öfter. Meine Frau und ich, wir würden uns ſehr freuen, wenn wir den Sohn meines alten Freundes bei uns begrüßen könnten."

Na, eenes Sünndags ſadelt denn de Kannedat en Perd un red noh Lübbenow. He würd ok ſehr fründlich upnomen. Do wär ok en Mäken, de wär dunn erſt ſöstein Johr olt. De künn em woll gefallen, un he is noch männigmol noh Lübbenow reden, un dat Mäken geföll em ümmer beſſer. An Frigen wär jo noch nich to denken; he wär man Kannedat un ſe erſt ſöstein Johr olt. Oeber as he denn noch twe Johr Rekter in Gneſen weſt wär un denn as Paſter noh Wetzenow käm, dunn löt em dat ken Roh mehr, un he holt ſick de Paſterdochter ut Lübbenow, un ſe is binoh viertig Johr ſin Fru weſt, bet he ſick dat entſeggen ded.

Na mit de Wil würd min Grotvoter ok en ollen Mann. He wär ſös un achtzig Johr. Do käm he ees Obends van'n Spaziergang to Hus. T' was an'n 21. Dezember. Em ſchuddert dat ſo öber, un he müßt ſick to Bedd leggen. As he ſo läg, ſäd he to ſin Dochter, de bi em an't Bett ſitten ded: „Uebermorgen iſt ja Heiligabend." „Nein, Vater", ſäd de Dochter, „übermorgen iſt ja erſt der 23., und Heiligabend iſt doch am 24." „Richtig", ſäd he; „wie komme ich nur darauf?"

An'n annern Dag ſäd he wedder: „Alſo morgen iſt Heiligabend." Sin Dochter mokt em wedder klor, dat dat noch twe Dag duerte. „Merkwürdig", ſäd he. Gegen Obend käk he ſin Dochter an un ſäd: „Alſo noch bis morgen Abend; dann feiere ich Heiligabend." Un richtig, an'n 23. ſchlep he in un wachte nich mehr up. Markwürdig!

Paſter Zelle in Lübbenow hadd as beſten Fründ un nächſten Nachbor den ollen Paſter Becker in Trebenow, den Grotvoter van den, de toletzt do wär. Ehre Kinner würden ok god Frünn'n, un de öllſt Söhn van den Lübbenowſchen holt ſick de drüdde Tochter van den Trebenowſchen to'r Fru.

Ick würd anno 62 in Wetzenow geboren un wär ümmer nen kräftigen, geſunnen Bengel. Toerſt güng ick bi Lehrer Köne in de Schol, denn bi Lehrer Linnow, den Voter van den Prenzlower Max Lindow. Denn nähm mi min Voter ſülwſt in de Mok. Ick beduer jeden Jungen, de bi ſinen Voter lehren müdd. De Köſter mag ſchlimm ſind; he mag ok, wenn't nödig is, de Jungs ganz glupſchen dat Fell vullhauen; tom wenigſten was't dunn noch ſo. Oeber he is doch en wohres Lamm gegen de meiſten Voters. Wat min Voter wär, de hadd noch ut ſine Kannedatentied ne Riedpietſch. O je, wo hebben wi Jungs de Riedpietſch verwünſcht. As't ees in minen Voter ſin Stuw to brennen anfüng un en Rock eklich anſengt würd, dunn heww ick man beduert, dat de oll Riedpietſch nich mit verbrennt wär. Un denn was min Voter ſo möglich ſtark. Wenn he tohaute, denn wunnert mi blot, dat de Riedpietſch nich van'n Puckel dörch den ganzen Liew dörchgüng und vör an de Boſt wedder rutkäm. Oeber lehrt hebben wi bi em väl. As wi nahſten up de hohe Schol wären, dunn mokte uns dat Latinſch, wobi wi am meiſten Schacht krägen hadden, kene Beſchwernis mehr.

As ick in Gripswoll ſtodeeren lehrte, müßt Pingſten up den drüdden Juni ſollen. Wat min Voter wär, de hadd mi an'n erſten ſöſtig Mark ſchickt. Dat wär dunn en grot Stück Geld. Oeber as ick min Meed betohlt un mi nen nigen Sommerantog köpt hadd, hadd ick noch ſös Mark in de Taſch. „Na", ſäd ick to mi, „domit kaſt du to Pingſten nich in Gripswoll leben. Du müſt irgend wo annershen, wo dit niſcht koſten deiht."

Oeber as jung Lüd ſind, de ſös Mark brennten mi orntlich in de Taſch, un ick denk ſo bi mi: „De müddſt du ok noch erſt loswarď'n," un ick güng in de „Akademiſchen Bierhallen" un wull ſo'n recht ſchönes un vörnehmes Middageten to mi nehmen. Wat öwrig blew, dat würd ick ok woll noch klen kriegen.

Knapp kom ick rin in de Gaſtſtuw, dunn kümmt de Wirt up mi los un fröggt mi, ob ick nich alle Dog herkomen un ſine Kinner arbeiten loten wull. Je, ſäd ick, wat he denn vör Bedingungen ſtellen ded. „Ja," ſäd he, „ich würde Ihnen alle Tage Mittag à la carte geben."

Dat wier woll ſo, ſäd ick, öber ick hadd all enen Dag üm den annern akademiſchen Freitiſch, un den künn ick nich upgewen. Denn würd ick nie en Stipendium kriegen. Dat ſach he in un ſäd: „Dann gebe ich Ihnen einen Tag um den andern Mittag und alle Tage Abendbrot".

„J," denk ick, „dat kann di paſſen; denn kümmſt du mit din ſös Mark in'n Monat ut. Koffe heſt du noch, un Brot dorto koſt't noch lang ken ſös Mark in'n Monat." Ick ſegg alſo: „Jo, up de Bedingung güng ick in."

Dunn ät ick orntlich Middag, un as ick' betohlen wull, nähm he't nich an. Dunn grep ick noh de Gripswoller Zeitung un leſt, dat Paſtor Becker in Ranzin Wiſchen verpachten wull. „Ob dat woll en van de Trebenowſchen is?" denk ick bi mi. „Na, un wenn het nich is," ſegg ick, „en Paſter up'n Lann'n ſchmitt kenen Studenten rut." Ick nähm alſo minen Stock un wannert noh Ranzin. T' wären drütthalw Milen; öber wat is dat för 'nen jungen Minſchen von twintig Johren!

As ick in Ranzin in't Paſterhus käm, frög ick dat Mäken up pommerſch Plattdütſch: „Is dei Herr Paſtur woll tau Hus?" „Je wolling," ſäd ſe, „gahn Sei man darinnen." Ick kloppt denn nu an, un as en in der Stuw „Herein" rep, goh ick ok drieſt rin. Do ſtünn en ehrwürdigen, ollen Herrn mit ſchlohwittes Hoor un käk mi frogwis an. „Mein Name iſt Sydow", ſäd ick, „ich bin Student in Greifswald." „Sind Sie ein Sohn von Jette Zelle?" frög he. „Jo," ſäd ick, „dat wier ick." „Na," ſäd he, „dann bin ich Dein Onkel und Du biſt mein Neffe." Knapp hadd he dat ſeggt, dunn käm ut de anner Stuw ne fixe klene Fru un ſäd ſo recht fründlich: „Was, ein neuer Neffe?" „Ja, denk mal an," ſäd de Paſter, „das iſt ein Sohn von Jette Zelle und ſtudiert in Greifswald."

Na, nu würd ick ungeheuer fründlich upnomen un müßt mi gliek an'n Diſch ſetten un van min Oellern vertellen.

Dunn ſäd de Fru Paſtern: „Nun wollen wir aber Kaffee trinken," un ſe rep ut de Dör: „Marie, bring den Kaffee rein". Ick denk natürlich, Marie is dat Stuwenmäken oder de Kökſch. Oeber dit ſüll anners kommen. Noh ne Wil käm en nüdlich Mäken von viertein Johren mit'n Koffeebrett in de Stuw, un de Fru Paſtern ſäd: „Unſere älteſte Tochter". Na, ick gaw ehr de Hand; un ſe künn mi woll gefallen.

Ick blew fiew Dog un frünnte mi mit de Kinners an. Se ſäden gliek „Du" to mi. Blot de Oellſt ſäd „Herr Vetter" un „Sie".

Ick bün denn in'n Sommer noch en poormol in Ranzin weſt. Dunn treckt ick noh Barlin, üm do to ſtodeeren. Ick blew do annerthalw Johr. Do künn ick natürlich nich Sünndags nohmiddag noh Ranzin föhren. Van Barlin noh Gripswold is dat doto doch'n bitſchen to wit. Oeber dat ſegg ick noch hüt: Männigmol is dat för een jungen Minſchen god, wenn he ken Geld hett.

As ick mit min Ektomen dörch wär, müßt ick in Gripswold en Johr Sadat ſpelen. Ick wär een geſunnen, kräftigen Kerl un hadd ümmer ſehr god turnen künnt un wär ümmer ſehr väl to Fot gohn. So würd mi de Denſt grod nich ſchwor.

An'n teinten Oktober würden wi vereidigt un hadden kenen Denſt mehr. Wat ſüll ick mit den ganzen Dag anfängen? Do dacht ick an minen Unkel in Ranzin un föhrt hen to em. Na, he is nie nich Sadat weſt, un as ick mit min Extra-Uniform rinkäm, dacht he, ick wier 'n Leutnant un red't mi donoh an. Dat gäw dunn en grotet Wunnern, as ick ſäd, wer ick wär, un dat ick in Gripswoll min Johr afdeente. Dunn käm ok de Fru Paſtern rin un tolezt ok de öllſt Dochter. Van Militörweſen wüßten ſe all niſcht af. De Fru Paſtern, de gern een klenen Spoß mokte, ſäd to mi, as de öllſte Dochter rinkäm: „Ich weiß nich, ob Sie unſere älteſte Tochter ſchon kennen". Na, ick verſtünn ehr gliek un ſäd, ick hadd noch nich de Ehr. Dunn ſtellt ſe vör: „Unſere älteſte Tochter — Herr Leutnant von Hinüber". Dat wäre de Schwoger van den Eddelmann in't Dörp. De künn jo ſinen Schwoger god es beſöken. Nu kräg ick ne grote fierliche Verbeugung, un ick dienerte ok nich ſchlicht. As wi dunn bi'n Koffe ſäten, dunn käk mi dat Mäken an un erkennte mi. Nu gaww dat en grot Högen, un't was nen ſchönen Nohmiddag in dat Paſterhus.

As dat nich anners ſind künn, föhrt ick denn öfter ees noh Ranzin. Eines Dogs ſäd de Hauptmann to mi: „Sie haben ſchon Ihr Examen gemacht und werden hin und wieder gern mit Amtsbrüdern verkehren. Wenn Sie hier in der Nähe Bekannte haben, dann reichen Sie nur ruhig Freitags einen Urlaubsſchein ein, damit Sie Sonnabend nachmittag und Sonntag verreiſen können. Als Urlaub wird das nicht gerechnet." Nu käm ne ſchöne Tid. Alle vierteihn Dog föhrt ick noh Ranzin. Oſtern höll ick do ſogar ne Predigt.

De oll Paſter dacht jo woll, ick käm nur üm ſinentwegen, wil dat mi ſine Unnerhollung öwer theologiſche Frogen ſo väl wert wieren. Sin Fru markte öber Müſ'. Oeber ſe leggt mi niſcht in'n Weg. Dat was 'n ſchönen Sommer.

As dat Manöver vörbi wär, föhrt ick wedder noh Ranzin. Wat ick wull, wüßt ick. Ne Stell' as Hülfsprediger hadd ick to'n erſten Oktober. Wer künn mi dat verdenken, dat ick nu ok daran dacht, mi ne Brut antoſchaffen. Oeber mit ne Verlowung is dat ſo 'ne Sak. Ick hadd mi nich bang moken loten, as all de Kunſterjalröt un Perfeſſers in'n Ektomen up mi losfrögen; mi hadd dat nich grugt, as ick in'n Wald bi 'n ſchwor Gewidder hadd Poſten ſtohn müßt. Oeber nu grugte mi dat doch. Ohn Brut wull ick doch nich afreiſen; ick mokt mi faſt dorin: Noh'n Obendbrot wardſt du ehr frogen. Je — ja — je — ja. T' geiht ſchnurrig to in de Welt. Knapp hadden wi uns in de Wohnſtuw henſett't, dunn füng de Paſter an un vertellte, he ſüll in de Synod nen Vördrag öwer Kuffermannen-Unnerricht hollen, ob ick nich 'n god Bok doröwer wüßt. Na, denk ick, du wardſt em gliek ſo komen, dat he 'n Schreck kriggt un nich wider fröggt. Jo, ſäd ick, Perfeſſer Zetzſchwitz in Erlangen hadd en grot Bok öwer Katechetik in dre Bänn'n ſchrewen. Do ſtünn ok en lang Enn öwer Kuffermannen-Unnerricht in. Ick högt mi bi mi ſülwſt un denk, dat ward he nich dörchſtodeeren willen. He ward mi nu woll in Roh loten. Oeber dat käm anners, as ick mi dacht hadd. „Das iſt mir ſehr intereſſant," ſäd he, „ſetze dich mal zu mir und erzähle, was Zetzſchwitz ſagt." Na, ick denk doch gliek, mi fall de Schlag röhren. Ick wull mi ne Brut holen un ſüll öber Zetzſchwitzen ſin grot Bok reden. Väl Tid wär nich mehr. Wenn ick den Zug verpaſſen ded, denn güng mi dat ſchlicht. Do kräg ick denn Mod un ſäd to de öllſte Dochter: „Couſine," ſäd ick, „wollen Sie mir einen Gefallen tun, dann holen Sie mir ein Glas Waſſer." Un as ſe upſtünn, ſäd ick: „Ich werde Ihnen leuchten," un nähm ne Lamp, un wi güngen in de Kök. Na, dat duert en bitſchen lang, eh wi wedder kämen. De Fru Paſter ſähg gliek, wat los wär. Oeber de Herr Paſter füng wedder an: „Nun, was ſagt Zetzſchwitz alſo?" Dat künn ick em jitzt nich ſeggen, ſäd ick; ick hadd em ganz wat anners to ſeggen. Un nu bäd ick em, he ſüll mi ſin öllſt Dochter tor Fru gewen. Na, he verfiert ſick nich ſchlicht. Oeber he fot't ſick ball wedder, un ick hadd ne Brut. Dunn müßt ick man moken, dat ick noch to rechter Tid to de Iſerbohn käm.

Dat duert noch en Johr, dunn ſchrew mi de Herr von Holtzendörp ut Jogow, dat de Paſter Kanzow in Schönwäder noh Barlin gohn wull, un dat he all mit den Herrn von Arnim in Güterbarg un den Herrn von Wedell in Kutzerow red't hadd, un ſe wullen mi de Parrſtell gäwen.

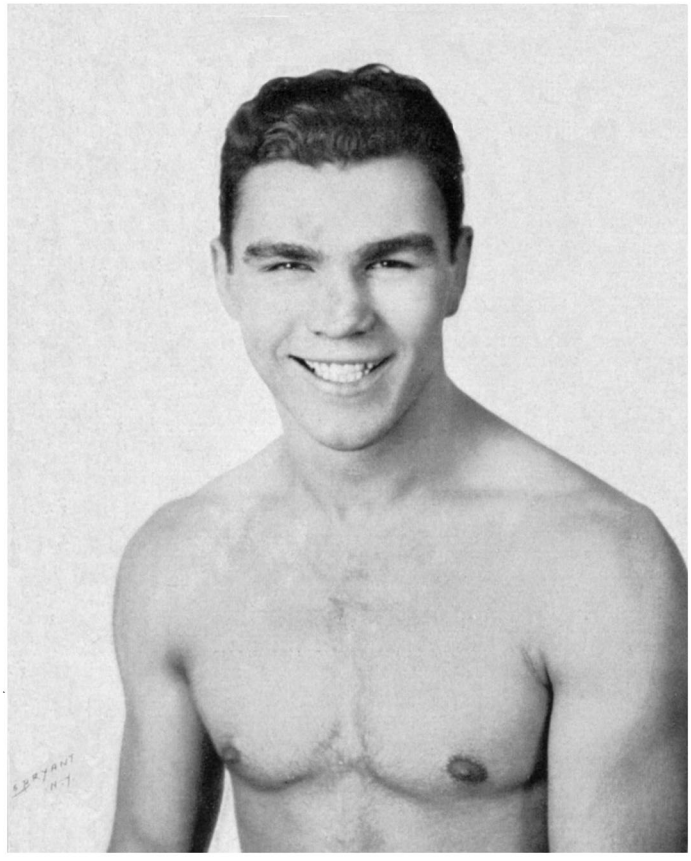
So käm ick noh Schönwäder, un in'n Mai höll ick Hochtit un blew denn genau achteihn Johr in Schönwäder. Dunn schrew mi dat Kunsistorium, ick süll noh Zicher bi Cöstrin gohn. Dat ded ick denn. Un markwürdig! An'n nägenten Feberwor hadd ick in Schönwäder min Probepredigt hollen, an'n nägenten Feberwor müßt ick ok in Zicher min Probepredigt hollen. An'n achten April zög ick in Schönwäder in, an'n achten April zög ick wedder ut.

Dat wären schöne achteihn Johr. Mit all de Schönwäderschen heww ick ümmer in goden Fräden lewt. Se stohn all in'n goden Andenken bi mi. Datsülwige müdd ick van de Bannelowschen seggen. Oeber dreuntwintig Johr bün ick nu ok all in Zicher un bün nen ollen Mann worr'n. Oewer wenn ick an Schönwäder un Bannelow denk, denn ward dat Hart wedder jung. Ver van min Kinners sünd all verfrigt, en is in Rußland vör Warschau bläwen, en is noch Student. Acht Jungs un twe Mäkens seggen all „Grotvoter" to mi.

Worüm heww ick dat woll vertellt? Dat jeder sehn kann, wo wunnerbor unsʼ Herrgott de Minschen führen deiht. As dunn üm 1800 rüm twe Jungs inʼt graue Kloster in Barlin kämen, dunn dachten se woll nich daran, dat ehr Kinner mol Mann un Fru warden künnen. Un as de oll Paster Zelle in Lübbenow mit Paster Beckern in Trebenow god Fründ würd, denn hadd he woll lacht, wenn em en seggt hadd: „Din Enkelsöhn ward mol de Enkeldochter van dinen Fründ Becker frigen".

Jo, unsʼ Herrgott föhrt de Minschen wunnerlich; öber ümmer so, dat wi seggen mütten:

Gott hat es alles wohlbedacht
Und alles, alles recht gemacht.
Gebt unserm Gott die Ehre!



Max Schmeling

errang 1930 und 1931 gegen die Amerikaner Sharkey und Stribling die Weltmeisterschaft im Boxsport. Seine Siege wurden in ganz Deutschland mit großem Jubel aufgenommen, besonders aber wurde ihm aus seinem Heimatkreise die größte Verehrung zuteil / Schmeling wurde am 28. September 1905 in Klein-Luckow im hiesigen Kreise geboren, siedelte aber bereits im Alter von 9 Monaten mit seinen Eltern nach Hamburg über / Der Weltmeister, der jetzt in Bad Saarow bei Berlin wohnt, schrieb dem Bearbeiter des Heimatkalenders: „Ich war als Kind noch sehr oft in Klein-Luckow, besonders gern in der Ferienzeit und habe dort wirklich die schönsten Tage meiner Kindheit verlebt / Die Einwohner des Kreises Prenzlau haben stets meiner nach meinen Siegen gedacht, so daß ich mich stets gern meiner Geburtsstätte und Umgegend erinnere / Die Zeiten, die ich bei meinen Großeltern in Klein-Luckow verleben durfte, werden mir unvergeßlich bleiben." / Das Geburtshaus des Weltmeisters in Klein-Luckow hat man mit einer Gedenk-Tafel geschmückt.

Die Pferdezucht im Bereich des Pferdezucht-Vereins Falkenhagen.

Von Dr. Walter Müller.

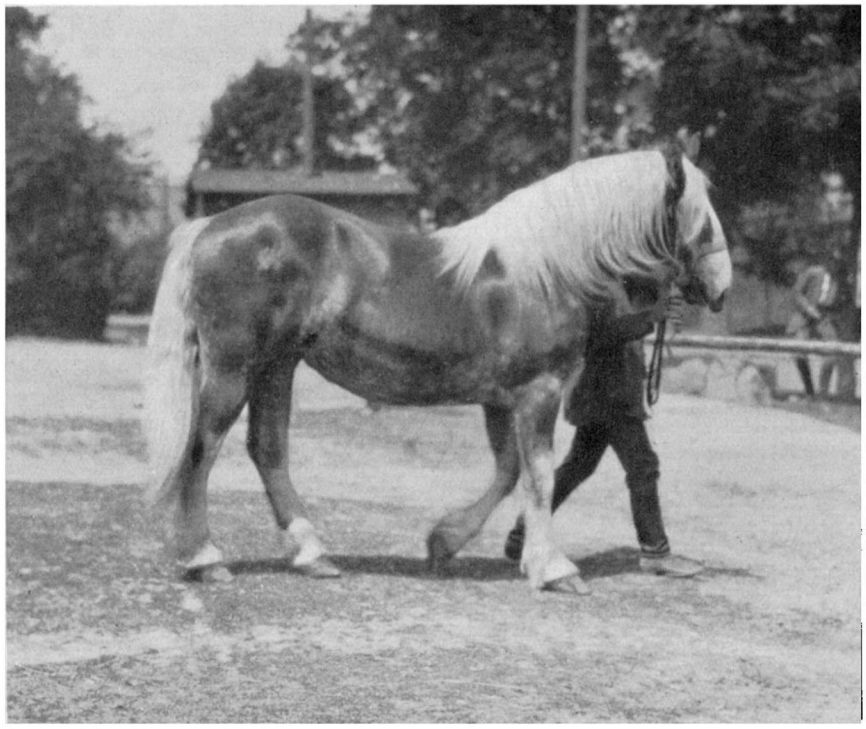
Wenn im vorjährigen Kalender gesagt wurde, daß in unserem Heimatkreis mit wenigen Ausnahmen in der Pferdezucht keine Reinzucht getrieben würde, so gehört zu diesen Ausnahmen auch die Zucht im Bereich des Pferdezuchtvereins Falkenhagen.

Zielbewußte Männer, die klar erkannt hatten, daß man mit der bisher betriebenen Kreuzungszucht nicht weiter kommen könnte, schlossen sich im Jahre 1898 zu dem Pferdezuchtverein Falkenhagen zusammen. Ein besonders tatkräftiger Förderer dieses Gedankens war von jeher der verstorbene Rittergutspächter Berlin-Wittstock. Er wurde unterstützt von den beiden Herren Hermann Lipke-Falkenhagen als 1. Vorsitzenden und Karl Trampe-Schapow als Schriftführer. Unter der Führung dieser drei Männer nahm der Verein einen gedeihlichen Aufschwung. Sie legten den Grund dafür, daß heute der Verein in seinem Zuchtziel nach innen und außen gefestigt dasteht. Weitere Männer, die sich um den Verein verdient gemacht haben, sind C. Rahn-Rahnshof, Mandelkow I-Ellingen und Hermann Müller-Falkenhagen. Hermann Müller-Falkenhagen konnte 1929 auf eine 25jährige Tätigkeit als Kassenführer im Dienste des Vereins zurückblicken. Für seine uneigennützige, opferwillige Tätigkeit wurde ihm anläßlich der Fohlenschau 1929 mit ehrenden und anerkennenden Worten der Dank des Vereins ausgesprochen und als äußeres Zeichen der Dankbarkeit eine Erinnerungsgabe überreicht. Den Vorsitz im Verein führte seit 1919 Graf Arnim-Gr.-Sperrenwalde. Unter seiner Führung entwickelte sich der Verein günstig aufwärts. Der Tag der Fohlenschau wurde zu einem Volksfest für ganz Falkenhagen und Umgegend. Jeder, der diese Feste einmal mitgemacht hat, wird stets gern an die freundlich gewährte Gastfreundschaft der Falkenhagener zurückdenken.

Nach dem Tode des Grafen Arnim übernahm Rittergutsbesitzer von Holtzendorff-Jagow, der ihn in den letzten Jahren während seiner langen Krankheit schon immer vertreten hatte, das Amt des Vorsitzenden. Das Amt eines Schriftführers versieht seit dem Jahre 1926 Ellenberg-Rahnshof. Der Verein umfaßt heute die Orte Falkenhagen, Wittstock, Klinkow, Schapow, Ellingen, Jagow, Hetzdorf, Rahnshof, Basedow, Güstow, Dedelow, Fürstenwerder, Ulrichshof, Naugarten, Schlepkow, Fischershof, Bandelow, Schönermark, Vogelsang, Bergholz, Wilhelmshof.

Das Zuchtziel des Vereins wurde auf das dänisch-schleswiger Pferd festgelegt. Die intensive Betriebsweise mit einem starken Zuckerrübenbau erfordert mit ihren vielen zu bewältigenden schweren Lasten ein Pferd, das Gewicht ins Geschirr bringen kann. Die weiten Anmarschwege auf teilweise ungepflasterten Straßen zu den Ackerschlägen und zu den Verladestellen bezw. zur Zuckerfabrik benötigen ein gängiges, ausdauerndes Pferd, das auch längere Zeit ohne Ueberanstrengung traben kann. Beide Eigenschaften vereinigte in sich das dänisch-schleswiger Pferd. Der Grund zur Reinzucht wurde durch den bei der Gründung des Vereins gekauften Schleswiger Beschäler „Bruno" gelegt. Bruno wurde für 3600,— RM. vom Händler Engelbrecht in Glückstadt erstanden. Seine Abstammung ist leider nicht bekannt und Näheres über seine Vererbung nicht mehr zu erfahren. Bruno kommt heute noch in den Ahnentafeln von sieben Stuten vor. Der Hengst wurde im Jahre 1902, als die Gestütverwaltung in Neustadt dazu übergegangen war, dänische und Schleswiger Landbeschäler auf die Deckstationen zu schicken, an das Landgestüt verkauft. In Falkenhagen wurde eine staatliche Deckstation eingerichtet. Von den staatlichen Beschälern gewannen Einfluß auf die Zucht insbesondere Waldgeist und Maler. Im Jahre 1914 wurden die staatlichen Kaltblutbeschäler abgebaut, und infolgedessen wurde die Station in Falkenhagen aufgelöst. Der Verein ging wieder zur eigenen Hengsthaltung über und kaufte von Berlin-Wittstock den Hengst Flock, von dem leider die Abstammung verloren gegangen ist, ebenso wie von dem Dänen Lux II, der einige Jahre später gedeckt hat. Von den zur Zucht benutzten Hengsten haben maßgebenden Einfluß auf die Zucht erlangt Leo, Lux I, Lux II und Flock. Von Leo sind 13 Töchter im Stutbuch eingetragen, von Lux I 19, von Lux II 11 und von Flock 9. In neuster Zeit decken die Hengste Waldmeister (151), geb. Schleswig 5. 5. 1929 von Waldmeister 1760; Gneisenau (134), geb. Schleswig 1. 5. 24 von Sultan 1686; Colonell, geb. Schleswig 27. 4. 20 von Veteran 1746; Ingrimm,

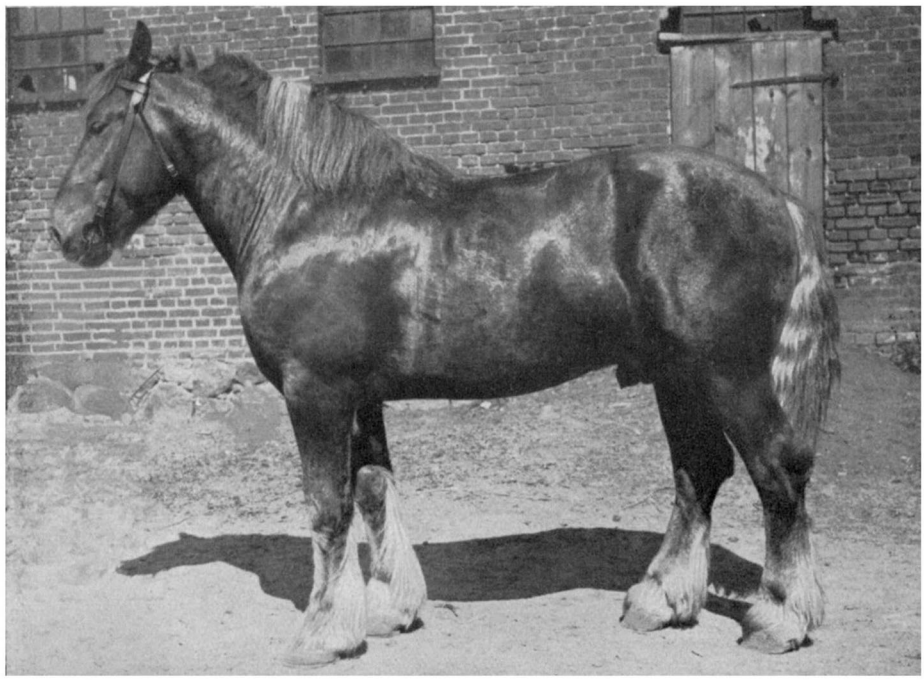
geb. Schleswig 30. 6. 26 von Egon 1969. Das Charakteristische bei den benutzten Hengsten ist, daß sie hauptsächlich vier auch im Originalzuchtgebiet stark bevorzugten Hengstlinien entstammen. Für Falkenhagen kommen besonders die Linien des Hövding, Markgraf, Lorenz und Poldi in Frage. Hervorzuheben dürfte hier der 1928 gekaufte Hengst Gneisenau sein. Ueber ihn schreibt Dr. Petersen-Husum, der als Vertreter des Schleswiger Pferdezuchtverbandes auf der Fohlenschau 1929 in Falkenhagen zugegen war, in der Zeitschrift Deutsches Kaltblut folgendes: „Der letztgenannte Hengst wurde im Jahre 1928 von Herrn Johannes Jürgensen-Husum nach Falkenhagen verkauft. Er ist in seiner Abstammung deswegen bemerkenswert, weil er von dem Markgrafsohn „Sultan" aus einer Sultantochter stammt, demnach als stark ingezüchteter Hengst als sogenannter „Stempler" in besonderem Maße berufen erscheint, sich durch gleichmäßige, typische Nachzucht auszuzeichnen."



2jährige Stute aus dem Gebiet des Pferdezuchtvereins Falkenhagen.

Nicht immer wurde das Zuchtziel innegehalten. In den ersten Nachkriegsjahren wurden einige Jahre lang auch belgische Hengste zur Zucht benutzt. Der Grund dafür ist hauptsächlich darin zu suchen, daß zu dieser Zeit gute Schleswiger Hengste ganz besonders knapp und nur zu hohen Preisen erhältlich waren. So deckten einige Jahre lang die Rheinisch-Belgier Flock und Mirko. Ausgehend von dem richtigen Grundsatz, daß nur eine planmäßige Reinzucht einen Erfolg in der Zucht verbürgen kann, wurden sie bald als ungeeignet wieder ausrangiert. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß das um 1898 vorhandene Stutenmaterial sehr verschiedenartig zusammengesetzt war. Bei der damals fast überall herrschenden Kreuzungszucht wird es in und um Falkenhagen kaum anders gewesen sein. Die Hengste werden sich mit ihrer Vererbungskraft nicht immer gegenüber diesem heterogenen Stutenmaterial haben entscheidend durchsetzen können. Es wurde deshalb im Jahre 1900 beschlossen, um schneller zur Reinzucht zu gelangen, mit Unterstützung der Landwirtschaftskammer Original-Schleswiger Fohlen zu beschaffen. Die Landwirtschaftskammer begann zu dieser Zeit in großem Umfange Schleswiger Stutfohlen in die Provinz einzuführen. Davon gelangten in den Jahren 1901 bis 1912 insgesamt 97 Fohlen in den Kreis Prenzlau. Im Zuchtbereich des Vereins Falkenhagen wurden 1901 drei Fohlen, 1902 fünf, 1903 zwei, 1905 drei, 1906 ein, 1908 ein, 1910 vier, 1912 sechs Fohlen verteilt. Viele der leistungsfähigsten Stutenfamilien gehen auf diese eingeführten Stuten zurück, wie sich aus dem Stutbuch feststellen läßt. Die besten Zuchten im Verein können ihren Stamm auf diese Stuten zurückführen. Bei anderen Züchtern, die nicht den gleichen züchterischen Blick und die gleiche züchterische Passion besaßen, sind sie meistens bald den Weg alles Irdischen gegangen, d. h. sie haben den Weg zum Handel gefunden. Man kann dies nur immer wieder mit Bedauern feststellen, denn wieviel Geld ist

da umsonst ausgegeben, wieviel züchterische Arbeit vergebens getan worden. Im Jahre 1906 gab Lipke-Falkenhagen in einer Versammlung die Anregung, die besten Fohlen im Verein zur Zucht zu behalten und nur das schlechtere Material abzugeben und nur die Fohlen zu prämiieren, die direkt vom Züchter bezw. im



Hengst „Ingrimm" des Pferdezuchtvereins Falkenhagen.

Vereinsbezirk zur Zucht benutzt werden sollten. Hier war das, was in jeder Zucht der oberste Grundsatz sein muß, klar erkannt worden. Im Jahre 1918 ging man sogar noch weiter und forderte, um zur vollen Bodenständigkeit zu kommen — das letzte und vornehmste Ziel jeder Zucht — die Aufzucht von guten Hengstfohlen zur Zucht. Zu diesem letzten Ziel ist man aber bisher noch nicht gelangt. In den Nachkriegsjahren ging man mit Energie daran, die Zucht weiterhin auf feste Grundlagen zu stellen. Zielbewußte Züchter haben keine Gelegenheit außer acht gelassen, trotz der schlechten Absatzlage in der Pferdezucht durch überlegte Ankäufe in Schleswig ihr eigenes Material zu verbessern.

Die Zucht im Bereiche des Pferdezuchtvereins Falkenhagen wird vornehmlich vom Klein- und Mittelbesitz betrieben. An größeren Zuchten ist nur die Zucht in Jagow zu nennen, die erst neuerdings eingerichtet worden ist. Es hat sich auch hier eine gesunde und vorteilhafte Arbeitsteilung in der Zucht herausgebildet. Der bäuerliche Besitz ist Züchter, während die Güter hauptsächlich Aufzüchter und Verbraucher sind. So decken seit langen Jahren Wittstock, Blumenhagen und verschiedene Güter Mecklenburgs alljährlich ihren Bedarf an Absatzfohlen auf den Auktionen in Falkenhagen.

Ein Zuchtbetrieb in einer intensiven Ackerwirtschaft, wie es in der Falkenhagener Gegend der Fall ist, hat naturgemäß in der Zucht stets mit sehr viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als eine Zucht in einer reinen Weidewirtschaft. Neben der Schwierigkeit, daß die Stuten meistens zu einer Zeit einer großen Arbeitsspitze, in der Bestellungszeit, zum Abfohlen kommen, fehlt den Fohlen der so gesunde und durch nichts anderes zu ersetzende Weidegang. Durch den dauernden Muskelzug beim Grasen werden die Muskeln gestärkt, Lunge und Brustkorb geweitet und die Fohlen in Wind und Wetter abgehärtet. Die geschaffenen Auslauf- und Tummelplätze können da nur einen sehr unvollkommenen Ersatz bieten. Jedenfalls sind sie aber immer noch wesentlich besser, als die auch heute noch manchmal zu findende verweichlichende Stallaufzucht mit all ihren gesundheitlichen Nachteilen und Gefahren. Mit Erfolg sind deshalb viele Mitglieder des Vereins Falkenhagen dazu übergegangen, Weiden anzulegen. Bei einer systematischen Pflege und Düngung werden sie auch trotz der geringen Jahresniederschlagsmenge im Kreise Prenzlau einen guten Bestand an Gräsern liefern und damit ein gutes, gehaltreiches Futter sicherstellen. Diese Schwierigkeiten in einem Zuchtbetriebe sind natürlich nicht zu unterschätzen. Die Verhältnisse zeigen aber deutlich, wie weit sich betriebswirtschaftliche Schwie-

rigkeiten durch Luſt und Liebe zur Sache und durch züchteriſchen Blick und züchteriſche Paſſion umgehen laſſen.

An Gelegenheit, ſeine Mitglieder züchteriſch weiterzubringen, hat es der Verein nicht fehlen laſſen. Seit dem Jahre 1902 werden alljährlich Fohlen- und Stutenſchauen veranſtaltet. Nichts regt eine Zucht mehr an, als wenn dem Züchter Gelegenheit gegeben wird, ſeine eigenen Zuchtprodukte mit denen anderer Züchter vergleichen zu können. Auf einer Schau lernt er ſeine Fohlen im Vergleich mit den anderen Tieren ganz anders kennen. Er ſieht, wo die Aufzucht falſch war und wo der Hebel zur Abſtellung der Fehler anzuſetzen iſt. Im Geſpräch mit den anderen Züchtern werden Erfahrungen und Kenntniſſe ausgetauſcht. Auf der Generalverſammlung am 13. Februar 1903 wurde beſchloſſen, zur weiteren Förderung der Zucht die Stuten anzukören und ein Stutbuch anzulegen, um damit zur Zucht nach Abſtammung zu kommen. Der Körkommiſſion gehörten lange Jahre Berlin-Wittſtock als Vorſitzender, und Woddow-Falkenhagen als Beiſitzer an. Außerdem trat hinzu der jeweilige Geſchäftsführer der Pferdezuchtabteilung der Landwirtſchaftskammer. Im Jahre 1903 wurden 34 Stuten ins Stutbuch A[1]) und elf Stuten ins Stutbuch B[2]) eingetragen. Die Zahl der gekörten Stuten iſt dann fortgeſetzt geſtiegen. Sie beträgt heute 125 Stuten. Die Stuten verteilen ſich wie folgt: auf Falkenhagen 23, auf Wittſtock 13, auf Klinkow 12, auf Schapow 11, Ellingen 10, Jagow 10, Hetzdorf 8, Rahnshof 7, Baſedow 6, Güſtow 6, Dedelow 5, Fürſtenwerder 4, Ulrichshof 3, Naugarten 2, Schlepkow 2, Fiſchershof 1, Bandelow 1 und Schönermark 1. 1924 wurde im Verein der Körzwang eingeführt. Sämtliche Mitglieder wurden verpflichtet, ihre Stuten dreijährig zur Körung vorzuſtellen. Im Jahre 1923 trat der Verein der Vereinigung der Züchter eines ſchweren Arbeitspferdes in der Provinz Brandenburg bei. Seit dieſer Zeit werden auch die im Stutbuch A angekörten Stuten mit dem Stutbuchbrand — ein B auf einem Schilde auf der linken Lende — und die von dieſen Stuten fallenden Fohlen mit dem Fohlenbrand — ein etwas kleineres B auf einem Schild auf der rechten Lende — gebrannt. Im Jahre 1906 nahm der Verein an der D.L.G.-Ausſtellung in Berlin mit 11 Stuten bezw. Fohlen teil, von denen ein Fohlen von von Arnim-Güterberg mit einem Preiſe von 75,— M. und ein Fohlen von C. Munzel-Falkenhagen mit einer Anerkennung bedacht wurden.

Im Jahre 1913 wurde beſchloſſen, anſchließend an die Fohlenſchau ſtets eine Fohlenauktion abzuhalten. Früher wurden die Fohlen frei-



Stutbuchbrand u. Fohlenbrand (in etwas kleinerer Form) der Vereinigung der Züchter eines ſchweren Arbeitspferdes der Provinz Brandenburg für Stuten, die im Stutbuch A eingetragen ſind und für Fohlen, die von A Stuten und einem anerkannten Hengſt abſtammen.

händig verkauft. Leider ſind im Vereinsprotokoll keine Angaben über die hierbei erzielten Preiſe zu finden. Nur im Jahre 1902 findet ſich eine Notiz, daß Fohlen zum Preiſe von 240,— bis 250,— M. verkauft wurden. Vergleicht man dieſen Preis mit den heutigen Fohlenpreiſen, die ſich um ca. 300,— RM herum bewegen, ſo kann man wohl mit einer gewiſſen Berechtigung ſagen, daß die Preiſe für Abſatzfohlen im Verhältnis zu denen anderer landwirtſchaftlicher Erzeugniſſe noch gar nicht ſo ſchlecht ſind. Erfahrungsgemäß werden für Fohlen und Pferde mit bekannter Abſtammung ſtets höhere Preiſe erzielt als für Pferde und Fohlen unbekannter Abſtammung, weil der Abſtammungsnachweis eine gewiſſe Garantie für die zu erwartende Leiſtungsfähigkeit gibt. Es iſt deshalb für jeden einſichts-



Stuten Biene 77 A und Bär 78 des Gutsbeſitzers Ellenberg, Rahnshof, vor dem amerikaniſchen Zugkraftmeßwagen bei der Zugleiſtungsprüfung in Falkenhagen am 22. Mai 1929.

[1]) Ins Stutbuch A werden die Stuten eingetragen, die dem Zuchtziel voll entſprechen.

[2]) Ins Stutbuch B werden die Stuten eingetragen, die zwar dem Zuchtziel nicht voll entſprechen, aber von denen die Körkommiſſion die Ueberzeugung hat, daß ſie bei Paarung mit guten Hengſten zuchtzielentſprechende Nachzucht liefern.

vollen Landwirt, der mit seiner Zucht vorwärts strebt, notwendig, sich den örtlichen Pferdezuchtvereinen anzuschließen.

1929 schrieb der Verein — als erste Veranstaltung in der Provinz — einen Wettbewerb der Stuten im schweren Zuge am amerikanischen Zugkraftmeßwagen aus. In den Ausschreibungen hieß es: „Anschaulich soll öffentlich festgestellt und gezeigt werden, welche gewaltige Zugkraft und Ausdauer ein Gespann im Ueberwinden höchsten gleichbleibenden Zugwiderstandes entwickeln kann. Dabei können die Beziehungen zwischen Körperform und Leistungen eines Lastzugpferdes beobachtet und züchterisch ausgenutzt werden." Es bedeutet dies eine wirkliche Leistungsprüfung auf Herz und Nieren. Tiere mit schlechter Konstitution, sowie solche, die nicht zugfest sind, werden sofort ausgemerzt. Die Bedeutung dieser Prüfung für die Zucht ist somit klar und einleuchtend. Die Höchstleistung vollbrachte ein Gespann von Lenz-Ellingen, das 265 Ztr. bewältigte.

Die stattgefundene Zugleistungsprüfung war ein voller Erfolg. Von den 18 teilnehmenden Gespannen erfüllten nur drei nicht die geforderte Mindestleistung. Nur ein ganz geringer Prozentsatz war also ausgefallen. Ein solches Ergebnis mit einer solchen Gleichmäßigkeit der Leistungen ist in Deutschland bisher nicht erreicht worden.

Durch den stattgefundenen Höchstzugleistungswettbewerb wurde eindrucksvoll erwiesen, daß im Pferdezuchtverein Falkenhagen ein äußerst leistungsfähiges, gängiges Pferd mit eiserner Konstitution, harten Knochen und Sehnen gezogen wird. Nichtzüchter haben hier die beste Gelegenheit, direkt vom Züchter gesundes, robustes Material zu erwerben.

Das Schleswiger Pferd ist in der Uckermark bodenständig geworden und hat somit seine Eignung für die uckermärkische Scholle bewiesen. Neben dem Pferdezuchtverein Falkenhagen züchtet auch die Pferdezuchtgenossenschaft Angermünde mit gutem Erfolge auf Schleswiger Grundlage. Um zu einem einheitlichen Zuchtziel in der Kaltblutzucht der Uckermark zu gelangen, wäre es deshalb zweckmäßig, wenn sich auch die Betriebe und die Genossenschaften, die jetzt noch mit rheinisch-belgischen Hengsten züchten, sich auf das Schleswiger Pferd umstellen würden. Mit der Vereinheitlichung der Kaltblutzucht auf den Schleswiger wären alle Vorteile eines umfassenden Zuchtgebietes gegeben — zum Besten der Landespferdezucht und damit auch zum Besten des Einzelzüchters.

Der Feuermann.

Nacherzählt von P. Peters-Schöneberg.

Vor langen Zeiten war es, da wohnten in Neuensund zwei Bauern, die an der mecklenburgischen Grenze ihre Aecker hatten, und schon lange brannte zwischen ihnen ein Streit, wer ein kleines Stück Land an der Knüppelbeke für sich beanspruchen dürfe. Eines Tages kam der eine Bauer des Mittags ins Dorf mit der Nachricht, daß er einen alten Grenzstein mit seinem Zeichen gefunden hätte, der nun ganz klar anzeige, daß ihm das strittige Land gehöre. Sogleich ging man hinaus, um den Fund zu besichtigen. Man fand alles so, wie er gesagt hatte, nur der Nachbar des um ein ganzes Stück Land reicher gewordenen Bauern behauptete immer wieder, daß alles Betrug sei. Der Stein wäre erst später eingesetzt. Und er beruhigte sich auch nicht, bis es vor den Gerichtstag auf dem Schloß kam. Hier beschwor aber der glückliche Finder bei seiner Seligkeit, daß kein Betrug vorgekommen sei und daß der Stein echt. Daraufhin behielt er den Acker. — Doch der Eid war falsch und seine Ruhe war ihm genommen, wenngleich sein Wunsch, den Acker zu besitzen, erfüllt war. Auch der Tod brachte ihm keine Erlösung. Zuerst brachten Kinder, die des Abends vom Hüten kamen, die Nachricht mit, daß an der Gehrenschen Grenze ein brennendes Gerippe herumgesprungen sei. Schließlich sahen auch andere das Schauspiel und beobachteten es. Sie bemerkten, daß es wirklich ein feuriger Knochenmann sei, der, eine lange Rute in der Hand haltend, auf der Erde herumsprang und den Acker ausmaß. Sie hörten auch, wie die Erscheinung dabei stets die Worte „gliek lang, gliek lang" murmelte. Doch das brennende Totengebein tat niemandem etwas zuleide und so gewöhnte man sich daran und nannte es den Feuermann. Als dann der neue Friedhof angelegt wurde und das letzte Grab des alten Kirchhofes zugeschaufelt war, verschwand der Feuermann und wurde nicht wieder gesehen.

Der Siebenjährige Krieg im Uckerlande.

Von Dr. Werner Lippert.

Feinde ringsum.

Mehr als drei Jahrhunderte brandenburgischer Geschichte sind erfüllt von Kämpfen mit Pommern um das Uckerland, und erst nachdem der alte Lehensstreit im Grimnitzer Vertrag 1529 endgültig beigelegt war, da konnte die Uckermark aufatmen: hatten ihre Fluren, ihre Städte und Dörfer doch die Hauptlast in allen diesen Wirren getragen. Als dann nach dem Dreißigjährigen Kriege 1648 das Pommernland nunmehr den Schweden zufiel, erhob sich die Kriegsgefahr von neuem und wurde auch dadurch nicht gebannt, daß im Nordischen Kriege Schweden seine Großmachtstellung verlor und 1720 Vorpommern bis zur Peene an Preußen geben mußte. Vielmehr erschien den Schweden der 1756 ausgebrochene Siebenjährige Krieg als die rechte Gelegenheit, das Verlorene wiederzugewinnen und vielleicht mehr dazu, so daß sie — eben noch durch Vertrag Friedrich dem Großen verpflichtet — im März 1757 dem Bunde seiner Gegner beitraten und so den engen feindlichen Ring schlossen, geschmiedet von Oesterreich, Sachsen und dem Reich, Frankreich und Rußland, die eine Aufteilung Preußens nach siegreichem Kriege im Schilde führten. Französischer Einfluß und die Aussicht auf Hilfsgelder aus Paris hatten den Umschwung in Stockholm begünstigt. So sahen denn die folgenden Jahre des Krieges Schweden in engem Verein mit Rußland, seinem natürlichen Gegner in der Ostsee und ihren östlichen Randgebieten, in einem Kampf, der auf diesem nördlichen und östlichen Schauplatz besonders in Vor- und Hinterpommern, der Ucker- und Neumark, z. T. auch in Mecklenburg geführt wurde.

Der Kriegsschauplatz im Uckerlande und den angrenzenden Gebieten.

Hauptwaffenplätze, zugleich wehrhafte Festungen — zumeist freilich von nur geringen Kräften besetzt — waren Stralsund auf schwedischer, Stettin auf preußischer Seite sowie das von den Russen mehrfach belagerte und auch eingenommene Colberg. Eroberung der festen Plätze Stettin und Stralsund wäre daher das wesentliche Ziel beider Parteien gewesen; doch sollten die Streitkräfte auf schwedischer wie auf preußischer Seite nicht dafür ausreichen. So war und blieb die Festung Stettin bei allen Kriegshandlungen in diesem Gebiet für die Preußen von kaum zu überschätzendem Wert, einmal als Flankenschutz für Berlin und als Ausfallstor, um die Schweden besonders dann immer wieder zu bedrohen, wenn sie zu weit nach Süden und auf die Landeshauptstadt zu vordrangen, sodann zur Sammlung und Ausbildung der auf diesem Schauplatz kämpfenden preußischen Truppen. Einem tatkräftigen Zusammenwirken von Russen und Schweden aber setzte der trennende Oderfluß einen ebenso schwer überwindlichen Damm entgegen wie die geringe Beweglichkeit des russischen Heeres, vermehrt durch Mitführung eines gewaltigen Trosses, so daß nur leichte russische Truppen — die bald gefürchteten Kosaken — weiter westwärts vordrangen, in einzelnen Trupps bis zur Havel.

Als feste Plätze zweiter Ordnung gewannen vor allem die Brückenköpfe an Peene und Ucker Bedeutung: Anklam, Demmin und Malchin, sämtlich bei Kriegsbeginn in preußischen Händen, jedoch in der Folge oft besetzt und neu befestigt von den Schweden, die schon vorher bei Loitz einen vierten Uebergang über die sumpfige Peeneniederung geschaffen hatten; außerdem an der Ucker Pasewalk und Prenzlau. War der Besitz fester Uebergänge über die zahlreichen moorigen Flüßchen im pommerschen und uckermärkischen Kriegsgebiet für beide Parteien wesentlich, so erhielten nicht nur Peene und Tollense, Randow und Uckerfluß, sondern selbst Bäche wie der „Landgraben" auf der Grenze zwischen Vorpommern und Mecklenburg-Strelitz und die Zarow im Nordwesten, Köntop und Beeke im West-Uckerlande kriegsgeschichtliche Bedeutung. Daher werden viel genannt in jenen Kämpfen besonders der Dammweg beim Cavelpaß nahe Friedland und der bei Breest, sodann Löcknitz und Jägersbrück an der Randow, auch Finkenbrück nördlich Ferdinandshof sowie der Uebergang bei Werbelow, wo die Schweden Feldschanzen errichteten. Gern lehnte man die Verteidigung wie die Vorposten an solche Uebergänge und Furten an — doch erschwerten auch die Gewässer mit ihrem Ufergelände, ihren nassen und moorigen Wiesen für Freund und Feind die Kriegführung und begünstigten Schliche und Ueberfälle des Gegners. Dazu breitete sich Wald und Heide in beträchtlicher Ausdehnung über das ganze Land — z. T. noch mehr als heute —

so daß es der Défilées — so genannt in der Militärsprache jener Zeit — d. i. der Straßen durch unwegsames Gelände, der Brücken, der Wald- und Hohlwege gar viele gab. Es erscheint daher nötig, die einzelnen Kriegshandlungen an Hand der Karte zu verfolgen, wozu sich am besten der Mehrfarbendruck der Landesaufnahme eignet.

Feind und Freund.

Eine kurzatmige Kriegführung herrschte auf diesem Schauplatz vor, und das auf beiden Seiten. Schlechte Geldlage des Mutterlandes und darum mangelhafte Ausrüstung und Ausbildung des ohnehin kleinen, nur 15—20 000 Mann betragenden schwedischen Festlandheeres, dazu Rücksichten seiner Generale auf innerpolitische Schwierigkeiten bewirkten eine nur lässige Führung dieses in ganz Schweden unvolkstümlichen Krieges, so daß schon darum die schwedische Armee ihrem vergangenen Kriegsruhm wenig Ehre machte und ihr Ziel, Berlin zu gewinnen, niemals erreichte. Vielmehr gelang es den Preußen, den schwedischen Gegner hier festzulegen und zudem dauernd in Atem zu halten.

Doch auch Friedrich dem Großen standen auf diesem Nebenkriegsschauplatz für durchgreifende Unternehmungen keine ausreichenden Truppen zur Verfügung, mußte er doch selber mit seinem Heere bald hier, bald dort erscheinen, um der vielen Feinde Herr zu werden. So gab es denn hier keinen Krieg der großen Schlachten, sondern einen Kampf meist kleinerer Truppenverbände, einen ausgesprochenen „Detachementskrieg", der jedoch mit seinem Sicherungs- und Kundschafterdienst den Preußen und ihrer Reiterei oft genug Gelegenheit gab, zahlenmäßige Unterlegenheit durch Mut und Entschlossenheit auszugleichen. Hier war der Husarenoberst Belling der rechte Mann am rechten Platze und späterhin die Seele des preußischen Feldzuges in diesen nördlichen Landen.

Linienregimenter der Feldarmee und im allgemeinen auch die leichten Truppen der preußischen Freibataillone waren für diesen Schauplatz kaum oder doch selten und dann nur für kürzere Zeit verfügbar, zumal auch die russische Gefahr vom Osten die preußische Heeresführung ständig beschäftigte. So mußten denn die Marken zur Selbsthilfe greifen und für die Zeit des Krieges eine Landmiliz, zunächst auf eigene Kosten der Landschaft, aufstellen, die dann durch Königlichen Erlaß vom 13. Juli 1757 weiterhin angeordnet wurde; Landedelleute, Beamte, z. T. auch verabschiedete Soldaten waren die Führer; daneben gab es eine reitende Miliz der Landhusaren oder die Landschwadronen: im ganzen einige Bataillone und ein Dutzend Eskadrons als ständige Truppe. Die uckermärkische Feldmannschaft sammelte sich in Stettin und wurde dort ausgebildet. Besonderen Zuzug von Freiwilligen hatte Belling, und das um so mehr, je größer seine und der preußischen Husaren Kriegserfolge wurden. Im ganzen sind im Verlauf des Krieges zehn Bataillone mit 5560 Mann als Landmiliz aufgestellt worden, von der Uckermark mit ihren 68 392 Einwohnern 915 Mann. Dazu kamen die unaufhörlichen Gestellungen für das Feldheer.

Wie der Krieg geführt wurde.

Ein Kleinkrieg also war es, mit Ueberraschungen des Gegners und allerlei Kriegslist, so z. B., wenn man weit im Rücken des Gegners einen Posten aushob oder gar eine Stadt mit feindlicher Besatzung überrumpelte oder durch Trommelschlagen und Wachtfeuer ein Lager vortäuschte. Auch wenn größere Abteilungen vorrückten, so pflegte das in mehreren Kolonnen zu geschehen, besonders auf Seite der Schweden, die einerseits ständig auf die Deckung ihrer linken Flanke gegen Stettiner Truppen bedacht sein mußten, andererseits auf ausreichende Versorgung in der mehr und mehr ausgesogenen Uckermark. So pflegten sie denn in allen Kriegsjahren erst im Sommer über die Peene vorzurücken, am liebsten zur Zeit der neuen Ernte, und mit Anbruch des Winters wieder nach Schwedisch-Vorpommern zurückzukehren. Gern errichteten sie Feldschanzen, um sich dort wirksamer festsetzen zu können, und mancher alte Burgwall des Uckerlandes — die man ja bis heute gern „Schwedenschanzen" nennt — mag damals spät wieder zu Kriegsehren gekommen sein. Zum Bau der Schanzen wurden Landeseinwohner mit herangezogen, so die Handwerker in Strasburg, als es galt, zwei große Schanzwerke vor dem Altstädter und dem Jüteritzer Tor zu errichten, mit Erdwällen und Batterien, deren letzte Reste erst 1765 beseitigt wurden.

Von wirklichen Uebergriffen in preußischen Landen wird — ganz im Gegensatz zum Dreißigjährigen Krieg — kaum erzählt; auch Seckt, der Geschichtsschreiber des alten Prenzlau, weiß nur zu melden, daß die Schweden Obstbäume, Zäune und Bauholz verbrannten, ja sogar das „Gericht" vor dem Tor und einen Pfahl mit einem Rade, da die Preußen die Holzzufuhr ab-

geschnitten hatten. Sonst aber begnügte sich der Feind mit Kontributionen, Requirieren von Lebensmitteln und Futtervorräten sowie Gespannstellungen: Leistungen, die jedoch, je länger, umso drückender auf dem Lande lagen, so daß es in einem Bittschreiben des Strasburger Magistrats 1759 an den schwedischen Chefgeneral heißt: „Wir wissen wohl, daß im Kriege es hart hergeht und daß die armen Untertanen eines bedrängten Landes herhalten müssen; es herrscht aber auch unter Waffen eine gewisse Billigkeit und Menschenliebe, so daß doch die Einrichtungen in Ansehung der Abgaben so gemachet werden, daß die Untertanen nicht gar ad extrema gebracht und davonzulaufen, das Ihrige im Stich zu lassen gezwungen werden." Seckt berichtet aus Prenzlau von folgenden Kontributionen: 1757: 6300 Rtl., 1758: 34 000 Rtl., wovon die Stadt jedoch nur 15 509 zahlte, die ganze Uckermark in diesem Jahre 311 050; 1759: 7764 Rtl. und für 10 712 Rtl. Lieferungen; 1760: 12 000 Rtl. und Lieferungen für 41 362 Rtl.; insgesamt in allen vier Jahren, in denen der Feind Prenzlau heimsuchte: 136 791 Rtl., wovon die Stadt 20 000 aufnahm, den Rest aber selber aufbrachte. Ebendort hören wir, daß am 2. Oktober 1757 von Pasewalk 300 schwedische Reiter erschienen, die Gelder der königlichen Kassen an sich nahmen, abends Betstunde auf dem Markt hielten und am nächsten Morgen nach Strasburg weiterzogen: ein scharfumrissenes Augenblicksbild aus diesem Feldzug, das man nicht des näheren auszuführen oder gar mit novellistischen Zutaten zu umkleiden braucht, um seine Schlagkraft zu spüren.

Aehnlich verfuhren die Preußen in Mecklenburg-Schwerin, das Truppen zum Reichsheer zu stellen hatte; und wenn der Herzog dort auch eine gewisse Neutralität gegen Friedrich beobachtete, so blieb sein Land, besonders in den späteren Kriegsjahren, doch von preußischen Werbungen und Beitreibungen keineswegs verschont, vielmehr bezog Friedrich Geld sowie Lebens- und Futtermittel von dort so reichlich, daß er erklärte, dieses Land gleiche einem Mehlsack, auf den man nur zu klopfen brauche — es käme immer noch etwas heraus. Dagegen blieb Mecklenburg-Strelitz wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Friedrich befreundeten und mit ihm verbündeten England von solchen Kriegslasten fast ganz verschont.

Endlich ist der Kampf auf preußischer Seite auf diesem Schauplatz gekennzeichnet durch häufige Truppenverschiebungen, besonders durch Austausch von der Front gegen die Russen, doch auch aus Sachsen. Oft greifen Truppen von Stettin ein, gelegentlich auch solche, die zur Deckung Berlins im Norden der Hauptstadt zusammengezogen werden. Stets aber können größere Truppenmengen hier nur zeitweise belassen werden; und so ähnelt denn die Kriegführung in der Mark und dem angrenzenden Pommern oft sehr einem Tauziehen, bei dem abwechselnd bald die eine, bald die andere Partei vorrückt.

Es würde darum ermüden, im Rahmen dieser Darstellung alle die einzelnen Teilkampfhandlungen zu verfolgen; vielmehr sollen nur die großen Linien gezeichnet und so ein Rahmen gegeben werden, in den hinein sich noch viele kleine, farbige Mosaiksteinchen setzen lassen, zumal aus handschriftlichen Quellen der Ortsarchive und aus Kirchenbüchern: eine dankbare Aufgabe für Kleinarbeit auf dem Felde der Heimatgeschichte. Einen solchen Rahmen zu geben, erscheint zudem umso wesentlicher, als die allgemeinen wie die besonderen geschichtlichen Schriften über diesen Krieg in unsern Gegenden zwar allerlei Tatsachen und Daten bringen, ohne daß jedoch oft das leitende Band und der Sinn der einzelnen Kampfhandlungen zu erkennen wäre.

1757

Das Kampfspiel beginnt. Die Schweden gingen, im ganzen 13—14 000 Mann stark, am 13. September über die Peene, doch blieb ihre Hauptmacht südlich des Flusses stehen. Erst gegen Ende des Monats stießen kleinere Abteilungen strahlenförmig vor: Vorposten nach Ueckermünde und Löcknitz und 1300 Mann Kavallerie und Infanterie nach Pasewalk, von denen 1000 unter General Horn nach Prenzlau marschierten. Furagier- und Kontributionsabteilungen drangen in die Uckermark weiter vor, bis zur Havel. Widerstand fand der Feind kaum; eine Abteilung preußischer Husaren wurde aus Löcknitz vertrieben, wo sie den Randowübergang besetzt hielt. Auch Usedom und Wollin nahm der Feind.

Erst Anfang November konnte Friedrich den Feldmarschall Lehwaldt, der in Ostpreußen gegen die Russen gestanden hatte, von Stettin gegen die Schweden entsenden, vor dessen überlegenen Streitkräften diese sich auf die Peenelinie zurückzogen, dann auch diese räumen und bis unter die Tore von Stralsund zurückgehen mußten. Ebenso wurde Mecklenburg-Schwerin von den Preußen besetzt; doch ließen

der Winter und der Abmarsch starker Abteilungen nach anderen Schauplätzen keine größeren Unternehmungen reifen.

1758

Das Kriegsjahr 1758 steht im Zeichen eines Vormarsches gegen Berlin, den die Russen von Osten, die Schweden von Norden begannen. Gegen die anrückenden Russen wurden zunächst die preußischen Truppen aus dem vorpommerschen Grenzgebiet auf Schwedt zurückgezogen; nur einige Kompagnien und Schwadronen blieben an der Peene. Kosaken erschienen in der Uckermark und requirierten; erst Friedrichs Sieg bei Zorndorf am 25. August vertrieb sie.

Die Schweden, schlecht gerüstet, gingen erst Mitte Juli über die Peene; am 28. August stand ihre Armee bei Strasburg, am 6. September in und um Prenzlau, besonders in der Gegend des Klinkower Berges, in Dedelow und Ellingen. Zögernd nur begann am 11. ihr Vormarsch auf Berlin, und zwar nicht über Templin und Zehdenick, sondern über Lychen und Neuruppin, wo man bessere Straßen und reichere Vorräte erwartete — und sich doch nicht allein in beidem täuschte, sondern zudem von Berlin als dem eigentlichen Ziele mehr und mehr abkam. Sah sich die schwedische Vorhut bereits auf diesem Vormarsch von leichten preußischen Truppen mit Geschützen bei Güstow und Gollmitz angegriffen, so wurden in der Folge die rückwärtigen Verbindungen durch einen rege tätigen Feind bedroht und zugleich die schwedische Hauptmacht im Süden in Gefechte mit einem Berlin deckenden preußischen Korps verwickelt, das eine zahlreiche leichte Reiterei in diesen Waldgegenden einzusetzen hatte. Da zugleich die Russen im Osten zurückgingen, mußten die Schweden am 10. Oktober wohl oder übel, trotz Vorwärtsdrängens ihrer Regierung, den allgemeinen Rückzug auf Prenzlau antreten, das sie am 17. und 18. erreichten, durch Heide und Sand, ständig umschwärmt von preußischer Kavallerie. Aber auch hier kamen sie nicht zur Ruhe: 8 Bataillone und 12 Schwadronen rückten unter dem preußischen General Manteuffel von Stettin aus zunächst auf Angermünde vor und verwickelten den Feind, der einen größeren Kampf mied, in fortgesetzte Gefechte, in der zweiten Hälfte des November im Raume zwischen Prenzlau und Gramzow, am 20. und 22. Oktober bei Röpersdorf, am 22. Oktober, 16. und 17. November bei Bietikow und am 18. und 19. November bei Güstow (nahe Gramzow), wo den Schweden ein Ueberfall im Nebel mißlang und um den Kirchhof gekämpft wurde, auch mit Geschützen. Da bei der anbrechenden Winterzeit zugleich die Verpflegung im Lande knapp zu werden begann, so traten die Schweden am 21. November den Rückzug über Pasewalk an, von General Manteuffel auf dem Fuße gefolgt, der sogleich Prenzlau besetzte. Unter den lebhaften Rückzugsgefechten heben sich heraus die am 25. bei Wilsickow und Bandelow sowie Beschießung und Kampf um die Schanzen bei Werbelow, die den Uebergang über die Beeke deckten. Wünschte auch die schwedische Regierung ein Ueberwintern in Feindesland, so ließen doch die Preußen keine Ruhe, sondern drängten, verstärkt durch in Sachsen frei gewordene Truppen, die Schweden über die Peene und weiter in der Richtung auf Stralsund zurück.

1759

Mitte Mai dieses Jahres marschierte der größere Teil der preußischen Truppen ab, wiederum gegen die Russen, und nur 6 Bataillone und 7 Schwadronen Husaren und Dragoner verblieben in Vorpommern. Doch erst Mitte August rückten die Schweden langsam gegen die Uckerlinie vor; am 1. September erschien eine kleine Abteilung in Prenzlau, am 14. eine größere, die nach Templin weiterzog, von dort am 20. zurückkehrte und in Prenzlau vor dem Steintor ein Lager bezog. Der 24. September brachte ein für die Schweden verlustreiches Gefecht bei Pasewalk, und der 2. September kostete sie über 200 Gefangene bei einem preußischen Ueberfall auf diese Stadt — andererseits gelang am 6. September ein schwedischer Ueberfall auf Löcknitz. Beitreibungen erstreckten sich auf die ganze Uckermark. Da zog von Berlin General Manteuffel mit stärkeren preußischen Truppen heran und als Führer seiner Vorhut der Mann, dessen Name bis zum Ende des Schwedenkrieges und weit darüber hinaus überall im Uckerlande einen guten Klang hatte: Husarenoberst Belling, von Friedrich dem Großen besonders geschätzt, dem er gegen Oesterreicher, Russen und Reichsarmee bereits vortreffliche Dienste geleistet hatte. Für seinen kühnen Unternehmungsgeist bot der Kleinkrieg hier gerade das rechte Feld; er verblieb mit seinem Husaren- und einem Dragonerregiment auch weiterhin auf diesem Kriegsschauplatz.

Die schwedische Hauptmacht stand damals zwischen Prenzlau und Strasburg; Werbelow mit seiner festen Schanze war ein Hauptstützpunkt. Die Preußen, die Prenzlau besetzten und ihre Vorposten anfangs gegen

Ellingen und Schönwerder vorschoben, drangen von dort nordwärts vor und erreichten am 28. den Taschenberger Abschnitt. Schon der 29. September brachte lebhafte Gefechte bei Roggow und Wetzenow, der 30. ebensolche bei Bandelow und Werbelow. Zugleich von der Randow durch Truppen aus Stettin beunruhigt und ebenso im Westen aus Mecklenburg, auch ohne rechte Vorräte im Lande, zogen die Schweden am 23. Oktober von Pasewalk auf Anklam ab, und das Uckerland war frei. Winterruhe gab es diesmal für beide Teile nicht, doch mißlang die preußische Unternehmung gegen Schwedisch-Vorpommern, die sich bis in den Januar ausdehnte, ja General Manteuffel wurde in Anklam von den Schweden überrumpelt und gefangen — ähnlich wie es der schwedischen Besatzung von Demmin am 20. Oktober des gleichen Jahres ergangen war.

1760

Das Jahr 1760 fand die Schweden um die Zeit nach der neuen Ernte, in der zweiten Hälfte des August, in breiterer Front in allmählichem Vorrücken. Bei einem dieser Gefechte ward am 29. August der schwedische Junker Blücher — ein Mecklenburger — von den Preußen gefangen genommen, und zwar am Cavelpaß bei Friedland; derselbe Blücher, der dann unter Preußens Fahnens später manchen Reitersieg erfocht. So brach auch in diesem Jahre der Feind in die Uckermark ein. Belling mit seinen Regimentern verblieb zunächst im Taschenberger Sumpfabschnitt, Front gegen Norden, die Vorposten in Strasburg.

Am 31. August standen die Schweden bei Strasburg und begannen in den ersten Tagen des September den Angriff auf die Uckerlinie, um Pasewalk und Prenzlau in ihre Hand zu bekommen. Die preußischen Vorposten mußten auf die Güterberger Höhen zurückgehen, während die preußische Infanterie den Köntop-Abschnitt, von Taschenberg ostwärts, besetzt hielt; ein Bataillon stand an der Brücke zwischen Taschenberg und Jagow, ein zweites an dem Uebergang der Landstraße über den Bach nördlich Bandelow, eine Kompagnie deckte dazwischen die Brücke bei Schindelmühle. Gegen diesen Abschnitt gingen die Schweden vom Güterberger Höhenrand her mit starken Kräften, mindestens vier Regimentern Kavallerie und einem Bataillon vor. Belling wandte sich mit fünf Schwadronen gegen sie, mußte jedoch angesichts des überlegenen Feindes weichen. Auch das Taschenberger Bataillon räumte seine Stellung und zog sich, gedeckt von den Reitern Bellings, auf Prenzlau zurück; dabei versuchte schwedische Kavallerie die Preußen von Prenzlau ab- und bei Schönwerder in den Uckersumpf hineinzudrängen, wurde aber durch plötzlichen Angriff der Schwadronen Bellings verlustreich abgeschlagen. Das Bandelower Bataillon marschierte inzwischen auf gleicher Höhe mit dem Taschenberger; es wurde von den Schweden weniger bedrängt, um so mehr aber die Kompagnie von Schindelmühle, die bei ihrem Zurückgehen bald von einer großen Uebermacht schwedischer Reiter beschossen, umringt und nach tapferem Widerstand teils niedergehauen, teils gefangen genommen wurde. Belling selber zog auf Prenzlau und blieb im Osten der Stadt stehen; die preußische Hauptmacht ging auf Bietikow zurück. Der schwedische Angriff auf das nur von 3 Kompagnien verteidigte Prenzlau erfolgte am 6. September; die Tore — außer dem Steintor, das man für den Rückzug freihielt — waren rechtzeitig verbarrikadiert, die Brücken über die Ucker und ihre Nebenarme abgebrochen worden; besetzt gehalten wurden die Vorstadt am Kuhdamm und die Neustadt. Als am Morgen die schwedische Armee auf den aus allen diesen Kriegsjahren bekannten Klinkower Höhen stand, verlangte ihr General Lantinghausen durch einen Parlamentär die Räumung der Stadt, andernfalls er sie in Brand stecken werde; eine Maßregel, die indessen kaum ausgeführt worden wäre, auch wenn Oberst Belling — der mit seinen Truppen bei St. Georgen stand — nicht erklärt hätte, er werde in das erste beste brennende Haus alsdann einige gefangene schwedische Offiziere werfen lassen. Nunmehr setzte die Beschießung der Außenwerke ein und der schwedische Infanterieangriff auf das Berliner und Anklamer Tor. Jenes wurde genommen, und schwedische Infanterie mit Geschützen drang in die Stadt. Der Markt wurde verteidigt, auch in den Straßen gekämpft. Als jedoch die Schweden den Marienkirchhof genommen hatten, mußten die Preußen den Markt räumen und durch das Steintor abziehen; ebenso die Verteidiger des Anklamer Tores.

Jetzt wurde die preußische Hauptmacht zur Deckung Berlins nach Greifenberg, dann Zehdenick zurückgezogen, und Belling ging auf Polßen, später auf Templin zurück, von wo er einen wirksamen Kleinkrieg gegen Beitreibungskommandos und rückwärtige Verbindungen der Schweden führte.

Nun aber begann der entlastende preußische Vorstoß von Stettin. Einem Vorgefecht bei Wetzenow folgte am 3. Oktober der Angriff auf das von den Schweden besetzte Pasewalk, erschwert durch die dortigen Ackersümpfe und durch Feldwerke, die der Feind nach seinem Brauche vor den Mauern angelegt hatte. Einer vorbereitenden Beschießung besonders der Außenwerke am Prenzlauer Tor folgte der preußische Sturm auf diese. Schon setzten sich die Angreifer in den Außenwerken fest und nahmen sogar das äußere des doppelten Tores, doch blieb der Kampf um das Innentor ohne Erfolg — und die Angreifer mußten auf die Schanzen zurück. Erhellte auch der Brand der Vorstadtscheunen den Abend, so kam doch ein zweiter Angriff in der Dunkelheit nicht zur Entwicklung. So gaben die Preußen Pasewalk auf und gingen auf Löcknitz zurück. Auf beiden Seiten waren die Kämpfe gleich tapfer geführt worden und die Verluste groß gewesen.

Da den Schweden nunmehr ein Angriff von den jetzt südlich Prenzlau stehenden preußischen Abteilungen drohte, hielt es Lantinghausen für geboten, seine Truppen auf den Werbelower Abschnitt zurückzunehmen; Belling folgte auf der linken Flanke. Auch die Verbindung der Schweden im Norden sollte empfindlich gestört werden, diesmal durch einen kühnen Zug des Majors Knobelsdorf, der am 5. Oktober mit 3 Kompagnien und 200 Husaren unter dem Schutze der Grenzwälder über Schönhausen und Rothemühl in die Gegend von Jatznick vorstieß und dort feindliche Zufuhren aufhob. Rasch wurden gegen ihn 3 schwedische Abteilungen in Marsch gesetzt, von denen eine aus Strasburg auf Rothemühl, die zweite von Nettelgrund auf Rothemühl, die dritte auf Jatznick marschierte. Die preußische Schar entkam auf Nebenwegen bis in die Gegend von Schönhausen, wurde aber dort entdeckt und verfolgt. Ein glücklicher Zufall kam ihr zu Hilfe: man hatte im Walde kurze Rast gemacht und zur Erwärmung in der kühlen Herbstnacht einige Feuer angezündet, die beim Weitermarsch brennen blieben. Diese Feuer hielten die Schweden für das feindliche Lager und begannen es einzuschließen. Den so gewonnenen Vorsprung konnten die Preußen benutzen und sich eilig über Krekow und Woldegk zurückziehen.

Zugleich vereinigten sich die bei Löcknitz stehenden preußischen Truppen mit Belling bei Prenzlau, so daß die Schweden von drei Seiten beunruhigt wurden. So zog der Feind, da auch das Wetter die Kampfhandlungen erschwerte, am 16. Oktober auf Anklam; am 17. folgte die Hauptmacht bei Werbelow und eine Abteilung, die bei Strasburg gestanden hatte. Die Preußen rückten bis zur Peene nach, die Schweden bezogen jenseits des Flusses Winterquartiere, von Belling aus Mecklenburg oft beunruhigt, der den Winter dazu benutzte, in sein Husarenregiment 5 neue Schwadronen einzustellen.

Neben diesen Kämpfen einher gingen stets solche gegen die Russen — im Oktober gelangten russische Streifen von Schwedt bis vor die Tore von Prenzlau — und mehrfach auch in diesem Jahre wurden preußische Truppen dorthin abberufen.

1761

In diesem Kriegsjahr wurde besonders im südlichen Vorpommern und angrenzenden Mecklenburg gekämpft. Mitte Juli kamen die Schweden unter dem neuernannten General Ehrenswärd hinter der Peene hervor. Ihren im ganzen 15 000 Mann standen zunächst nur Bellings beide Regimenter mit 6 Geschützen gegenüber, im Anfang am schützenden Cavelpaß bei Friedland, dann unter täglichen Gefechten auf Woldegk sich zurückziehend; auch westwärts, bei Neubrandenburg und längs der Tollense wurde gekämpft und bereits am 5. September im Walde von Rothemühl, Mitte des Monats bei Ferdinandshof. In den dortigen Waldgegenden sollte sich ein Hauptgefecht abspielen, das sich eigenartig genug entwickelte. Bei Rothemühl stand ein vorgeschobenes, sicherndes schwedisches Bataillon, gegen das Belling in der Nacht zum 18. September aus Mecklenburg, von Rattey und Gehren anrückte und zugleich zwei preußische Grenadierbataillone von Pasewalk, durch Heide und Wälder. Bei der besonderen Lage des Ortes Rothemühl — aus dem Walde ausgeschnitten und nach Westen, zum Teil auch nach Süden von nassen Wiesen abgeschlossen — war die schwedische Verteidigung gegen Süden und Westen leicht, der preußische Angriff schwierig. Belling ließ, um zugleich den linken Flügel des Feindes anzugreifen, die schwedische Stellung in weitem Bogen über die Waldhöhen von Nettelgrund umgehen, was dem Feinde durch die Wälder verschleiert wurde; erfolgte doch die Umgehung in einem besonders hügeligen und unübersichtlichen Teil des Rothemühler Forstes. Belling selbst blieb mit 8 Kompagnien und dem größeren Teil seiner Reiter in der Gegend von Neuensund, wo um 11 Uhr

jene beiden Bataillone aus Pasewalk eintrafen. Doch die Schweden erhielten gleichfalls bedeutende Verstärkung von Ferdinandshof durch ein Freikorps, so daß sich bald ein lebhafter Kampf auf der ganzen Front von Neuensund bis Nettelgrund entwickelte. Der rechts ausholende preußische Flügel längs der Straße Rothemühl—Nettelgrund wurde geworfen, auch das anschließende Bataillon hineingezogen, und zugleich brachte der preußische Angriff auf dem verstärkten linken Flügel bei Neuensund in dem schwierigen und zum Teil undurchsichtigen Wald- und Wiesengelände nicht nur keinen Erfolg, sondern die preußischen Bataillone erlitten in den anschließenden verwickelten Waldgefechten starke Verluste: 200 Tote und Verwundete und 300 Gefangene — die Schweden verloren nur 123 Tote und Verwundete und 23 Gefangene. Nach dieser Schlappe mußte Belling über Gehren und Strasburg hinter Taschenberg zurückgehen, und die Schweden besetzten Strasburg. Ein Gefecht bei Taschenberg brachte dem Feind keine weiteren Erfolge, er blieb vielmehr bei Strasburg und Woldegk stehen. Anfang Oktober zog er hinter die Peene zurück.

Der Friede.

„Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reifern,
Zog heim zu seinen Häusern". Bürger.

Als der Frühling des Jahres 1762 seinen Einzug in das Land hielt, da bangte wohl wiederum der uckermärkische Bauer um seine Ernte, um die ihn in allen den Jahren vorher die fremden Soldaten aus Schwedenland gebracht hatten. Aber diesmal sollte es anders kommen; es wurde Friede, mit Rußland am 5. Mai und am 22. Mai mit Schweden (mit Oesterreich erst 1763): die Feinde hatten einen vergeblichen Krieg geführt; doch wurde Vorpommern nördlich der Peene mit Stralsund und Rügen erst 1815 preußisch.

Weg und Steg und Haus und Hof bedurften jetzt überall sehr der Wiederherstellung, und nur allmählich wurden Handel und Wandel wieder reger. In die Kirchenbücher hatten die Pfarrer mit spitzem Federkiel die Daten eingetragen, wann in ihren Dörfern der Feind erschienen war und was er mitgenommen hatte. In den Stadtarchiven wurden die Rechnungen und Belege von den feindlichen Einfällen zu Bündeln vereinigt, mit den befohlenen 14tägigen Berichten der Magistrate an die jeweilige schwedische „Kriegsdirektion" in Prenzlau, samt den Ortsbefehlen des Feindes über Gestellung von Gespannen: so daß noch heut mancherlei Urkunden aus dieser Zeit zu finden sind, mit den roten Siegeln und den Unterschriften schwedischer Generale. Die Stadtväter aber saßen gebeugt über die Rechnungsbücher und sannen, wie man die hoch aufgelaufenen Schuldsummen verringern könnte, bei deren Tilgung der König ihnen dann nach Kräften half. Die „Schwedenschanzen" vor den Toren verschwanden allmählich; doch die, welche, im Lande verstreut, nur so genannt wurden — und doch in Wirklichkeit alte Burgwälle waren — erhielten in jenen ihren Namen das Andenken an die Schweden. Von den Kämpfen berichteten gern und oft Veteranen und Invaliden, denen der König in den Städten und besonders in den Innungen gern hier und da ein Vorzugsrecht einräumte. Und noch lange raunte es im Volk, daß hier und da und auf jenem Hügel gefallene Schweden begraben lägen. Und in den Dörfern erzählen die Leute, wie die Einwohner vor den Geschossen sich hinter ihren Oefen versteckt hielten und wie auf den Höhen ringsum einst Verwundete und Tote lagen: so in Rothemühl.

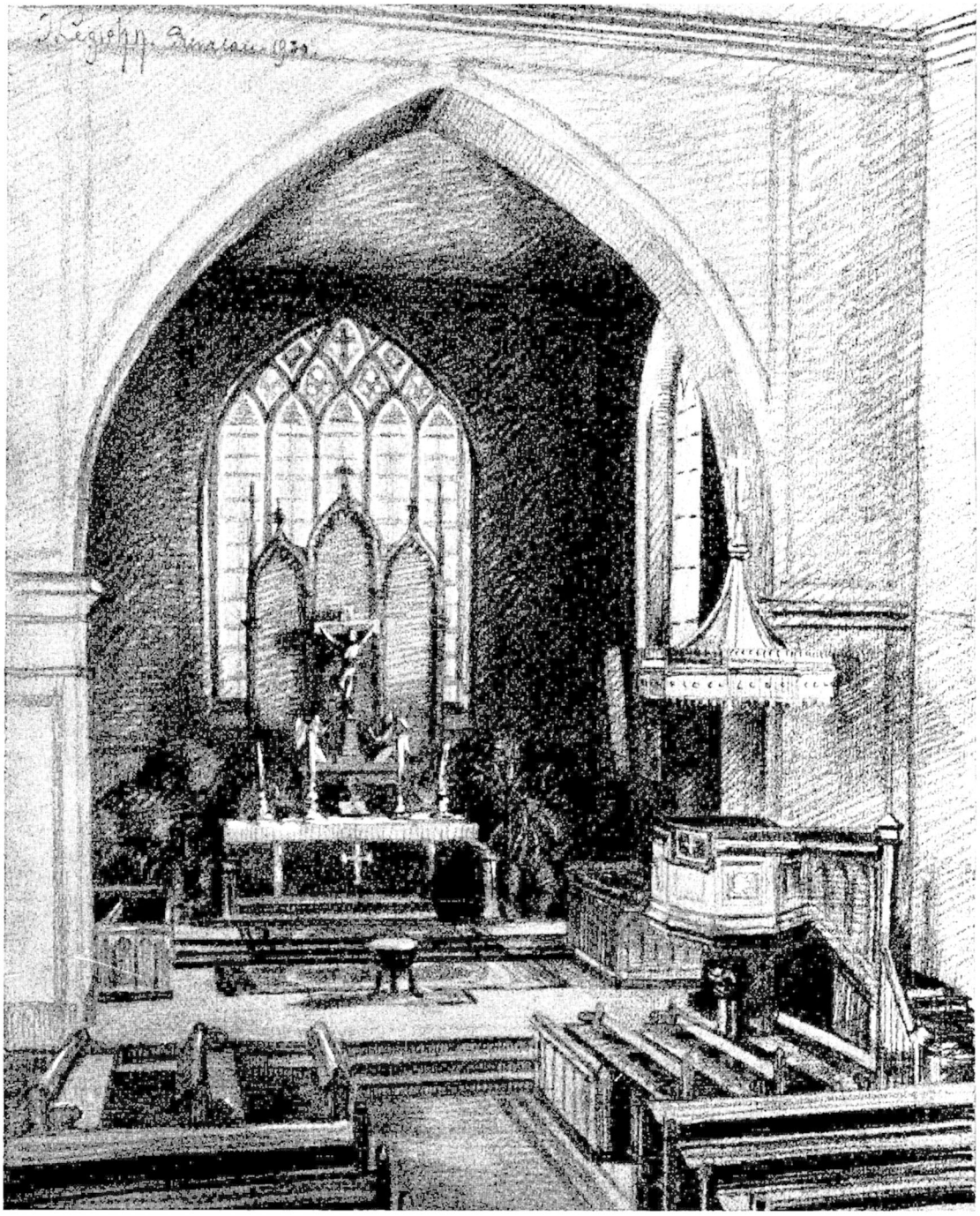
Nicht minder gedachte man der „Schlesischen Kriege" in den Städten rings im Lande: da hielten die Pasewalker Kürassiere später besonders das Andenken von Hohenfriedberg in Ehren, und die Strasburger Schützengilde führte im Festzuge einen 1795 gestifteten, bemalten Ehrenschild mit sich — bis heute — auf dem dargestellt ist, wie „die Schützengilde zu Strasburg den 6. May 1757 den in der Battaille bey Prag gebliebenen Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin einen Teil des Weges nach Schwerinsburg begleitet". Und auch der Bürger von Friedland vergaß nicht, daß am benachbarten Cavelpaß einst „der olle Blücher" unfreiwillig von den Schweden zu den Preußen übergegangen war.

All das und noch manches andere berichtete hinfort und z. T. bis heute von dieser letzten „Schwedenzeit" in märkischen Landen und von der Schicksalsgemeinschaft damals zwischen der Mark und ihrem großen König, und wußte zugleich Zeugnis davon abzulegen, wie auch die Uckermark — in der es nun wieder still geworden war — mitgeholfen hatte, den Krieg siegreich durchzuführen, der Schlesien endgültig gewinnen ließ und der Preußen von einem deutschen Staat zu einer europäischen Großmacht erheben sollte.



Kirchen-Ruine in Groß-Sperrenwalde.

Zeichnung von Leo Wiese.



Inneres der St. Jacobikirche in Prenzlau. Zeichnung von J. Legiehn.

St. Jacobi in Prenzlau.

Von Superintendent Dr. Karl Nagel.

In wenigen Jahren wird die Stadt Prenzlau ihr siebenhundertjähriges Bestehen als deutsche Stadt festlich begehen können. In der Tat eine lange und an geschichtlichen Wechselfällen überreiche Zeitspanne, auf welche die Jubilarin dann stolz zurückschauen darf! So alt wie unsere Stadt sind auch unsere Kirchen. Sehr bald nach Gründung der Stadt wurde diese eingeteilt in die vier heute noch bestehenden Kirchspiele und gleichzeitig die dazu gehörigen Kirchen erbaut. St. Marien ist dann rund 100 Jahre später erweitert und prunkvoll vergrößert worden, als der Wohlstand der Stadt sich gehoben hatte. St. Nicolai ist bis auf den Turm eingestürzt und seine Gemeinde siedelte über in die Heilig-Kreuz-Kirche des Dominicaner-Klosters. St. Sabini wurde 1816—17 abgetragen und durch den jetzigen Bau ersetzt. St. Jacobi allein hat die alte Form bewahrt und ist fast unverändert bis auf unsere Zeit gekommen — ausgenommen natürlich die Inneneinrichtung und den Oberbau des Turmes. So kann man diese schlichte ehrwürdige Kirche zu St. Jacobi gegenwärtig also als die älteste Kirche unserer Stadt bezeichnen.

Ein sehr einfacher, aber charaktervoller alter Bau grüßt uns hier, errichtet aus den Quadern jener Granitfindlinge, die der uckermärkische Boden in unerschöpflicher Fülle birgt, eine echte Kolonisationskirche, wie man sie ähnlich auch auf den Dörfern ringsum häufig wiederfindet. Auch die Gestaltung des Grundrisses entspricht einem aus der Frühzeit unserer uckermärkischen Geschichte wohlbekannten und weit verbreiteten Schema, das gebildet wird aus einem gestreckten Langhaus, an das sich ostwärts das kurze, fast quadratische Chorhaus anlegt, während westlich das Turmuntergeschoß verstärkt vorliegt. Die Technik des Baues zeigt einen sauberen Schlag des Granites und eine sorgfältige parallele Schichtung der Quadern. Auch für die Einfassung der Portale nahm man den schwer und wuchtig wirkenden Granit, nur für die Fensterlaibungen verwendete man Ziegel. Die alte Form der Fenster ist nur noch erhalten in der jetzt durch den Sakristeianbau verdeckten Nordwand des Chorhauses. Ihre jetzige breitbogige Form mit dem schuppenartigen Maßwerk erhielten die Fenster etwa 100 Jahre später. Drei Kapellen wurden noch im Mittelalter an die Kirche angebaut, deren älteste die jetzt als Vorhalle dienende, schön gewölbte und mit zierlichen Konsolsteinen gezierte Nordkapelle ist. Vermutlich stellt dieser Raum die in Urkunden öfters erwähnte Marienkapelle dar. Sie ist aus Backstein erbaut, ebenso wie die südliche Vorhalle, in welcher gegenwärtig die 1894 erbaute Niederdruckdampf-Heizungsanlage untergebracht ist. Der jüngste Anbau ist wohl die jetzige Sakristei, die in einem weniger sorgfältigen Mischbau von Granit und Ziegel errichtet ist.

Der Turm hatte nach dem ältesten uns bekannten Bilde, nämlich nach der Merianschen Zeichnung, auf dem gedrungenen massigen Unterbau einen spitzen gotischen Helm. Wahrscheinlich bestand dieser wie die alten Turmendigungen von St. Marien aus Holz, das mit Kupferplatten belegt war. Die Merianschen Bilder entstammen der Zeit um 1650. Die Zeichnung von Petzold (etwa 1715) zeigt eine andere Turmform, nämlich ein abgewalmtes Dach mit kleinen Spitzen an den vier Ecken seines Fußes und einem westöstlich streichenden Dachfirst. Die jetzige Form, die den Stilcharakter des Barock zeigt, erhielt unser Jacobi-Kirchturm in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Mehr als 30 Jahre lang hatte damals, so besagt ein altes Aktenstück der St. Jacobi-Pfarre, die Stadt Prenzlau keine Turmspitzen. Wegen ihrer Baufälligkeit hatte man diese abtragen und die stumpfen Türme mit Brettern zudecken müssen. Bei den schlechten Einkünften der Kirchen war es lange nicht möglich, die Spitzen wieder zu erneuern. In St. Jacobi erlaubten es die finanziellen Verhältnisse, im Jahre 1755 dem lang gehegten Plan des Turmbaus näher zu treten. Die Zimmerarbeiten übernahm der Zimmermeister Jacob Engelhardt in Templin, die Maurerarbeiten der Maurermeister Levin Ruger in Prenzlau. Der Entwurf stammte von dem Prenzlauer Bau-Inspektor Schwadke. Am 19. März begann man, den obersten Teil des alten Turmes abzutragen. Am 25. Oktober konnte mit dem Bau des neuen begonnen werden. Am 19. Mai 1756 wurde der Turmknopf aufgesetzt, in den man nach altem Herkommen, in einer zugelöteten Blechbüchse wohlverwahrt, Nachrichten für die Nachwelt legte. Das Verzeichnis der eingelegten Papiere ist bei den Pfarrakten. Man hatte eine Beschreibung und Ansicht der Stadt hineingetan, ferner eine genaue Nachricht von dem damals hier garnisonierenden Regiment des Erbprinzen Ludwig von

Hessen, statistische Nachrichten, ein Verzeichnis aller Handwerker Prenzlaus, eine Baugewerks-Ordnung, eine Brau-Ordnung, eine Kirchenkassen-Rechnung, die Abrechnung über den Kirchturmbau, einen Anschlag zur Schiffbarmachung des Uckerstroms, dreizehn damals gängige Münzen, ein Verzeichnis der Lebensmittelpreise und einige Proben von inländischen Tüchern. Den Anstrich der Zifferblätter und die Vergoldung der Ziffern darauf übernahm übrigens der Maler J. P. Hackert, der Vater des berühmten Philipp Hackert, und bekam dafür von der Kirchenkasse 24 Taler.

Die an drei Seiten um den Turm herumführende Galerie ist im Jahre 1885 in Backstein neu gemacht worden und erhielt damals die zum Turm gar nicht passende gotisierende Form mit den zuckerhutartigen Spitzhelmen an den Ecken.

Schlicht wie die äußere Gestalt ist auch das Innere der Kirche.

Wir treten durch das alte schwere Granitportal, das nach der Friedrichstraße zu sich öffnet, zunächst in die Turmvorhalle ein, in deren Fußboden zwei Grabsteinplatten eingelassen sind, die eine aus dem Mittelalter stammend und mit nicht mehr zu entziffernden gotischen Minuskeln bedeckt, die andere in deutlichen Buchstaben berichtend, daß sie gelegt sei zur Erinnerung an den 1823 verstorbenen Pfarrer dieser Kirche Johann Wilhelm Rütenick. Der langgestreckte Kirchenraum, mit Gestühl dicht besetzt, wirkt einfach und ruhig, und dennoch hat der Raum in seiner fast sachlich zu nennenden stillen Schlichtheit eine Wirkung, die unbedingt zur Andacht stimmt. Sobald man eintritt, wird der Blick mit zwingender Gewalt hingelenkt zu dem leuchtend bunten Fenster der Ostwand. Dieses große Fenster ist beherrschend im ganzen Raum, und im bunten Glanz dieses Fensters steht auch der Altar. Ein großer Triumphbogen trennt Langhaus und Altarraum voneinander ab. Stufen führen in den Altarraum hinauf und wiederum Stufen bis zum Altar selbst, auf dessen Sockeln vor einer dreigeteilten Hinterwand die beiden Engel das hochragende Bild des Gekreuzigten anbeten. Bei der letzten großen Renovierung der Kirche, die in den Jahren 1849—1852 vorgenommen wurde, erhielten Altar, Kanzel und Inneneinrichtung diese jetzige Gestalt. Leiter des Umbaus der Kirche war der Baumeister Herzer, Pfarrer der Kirche damals Johann Friedrich Wilhelm Jakob (1823—1865, † 1. Oktober 1867). Diese Restaurierung bedeutete eine völlige Erneuerung des gesamten Innenraums und seiner Ausstattungsstücke. Der Renaissancealtar, den Michael Busse 1586 „in Bürgermeister Laurentz Lübbenows Nebenhause in der Springstraße" für 40 Taler geschnitzt hatte, wurde abgerissen. Teile dieses alten schönen Schnitzwerkes hängen jetzt in der Nordvorhalle und erfreuen uns durch die Lebendigkeit ihrer Darstellungen. Ebenso wurden Kanzel, Fußboden und das gesamte Gestühl herausgerissen. Eine neue Orgel, für welche man die Bausumme durch Ausschreibung von Aktien aufbrachte, baute Kaltschmidt in Stettin-Grünhof. Die Holzarbeiten wurden von Prenzlauer Tischlern hergestellt, die Kanzel z. B. von dem Tischlermeister W. Hanckow. Für den Altar erbat man von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. ein Bild. Bei den Akten findet sich der vom Könige eigenhändig unterschriebene Antwortbrief, der folgenden Wortlaut hat:

„Ich habe zwar auf den Antrag vom 9. Februar d. J., der St. Jacobi-Kirche ein Altarbild zu gewähren, nicht eingehen können, dagegen ein in Holz geschnitztes und vergoldetes Krucifix nebst Konsole dazu zum Geschenk bestimmt und lasse beides hierbei erfolgen mit dem Wunsche, daß der Besitz dieses der Gemeine aus landesväterlichem Wohlwollen verehrten Kirchenschmucks zur Erhaltung und Förderung des kirchlichen Sinnes in derselben gereichen möge.

Sans-souci den 22. Juni 1852.

Friedrich Wilhelm (IV)."

Am 5. Juli 1852 kam das Geschenk des Königs, in Kisten verpackt, hier an. Der Pfarrer teilte der Gemeinde mit, daß man diese Gabe des Königs in seinem Pfarrhause besichtigen könne. Es war das große holzgeschnitzte, übergoldete Kruzifix, das heute auf dem Altar steht, und die beiden anbetenden Engel. Auf meine Anfrage hat das Preußische Geheime Staatsarchiv festgestellt, daß der König dies der Kirche geschenkte Kruzifix kurz zuvor von dem Hof-Holzbildhauer Alberty angekauft hatte. Jakob Alberty (geb. 1811 zu Berlin) war ein Schüler Schinkels und hat vielfach im Auftrag des preußischen Königshauses für Kirchen gearbeitet. Die Kirche in Sakrow bekam von ihm zwölf Apostelfiguren, die Dorfkirche von Uetz bei Potsdam eine Kreuzabnahme. Er modellierte später auch die Totenmaske des Königs Friedrich Wilhelm IV.

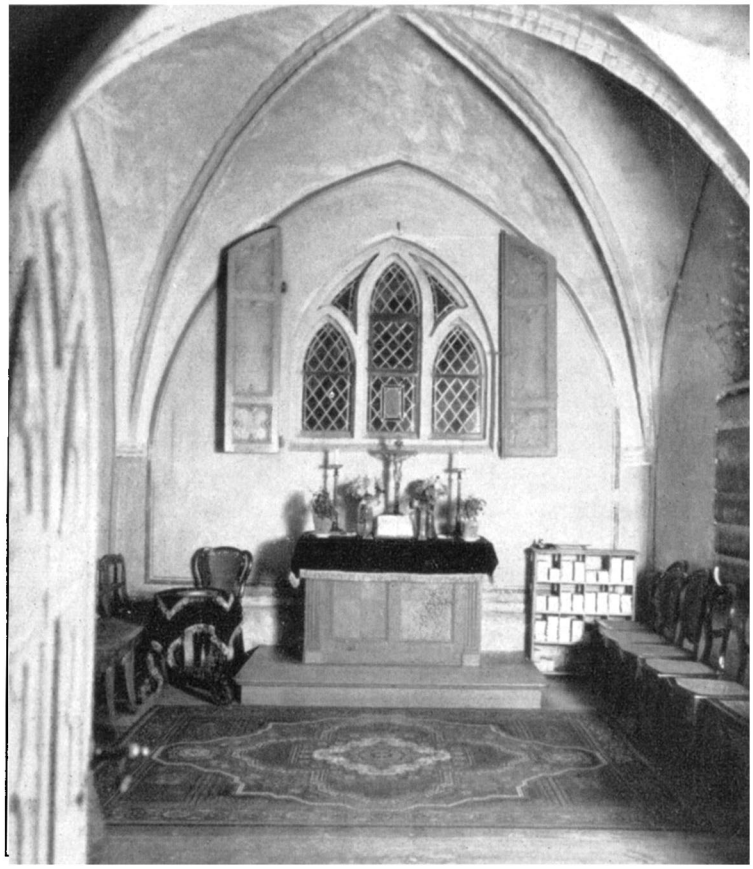
Nachdem der König das Albertysche Kruzifix als Geschenk für unsere St. Jacobi-Kirche bestimmt hatte, ließ er es zuvor noch vom Künstler vergolden. Hier in Prenzlau erhob sich über die Verwendung der Figuren zunächst noch eine Debatte. Der Bauleiter Herzer wollte das Kruzifix

in eine Fensternische setzen, während Pfarrer und Gemeinde es auf dem Altar sehen wollten. Schließlich setzte die Gemeinde ihren Willen durch, und Kreuz und Engel fanden den Platz, den sie bis heute innehaben. Am 16. Oktober 1853 konnte die erneuerte Kirche ihrem gottesdienstlichen Gebrauch wieder übergeben werden. In der Form, die man der Kirche damals gab, ist sie bis auf unsere Tage gekommen. Ihr Anstrich ist inzwischen alt und grau geworden, das Gestühl für festtäglichen Kirchenbesuch etwas eng, aber wie so manchen Wunsch, so wird man auch den nach einer schönen farbigen Ausmalung unserer Kirche in diesen Notzeiten wohl noch zurückstellen müssen.

Ehe wir das altehrwürdige Gotteshaus verlassen, wollen wir noch einen Blick werfen in die Sakristei, die mancherlei Interessantes aus alter Zeit bewahrt hat. Allen voran jenen oft bewunderten Wandschrank, dessen Innenwände geziert sind mit gotischen, vergoldeten oder bunt bemalten Holzschnitzereien. Anbetende Engel sind dargestellt, außerdem Sonne, Mond und Sterne. Offenbar diente dieser kleine doppelflügelige Wandschrank einst zur Aufbewahrung des Sakraments. Die Sakristei ist jetzt als Kapelle eingerichtet und wird als solche benutzt für Taufen und kleinere Abendmahlsfeiern. Der Sakristei-Altar ist ein Geschenk, das die Geschwister Hoffmann 1912 der Kirche machten. Kruzifix und Leuchter sind hier in Prenzlau in der Eisengießerei der Stifterfamilie gegossen. Ein schönes altes Glasbild vor dem Fenster stellt den hl. Jacobus dar, den Namenspatron unserer Kirche. Besonders interessant ist in der Sakristei das Oelbild des hier 1666 verstorbenen Vitus Hufnagel, der seit 1653 Pfarrer an unserer Kirche war.

Von der Sakristei führt eine kleine Tür hinaus in die Nordvorhalle, von deren Wänden die Reste des früheren Renaissance-Altars und die spätmittelalterliche Holzskulptur unseres Namenspatrons St. Jacobus die Kirchenbesucher grüßen. Einen langen Zeitraum aus der mannigfach wechselnden Vergangenheit unseres Gotteshauses haben gerade diese alten Schnitzereien miterlebt. Auch sie sind Zeugen der Geschichte.

Durch das schöne gotische Fenster geht unser Blick hinaus ins Freie, wo bunt und lebendig der Straßenverkehr zu Füßen unserer alten Kirche vorüberflutet. Die alte Kirche hart an der Straße voll Leben und Verkehr — das ist wie ein Sinnbild. Still will die Kirche das Heilige hüten, in Ehrfurcht wachend über dem Glaubenserbe der Väter, an den bunten und oft so verworrenen Straßen unseres Lebens eine Stätte der Einkehr und Besinnung und erquickenden Rast — und das alles nicht weltabgewandt und gegenwartsfern, sondern mitten im strömenden Leben der Zeit. Kraft für die Gegenwart soll quellen an dieser Stätte, da die Geschichte so deutlich zu uns redet. So klingt es hier dreifach zusammen in einem heiligen Akkord: „Geschichte, Gegenwart, Ewigkeit!“



Photographie Schulz, Prenzlau. Sakristei der St. Jacobi-Kirche.



Photographie Burow, Brüssow.

Ein 50jähr. Dienst-Jubiläum.

Von einem Rekord soll hier die Rede sein. Nicht von einem der Höhe oder der Schnelligkeit, auch von keinem des Boxens oder Tennisspielens. Davon lesen wir ja alle Tage in den Zeitungen und sind kaum noch überrascht. Den hier in Betracht kommenden hat die Treue und Bodenständigkeit errichtet. Er besteht in der Feier eines seltenen Dienstjubiläums der Hausangestellten Berta Ahlbeck-Battin.

Am 1. Oktober 1881 trat sie, die aus Brüssow stammt, in die Dienste der Bauerhofsbesitzerin Emilie Sy-Battin. Ihr war sie 19 Jahre dienstbar, um dann in demselben Hause dem Sohn ihrer inzwischen verstorbenen Herrin weitere 17 Jahre zu dienen. Als dieser, der Bauerhofsbesitzer August Sy, im Jahre 1917 gleichfalls verstarb, blieb Berta Ahlbeck in Stellung bei der Frau des Verewigten, der Witwe Marie Sy, geb. Lenz. In deren Haus nun konnte sie am 1. Oktober 1931 ihr 50jähriges Jubiläum als Hausangestellte feiern.

Aus ihrem Leben lassen wir sie am besten selbst berichten. Sie erzählt: Ik bün in Brössow an 22. September 1866 geborn. Mien Mudder stürw bald, un ik kreeg een Steefmudder. Ik kann nich seggen, dat ik't bi ehr good hat heff. In Fahrenwoll bün ik dat eerst Johr no d' School gohn bi Max Linnow sien Voter. Van Brössow ut heff ik mi später een Sommer lang in Bomihl as Kinnermäken vermeed't un bün dor ook bi Lehrer Sendke no d' School gohn. Herr Kanter het sehr väl van mi hollen. Den Sommer 1877 heff ik in Battin bi Mutter Zißen (Witwe Emilie Sy) Gänf' höd't. As ik to Mecheel no Brössow möök, sär Fru Ziß: „Wenn insegent büst, kast werrer kommen". Dat is denn ook geschehen. Voter Ziß weer al dood, as ik mienen Deenst antreden deer. Ik heff van dunn an Freud un Leed, good un schlecht Dog mit mien Herrschaft deelt un bün dor west as tohus.

Arbeiten künn ik sehr, un ik heff in mien Lewen väl don. In de Landwirtschaft giwt dat, glöw ik, keen Hus- oder Butenarbeit, de ik nich mott heff. Ik schenneer mi ook hüt noch vör keen Stück Arbeit. Mänch Mannsminsch is ut de Pust kommen, wenn ik bi't Upstoken weer orer bi't Rudelafloden gegenbörn müßt. Uemmer heff ik as Fru mien Mann stohn.

Ees müßt ik in Aust afstoken. Jerer Jung wett, dat dorbi keen Tied to verleern is, wenn mit dree Wogens inföhrt ward. Ik stokt jo denn ook egol mien Noht weg. Mit ees röp Anna Halfpap, de up't Steilingsbrett afnehm: „Mäken, holl blot ees an, ik müdd eerst no Luft schnappen," und Mudder Krusen, de ik in den Taß ball unnerdümpelt harr, keek mit'n Kopp ut ehr Garben un schreeg: „Du treck di man Hosen an".

Mit de Pärd bün ick genau so ümgohn as 'n Grotspänner, un no Rossow föhr ik hüt noch alleen.

Tweemol bün ik in mien Leewen krank west. 1894 weer dat, dunn leeg ik an Flecktyphus. Se hebben all dacht, dat dat mien Letzt weer, awer ik heff mi doch noch ees rutkrappt. 1921 het mi de Gripp unnerkreegen, awer dat weer man blot sun klein Oewergang.

Tobett gohn un upstohn bün ik leewenslang mit de Höhner.

Mien Apptit is ümmer good west. Süss' heff ik noch mien schön Stuw un mien schön Bett. 'N Sofa het mi Mudder Ziß schenkt, un van Onkel Albert'n heff 'k een Regulatorklock krägen.

„Gesund un satt,
Wo schön is dat,
Un Arbeit dorto
Mökt glücklich un froh."

Zwanzig Jahre hindurch habe ich die schlichte Größe dieser Frau beobachten und bewundern dürfen. Und immer konnte ich mich der Erkenntnis nicht erwehren, daß sich Berta Ahlbeck in der Hast und dem Wirrwarr unsrer Zeit auf eine einsame und stille, aber glückliche Insel gerettet hat, an der die Wogen des brandenden und tobenden Lebensmeeres kraftlos zerschellen.

Mancher Schwache hat sich an ihrer Gradheit, an ihrer Zähigkeit und ihrem Glauben aufrichten können.

Es wird viele geben, die von ihr mit Chamisso bekennen:

„Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt, ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben."

Wenn an einem, so wird an ihr wahr werden das Bibelwort: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen: Gehe ein zu deines Herrn Freude. E. Sendke.

Dat Perdei. / En uckermarksch Segg.

Von Max Lindow, Prenzlau.

Hans heet he, weer ut Weetnichwo,
Güng tiedig al up Prenzlow to,
Den Harwstmarkt to beföken.
Mank all de Buden fünd he dor
Ook eenen Mann, de harr een poor
Karwitzen to verköpen. (Karwitzen = Kürbisse)

Hans hett so'n Dinger noch nich sehn.
He steiht un kiekt, krappt sich an't Been
Un ward sich dat befrogen. —
De Kärl, een ollen Doniggood,
Bull Bunkenstreich un Oewermoot,
Seggt dunn mit ärnsthaft Ogen:

„Perdeier sind dat. — Köp di een.
Utbrögen müßt du dat alleen,
Doch will dat nich veel heeten.
Dit brune hier, dat is een Voß!"
Hans awer glöwt den mallen Spooß
Un will den Pries nu weeten.

Dunn seggt de Mann: „Wiel du dat büst,
Teihn Doler bloot, — een anner müßt
Mi fiefundtwintig gewen." —
Hans denkt, dat weer so'n Ei woll wert,
Teihn Doler för een junget Perd,
Dat weer nich öwerdrewen.

He tohlt un fröggt noch dit un dat,
Geiht heel vergnögt rut ut de Stadt
Un kümmt no sienen Koten.
Dort hett he denn up siene Oort
Uns Muddern richtig dat verkloort,
De künn dat Glück kum foten.

Een Nest würd mookt ut Stroh un Heu,
Un ball seet Hans denn up dat Ei,
Weer iwrig bi dat Brögen.
Jo, Hans, de seet mol warm un sacht,
Un wenn he an sien Perd hett dacht,
Künn he sich bannig högen.

De erste Tied güng alles good.
Hans leed jo in sien Nest keen Not,
Kreeg Kees' un Wost un Schinken.
Sien Mudders hett em eit un strookt,
Hett för em brod't un backt un kookt —
Un geew em ok to drinken.

Nost hett de Tied nich krupen wullt,
Un dunn hett Hans denn de Geduld
Up sien Nest ok verloren.
Kum dat de letzte Dag rankeem,
So sprüng he up, föt to un nehm
Dat Perdei an de Ohren.

Doch wat he ok hett kloppt un horkt,
Dor hett keen Föllen krappt un schnorkt,
Dat bleew so still as eener.
Dunn kreeg dat Hans denn mit de Wut,
Leep mit dat Ei no'n Goren rut
Un schmeet dat an de Steener.

De oll Karwitz was ful un mör;
De Stücken flögen dull rümher
Un feelen mank de Klatten.
Een fust in eenen Hasselbusch!
Dor schleep een Voß, de sprüng nu — husch —
Sehr ilig dörch de Latten!

As Hans den roden Voß nu seeg,
„Dor is mien Hießa!" reep un schreeg
He lud — un kreeg dat Loopen.
Doch wat he ok hett rönnt un drafft,
He hett den fixen Voß nich schafft,
De harr sich ball verkropen.

Dor schlög sich Hans de Fust vör'n Bleß:
„Dit will ik awer mi indeß
Mol hinner d' Ohren schriewen.
Noch eenmol bün ik nich so mall;
Nä, ik bliew mit dat Ei in'n Stall,
Denn fall mien Voß woll bliewen!"

Von Feuerzeug, Stahl, Stein und Zunder.

Von M. Schulze *)

Nur wer heutzutage ein unverbesserlicher Raucher ist, sieht sich noch gezwungen, abgesehen von den Fällen, bei denen es die besondere Berufstätigkeit erfordert, eine hellbrennende Flamme zu erzeugen. Sonst verliert das Streichholz, das fast ausnahmslos vor einigen Jahren noch diese Aufgabe erfüllte, immer mehr an Bedeutung. Man brennt keine Oellampen mehr, man zündet kein Talglicht mehr an. Man braucht nur den Schalter im Zimmer zu drehen, und das elektrische Licht flammt auf. Häuser, die der Stromversorgung entbehren, werden auch im Kreise Prenzlau immer seltener und sind meist solche, die einsam und abseits liegen. Das Herdfeuer und mit ihm im Zusammenhang der Ofen im Winter scheinen allein noch die Erzeugung einer brennenden Flamme zu ihrer Entfachung zu fordern. Doch auch dies wird einmal aufhören, sobald der elektrische Kochherd sich durchgesetzt hat und statt des Ofens elektrische Kraft die Wärme vermittelt. Dann wird allein nur noch der Raucher nach dem einst unentbehrlichen Streichholz oder dem Feuerzeug greifen, wenn nicht auch dieses elektrisch geworden ist, so daß keine hellbrennende Flamme mehr entsteht. Das Jahr 1932 ist nun ein Jubiläumsjahr und sogar das Jahr eines hundertjährigen Jubiläums, und dieses seltene Fest feiert kein geringerer als das Streichholz. Denn gerade im Jahre 1832 ließ der englische Ingenieur und Artillerie-General Sir William Congreve Holzstäbchen herstellen, bei denen die aus Schwefel bestehende Kuppe, die er mit einem Ueberzug aus einem Gemisch von Kaliumchlorat und Antimonsulfür versah, sich durch Reiben an Sandpapier entzündete. So erblickte das Streichholz nicht nur das Licht der Welt, sondern spendete gleich bei seiner Geburt Feuer und Licht. Natürlich wuchs es mit der Zeit heran, sah sich im Leben um, legte manche kindische Unart ab und wurde älter und lernte mancherlei zu, wenn es anfangs auch noch manche Jugendtorheiten beging. So wählte es statt des ersten Ueberzuges seines Schwefelkopfes einen solchen von Phosphor und Kaliumchlorat und wurde von den Menschen jetzt Phosphorzündholz genannt. Das waren seine Jünglingsjahre, in denen es noch voller Mutwillen und Bosheit war. So liebte es, aus reinem Uebermut zu explodieren und brennende Phosphorteile zum Entsetzen seiner Dienstherrschaft umherzuspritzen und ihnen damit manches Loch in Tisch- und Sofadecken zu brennen, so daß man nahe daran war, es ganz aus dem Hause zu werfen und manche deutschen Staaten ihm den Aufenthalt in ihrem Lande sogar verboten. Da nahmen die Schweden sich seiner besonderen Erziehung an. Eigentlich waren es aber gar nicht die Schweden, sondern ein deutscher Professor namens Böttger in Frankfurt am Main, der dem sechzehnjährigen Streichhölzchen seine Jugendtorheit abgewöhnte und es 1848 zum richtigen Streichholz machte. Das Verfahren war einfach. Er nahm ihm den gefährlichen und äußerst giftigen Phosphor fort und gab ihm dafür ungefährlichere Dinge. Die Schweden erkannten nun zuerst, daß jetzt das Streichholz endlich gesellschaftsfähig geworden und mühten sich, dasselbe nun in allen Schichten der Gesellschaft, hohen wie tiefen, einzuführen, und stellten es überall als ihren Schützling, als schwedisches Streichhölzchen vor. So ist es nun hundert Jahre alt geworden, ist fast durch die ganze Welt gewandert und auch im Uckermärker Haushalt ein treuer Helfer geworden. Da kann es schon mit Stolz sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Seine Eltern — denn natürlich hat es auch Eltern gehabt — haben bei weitem nicht so lange gelebt. Sie sind bald nach seiner Geburt gestorben und nur wenig über 20 Jahre alt geworden. Daran trug aber die Hauptschuld ihre verhängnisvolle Neigung zur Flasche. Ihre Leidenschaft war nun zwar nicht der Alkohol, das wäre noch hingegangen, sondern eine viel unangenehmere und in ihren Folgen manchmal sogar noch gefährlichere Flüssigkeit — die Schwefelsäure. Aber es lag nun einmal in ihrer Natur — sie konnten nicht anders. Ihr Schwefelkopf mit seiner dünnen Haut von chlorsaurem Kali erwärmte sich nur und flammte allein auf, wenn er in eine Flasche mit Schwefelsäure tauchte. Auf dies Verlangen mußten seine Dienstherren immer eingehen, sonst leuchtete es einfach nicht. Nun ist aber die Schwefelsäure nicht nur äußerst giftig — sie verbrennt auch die Haut, verbrennt wollene und leinene Stoffe, verkohlt das Holz, und da nimmt es nicht wunder, daß man diese Tauchzündhölzchen nur mit gemischten Gefühlen im Haushalt sah. Man suchte allerdings diesen ihren Hang für Schwefelsäure

*) Abbildung 1, 3, 4, 7 verdanke ich dem Märkischen Museum in Berlin.

etwas einzuschränken, indem man in die Schwefelsäure-Fläschchen statt flüssiger Säure mit dieser Säure getränkten Asbest einstampfte. Man brauchte das Tauchzündholz dann nur gegen diese Masse zu drücken — und es flammte schon auf — aber als das Streichholz geboren wurde, das solider zu werden versprach, warf man die Eltern auf die Straße. Sie wurden arbeitslos und gingen langsam zu Grunde.

Diese Neuerungen in der Feuererzeugung, die der Anfang des vorigen Jahrhunderts brachte, tauchten zuerst in den Städten auf. Mochte der Städter stolz auf neue Erfindungen sein und sich mit ihnen oft genug erst herumärgern — der Landmann blieb zunächst bei der Jahrhunderte ja schon Jahrtausende lang geübten Weise, und das war die Erzeugung des Feuers durch Feuereisen, Stein und Zunder. So ist es auch im Kreise Prenzlau gewesen. Der Uckermärker auf dem Lande stand allen diesen Neuerungen in der Feuererzeugung die erste Zeit mißtrauisch gegenüber. Heute versteht zwar niemand mehr mit Stahl und Zunder Feuer zu schlagen — es wäre ja auch sinnlos, wo man in jedem noch so kleinen Ort für billiges Geld sich eine Schachtel Streichhölzer kaufen kann — aber die Alten, die ganz Alten, können noch davon erzählen, wie in ihrer Jugend — so vor 70 Jahren noch — der Landmann mit Stahl, Feuerstein und Zunder Feuer schlug. Heute liegt noch hier und dort in manchem Haus das alte Feuereisen. Es gehört nun auch zu den vielen Denkmälern einer vergangenen Zeit — und nicht mehr zum täglichen Betrieb des Lebens. So wandert es langsam in die Museen, wo man es nicht vergebens sucht — und auch im Prenzlauer Museum kann es ein aufmerksamer Besucher finden, das neben dem jüngeren Feuerstahl noch ältere eigenartige Geräte zum Feuerschlagen birgt.

Das Feuer hat den Menschen erst zum Menschen gemacht. Die Kunst, es zu erzeugen und in seinen Dienst zu stellen, hat ihm erst jeden Fortschritt ermöglicht. Wie er zuerst in den Besitz desselben gelangte, entzieht sich bis heute unserer Kenntnis und wird vielleicht stets ungeklärt bleiben. Vielleicht haben die verschiedenen Ansichten, die man hierüber geäußert, alle Recht, und der Mensch ist auf verschiedene Weise an den verschiedensten Orten in seinen Besitz gelangt. Durch Blitzschlag kann ein Brand entstanden sein. Auch Selbstentzündung von Stoffen konnte erfolgen, wie sie noch heute bei eingelagertem Heu erfolgen kann. Eine Entstehungsart ist aber sicher nicht die erste gewesen, die man so oft als die erste ansieht — und das ist die Erzeugung des Feuers durch Bohrtätigkeit, denn der schnell sich drehende Bohrer ist erst viel später nachzuweisen als der Gebrauch des Feuers. Das Bohrverfahren besteht vornehmlich darin, daß ein an einem Ende zugespitzter Holzstab senkrecht in ein anderes Holzstück, in welches ein Loch vorgebohrt ist, gesteckt und in schnelle Drehung versetzt wird. Reibung erzeugt, wie man sich leicht durch Versuch überführen kann, Wärme, und je schneller die Reibung erfolgt, je größer muß die erzeugte Wärme werden, bis sie schließlich so stark wird, daß sie das Holz entzündet. Regel ist, daß man weicheres Holz mit härterem reibt. Bei den Indianern Amerikas, bei den Negern Afrikas und den Eingeborenen Australiens findet man den Feuerbohrer. Auch in Norddeutschland ist solch durch Reibung erzeugtes Feuer sogar noch aus nicht zu ferner Vergangenheit unter dem Namen Notfeuer bekannt. Der Mensch hat zwischen Feuer und Feuer immer einen Unterschied gemacht. In diesem Falle galt das durch Reiben erzeugte Feuer für zauberkräftiger als das, welches man durch Schlag erhielt. Es wurde zur Bekämpfung von Viehseuchen durch Reiben mit einer Walze oder einem Rade entzündet. Stahl und Stein durften dabei nicht angewandt werden. Ein eigenartiger Feuerpfosten für Erzeugung eines solchen Notfeuers befand sich im Dorfe Barenthin im Kreise Ostprignitz. Abb. 1. Derselbe besteht aus zwei senkrechten eichenen Pfählen, zwischen denen waagerecht ein runder Stab mit jedem Ende in einem bei den beiden eichenen Pfählen oben angebrachten Lager ruht. Mittels eines mehrfach umgewickelten Strickes wurde der runde Stab so lange in heftige Drehung versetzt, bis die Lager in den Pfählen zu brennen anfingen. Durch ein mit diesem so erzeugten Feuer entzündetes Feuer wurde nun das Vieh, besonders die Schweine, Kühe und Gänse, dreimal hindurchgetrieben, während man die kranken Tiere hindurchzog, wobei allerdings oft manche ihr Leben einbüßten. In einzelnen Gegenden wie Brandenburg, Mecklenburg, Hannover zündete man mit dem durch Reibung erzeugten Feuer in einem Hohlwege so viele Feuerhaufen an, als Vieh vorhanden war.



Abb. 1. / Teil des Notfeuerpfostens von Barenthin, Kreis Ostprignitz.

Für Nahrung des Feuers mußte jeder Einwohner etwas Reisig und Stroh liefern. Damit das Feuer wirken konnte, mußte im ganzen Orte Feuer und Licht ausgelöscht sein. In Mecklenburg sollte einmal auf Anordnung des Dorfschulzen das Notfeuer entzündet werden. Man rieb zwei Stunden, aber umsonst. Da stellte es sich heraus, daß eine alte Dame dem Befehl des Schulzen und den Bitten der Dorfbewohner zum Trotz ihre Nachtlampe nicht ausgelöscht hatte. Erst als sie einwilligte, dies zu tun, kam das Feuer zustande. Das Wort Notfeuer hat wahrscheinlich mit dem Worte Not nichts zu tun, sondern hier stammt dies Wort von einer alten Bezeichnung für reiben. Dies Notfeuer findet sich bei allen germanischen Stämmen, auch in England, Schottland und Schweden. Schon im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommt es unter dem Namen Notfeuer vor und wurde von der Kirche verboten. Wahrscheinlich hängt es eng mit dem Johannisfeuer zusammen, das früher überall zur Mittsommerzeit entzündet wurde. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, daß man auch im Kreise Prenzlau der einstigen Anwendung dieses Notfeuers daselbst nachgeht.

Im gewöhnlichen Betriebe des Alltags ist jedoch das Feuer durch Schlag erzeugt worden. Dazu war das Verfahren des Bohrens und Reibens viel zu umständlich und zeitraubend. Zum Schlagfeuerzeug gehört nun dreierlei: Feuerstein oder Quarzit, Schwefelkies oder Eisen und Zunder. Für die älteren Zeiten der Vorgeschichte — also vom Ende der Bronzezeit rückwärts — kommt das Eisen naturgemäß nicht in Frage. Hier erfüllt seine Aufgabe der Schwefelkies. Als Zunder ist schon in der Steinzeit vom Menschen der Löcherschwamm benutzt worden. Dieser Schmarotzerpilz wächst an Eichen, Rotbuchen und Weiden. Die Wissenschaft unterscheidet mehrere Arten bei ihm, von denen die einzelnen mehr oder weniger zum Zunder taugen. Gewöhnlich nahm man dazu den Eichenblätterschwamm. Der Schwamm wurde in reifem Zustand vom Baum abgebrochen, in mäßig große Stücke geschnitten, gut getrocknet, in Aschenlauge gekocht, dann abermals getrocknet. Darauf wurden die einzelnen Stücke mit hölzernen Schlägeln auf einem Klotze weichgeklopft, um sie leichter entzündbar zu machen. Steigern konnte man ihre Zündbarkeit noch, indem man sie mit einer Salpeterlösung tränkte oder mit zerstoßenem Schießpulver einrieb. Dieses ganze eben geschilderte Verfahren war jedenfalls in der Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich. Ob man ein besonderes Verfahren und welches in diesem Falle man in der Vorzeit anwandte, ist unbekannt. Früher wird sich jeder, auch der Uckermärker, seinen Zunder selbst gesucht und zubereitet haben. Aber dann wurde allmählich die Herstellung von Zunder ein besonderer Zweig der Industrie, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kaufte sich wohl auch der Landmann seinen Bedarf an Zunder in der Stadt, meist wohl anderwärts als in der Apotheke, wo man ihn nur einhandelte, wenn man ihn zum Blutstillen brauchte. Jetzt ist diese Industrie wohl ganz erloschen. Um 1900 bestand eine solche noch in Neustadt auf der Höhe des Thüringer Waldes. Allerdings klopften damals in der Werkstatt nur noch vier Arbeiter den Feuerschwamm, während früher einmal 100 Hände damit beschäftigt waren. Die Zunderschwämme, die die Werkstatt verließen, waren weich und so zugfest wie Leder. Auf diesen Zunder wurde nun der mit Stahl und Stein erzeugte Funke übergeleitet. Der Schwamm brannte aber nicht mit heller Flamme, sondern glimmte nur. Wenn auch dies Glimmen zum Anstecken einer Pfeife genügte, die man auf diese Weise bei Wind und Wetter in Gang bekam, zum Anzünden von Licht und Herdfeuer benötigte man die hellbrennende Flamme. Zu diesem Zweck verwandte man einen in Schwefel getauchten Baumwollfaden, der auf den glimmenden Zunder gehalten bald eine bläuliche, scharf riechende Flamme entwickelte.

Um den Funken zu erzeugen, schlug man den Feuerstahl gegen den Feuerstein. Das Eisen ist unbedingt notwendig, um zündende Funken zu erlangen. Stein an Stein geschlagen gibt zwar auch Funken, aber dieselben zünden nicht. Es fehlt diesen Funken an der nötigen Hitze, um den Zunder zum Glimmen zu bringen. Nimmt man dagegen Stahl und schlägt diesen gegen Feuerstein, so schmilzt die gleichsam auf einen Punkt gerichtete Reibung augenblicklich kleine Teilchen des Stahls, die glühend als kleine Fünkchen auf den Zunder fallend, ihn entzünden. Auf diesem Vorgang beruht auch die Verwendung des Schwefelkieses oder Pyrites in der Zeit, als man das Eisen noch nicht kannte. Der Vorgang ist hier ein ähnlicher, da der Schwefelkies aus einer Verbindung von Eisen und Schwefel besteht. Da derselbe außerordentlich häufig vorkommt, kann es nicht wundernehmen, daß man seine gute Eigenschaft zum Feuerschlagen schon früh erkannte. Je härter und schärfer nun der Feuerstein ist, den man verwendet, um so schneller und sicherer ist die Wirkung. Daher hat man schon in der Steinzeit den Feuerstein, den man zum Feuerschlagen

brauchte, besonders ausgewählt und zugerichtet. Man benutzte vorzugsweise einen ziemlich dicken Feuersteinspan, der durch Dengelung längs der Kanten geebnet wurde, um ihn bequemer in der Hand halten zu können. Die abgerundeten Kanten sind durch den Gebrauch mehr oder minder abgenutzt, bisweilen blankgeschliffen. Diese Herstellung von Schlagsteinen zum Feuerschlagen oder Kippsteinen hat sich weit über die Steinzeit fast bis in die Gegenwart erhalten. Besonders in England und Frankreich wurden Kippsteine für Feuerschloßgewehre und Taschenfeuerzeuge fabrikmäßig hergestellt. In Deutschland fand die Herstellung nur ausnahmsweise statt. Damit klingt erst in der Gegenwart eine seit uralter Zeit geübte Werktätigkeit des Menschen aus. In Rußland und in Galizien, wo man noch heute mit Stahl und Zunder Feuer erzeugt, holte der Bauer sich den Feuerstein von alten steinzeitlichen Wohnplätzen, ohne zu ahnen, daß er einen vor Jahrtausenden hergerichteten Span vielleicht zu gleichem Zwecke wieder verwandte. Ich habe mir ihre Feuersteinspäne des öfteren zeigen lassen, um auf diese Weise das Vorhandensein und die Lage alter steinzeitlicher Wohnplätze zu ermitteln. Wo man solche nicht vorfand, mußte man nach anderem geeigneten Feuerstein suchen. In Gegenden, wo der Feuerstein selten war, wo man ihn zur Herstellung der notwendigen Geräte sogar einführen mußte, wie beispielsweise Norwegen, hat man als Schlagstein in der Steinzeit lieber den im Lande vorkommenden Quarzit verwendet und für diesen Zweck hergerichtet. Aber das ist eine Ausnahme. Der eigentliche Schlagstein bleibt der Feuerstein. Um Feuer zu erzeugen, mußten unsere Vorfahren also Stahl, Feuerstein und Zunder, womöglich auch Schwefelfaden immer beisammen haben. Damit sich nun Dinge, die zueinander gehören und einzeln hilflos sind, im Haushalt nicht verstreuen, so daß man erst stundenlang nach dem einen, dann nach dem andern suchen muß, hat man ein einfaches Verfahren. Man sperrt sie zusammen in einen Käfig ein, den man gewöhnlich Kästchen nennt. So hat man auch in der Uckermark für die Feuerschlaggeräte solche Kästchen gehabt. Sie gehen heute unter dem Namen „Feuerladen". Gewöhnlich waren diese Feuerladen auf dem Lande aus Holz. Sie haben sich hier bis auf seltene Ausnahmen in die Gegenwart nicht hinübergerettet. Da ich eine solche nirgends mehr erhalten konnte, hat mir ein alter Einwohner Fahrenwaldes noch in seinen letzten Lebenstagen eine Feuerlade gearbeitet, wie sie in seiner Jugendzeit im Kreise Prenzlau fast in jedem ländlichen Haushalt sich fand (Abb. 2). Solche Holzkästchen waren demnach wohl meist einfach und schmucklos. Der nach ihnen angefertigte ist etwa 23 Zentimeter lang, 6 Zentimeter breit und 6½ Zentimeter hoch. Durch ein Querbrettchen wird der Kasten in zwei Fächer, ein kleines und ein längeres, geteilt. Das klei-

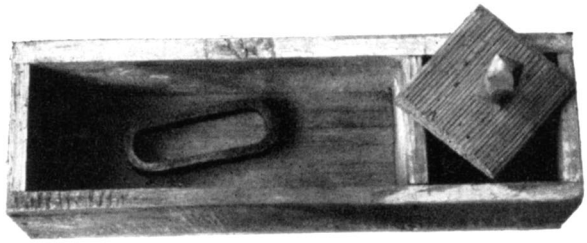


Abb. 2. / Feuerlade aus Holz, nach der Erinnerung gearbeitet von einem Einwohner Fahrenwaldes, Kr. Prenzlau.

nere ist etwa 6×6 Zentimeter groß, während das längere 17×6 Zentimeter mißt. Das kleinere Fach ist mit einem Deckel versehen. In dieses kam wohl Zunder und Schwefelfaden, während das längere zur Aufnahme von Feuerstahl und Stein diente. Ländlicher Kunstsinn wird diese Feuerladen stellenweise wohl auch geschmackvoll verziert haben durch Kerbschnitt oder bunte Farben. Leider ist mir keine solche Feuerlade zur Zeit aus der Uckermark bekannt. Nicht immer waren diese Laden aus Holz. Eine Besonderheit der Mark scheinen Feuerladen aus Terrakotta gewesen zu sein, die aber wohl hauptsächlich in den Städten daheim waren (Abb. 3). So besitzt das



Abb. 3. / Feuerlade aus Ton mit 2 Fächern und Inschrift gegen Diebstahl.

märkische Museum eine solche aus dem Jahre 1774, auf der ein kleiner Vers verzeichnet ist, der eine Verwünschung gegen jeden enthält, der etwa die Lust empfinden sollte, sie sich unrechtmäßig anzueignen. Der Vers lautet:

„Dieſes Feuerzeug iſt mir lieb
wer mirs aber ſtilb
der iſt ein dieb.
Von dem Galgen auf das Radt
freſſen ſich die Raben ſat."

Der Verluſt eines ſolchen Feuerzeuges war dem Beſitzer jedenfalls ſchmerzlicher, als wenn ſich heute ein guter Freund ganz in Gedanken eine Schachtel Streichhölzer bei ſeinem Gaſtgeber einſteckt und mitnimmt. Verbreitet ſind als Feuerladen auch Blechkäſten geweſen. Alle dieſe Käſten waren trotz ihrer beſcheidenen Ausmaße doch zu groß und unbequem, um in einer Hoſentaſche Platz zu finden. Sie waren allein für den Hausgebrauch. Und doch wollte ſich der Landmann damals auch auf dem Felde zwiſchendurch einmal eine Pfeife anrauchen. Zu dieſem Zwecke ſteckte man Stein, Stahl und Zunder einfach in kleine Beutel oder Täſchchen und hatte damit gewiſſermaßen eine nie leer werdende Streichholzſchachtel bei ſich (Abb. 4). Dieſe uralte Feuererzeugung iſt vor dem Weltkriege in den modernen Feuerzeugen wieder zu neuem Leben erwacht. Sie verdanken ihr ſchnelles Aufblühen der damals eingeführten Zündholzſteuer. Sie ſind genau ſo dreiteilig wie das alte Schlagfeuerzeug, nur ſind

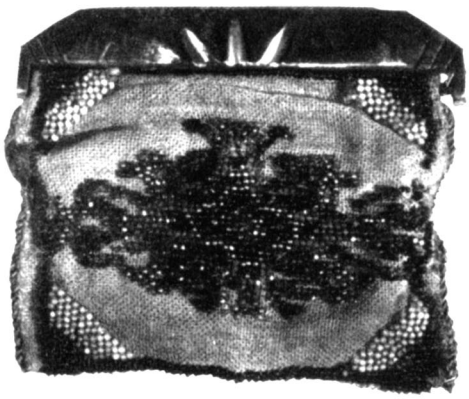


Abb. 4. / Taſchenfeuerzeug, perlgeſticktes Beutelchen an einem Feuerſtahl, darin Feuerſtein und Zunder.

bei ihnen alle drei Teile zu einem organiſchen Ganzen zuſammengewachſen, das ſelbſttätig nur auf einen Druck der Hand hin arbeitet. Zur leichteren Entzündung tränkt man bei ihnen heute den Zunder, meiſt einen Wollfaden, mit Benzin.

Eine beſondere Beſchreibung verdient aber noch der alte Feuerſtahl. Es laſſen ſich im Kreiſe Prenzlau zwei verſchiedene Formen des Feuerſtahls nachweiſen, die allgemein in Gebrauch waren (Abb. 4). Bei der einen Form iſt ein Eiſenſtab zu einem länglichen Oval zuſammengeſchmiedet. Der Stab iſt etwas über 1 Zentimeter breit. Die Oeffnung des Ovals beträgt etwa 2 Zentimeter,

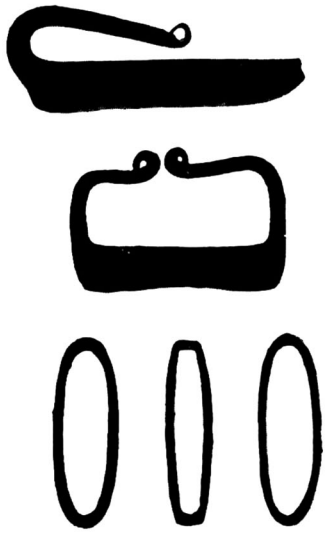


Abb. 5. / Feuerſtahl-Formen aus dem Kreiſe Prenzlau.

ſo daß man einige Finger hindurchſtecken kann, um es feſtzuhalten und dann den Schlag damit zu führen. Dieſe Form kommt auch in ſchwächerer Ausführung vor und bildet dann meiſt ſtatt eines Ovals ein länglich geſtrecktes Rechteck. Der Eiſenſtab beſitzt hier nur eine Breite von etwa 4 Millimeter und die Oeffnung des Rechteckes beträgt nur gegen 1,5 Zentimeter. Während die Hauptform einen ſoliden kräftigen Schlag verſprechenden Eindruck macht, wirkt die Abart ſchwächer und kraftloſer. Es findet ſich aber neben dieſer Form noch eine zweite, die mir aus dem Kreiſe Prenzlau nur in zwei Abwandlungen bekannt iſt, während die Grundform, auf die ſie zurückgeht, ſchon in der zweiten Hälfte des erſten Jahrtauſends aus einer großen Anzahl Funde in Nordeuropa vorliegt und heute noch im weſtlichen Rußland und in Galizien in Gebrauch iſt (Abb. 6). Bei dieſer Form ſind bei einem in der Mitte verdickten und dann nach beiden Enden ſich verjüngenden Eiſenſtab beide Enden nach rückwärts umgebogen, ſo daß ſie in der Stabmitte zuſammentreffen, wobei jedes Ende ſich zu einer kleinen Oeſe nach außen umbiegt. Von den Prenzlauer Stücken dieſer Form ſtammt das eine aus Fahrenwalde, das andere aus Grimme (Abb. 5). Bei dem Fahrenwalder Stück ſind die ſich verjüngenden Enden nicht nach rückwärts, ſondern erſt ſenkrecht hochgebogen und

dann waagerecht nach innen, so daß die ganze Form ein Rechteck bildet. Auch hier biegen sich die Enden zur Oese um. Das Grimmer Stück könnte man am besten wohl als die Hälfte der Hauptform bezeichnen. Es ist ein besonders kräftiger und starker Feuerstahl. Eine weitere aus Wolhynien vorliegende Form ist in der

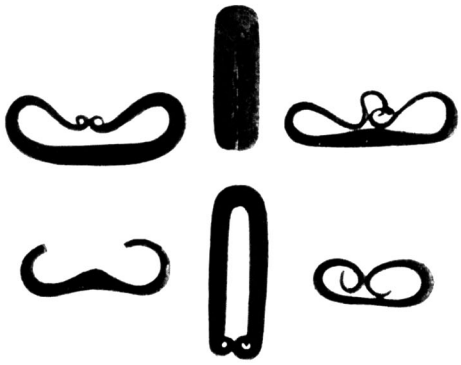


Abb. 6. ⁄ Feuerstahlformen aus Galizien und Wolhynien (Rußland).

Uckermark von mir nicht angetroffen. Bei dieser ist der Stab so zusammengebogen, daß etwa die Form eines Hufeisen-Magnetes entsteht (Abb. 6). Nur ist die Zusammenbiegung viel enger, so daß die umgebogenen Teile nur einen schmalen Schlitz freilassen. Auch bei dieser Form finden sich manchmal die Enden zur Oese umgeschlagen. Die letztere Form scheint aus älterer Zeit in Funden nicht vorzuliegen. Ebenso aber, wie die zweite Form, Abb. 5 oben, wie oben bereits erwähnt, bereits gegen Ende des ersten Jahrtausends in Nordeuropa nachzuweisen ist, geht auch die erste Form, Abb. 5 unten, in gleiche Zeit zurück, wie Funde aus Mecklenburg, Ostpreußen und anderen Orten lehren. Der noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Uckermark gebräuchliche Feuerstahl hat also in gleicher Form schon vor einem Jahrtausend dem damaligen Uckermärker zum Feuerschlagen gedient.

Wenn dem Reibefeuer in bestimmten Fällen auch größere Zauberkraft beigemessen wurde als dem Schlagfeuer, so wurde andererseits bei gewissen Handlungen nur mit Stein und Stahl erzeugtes Feuer verwandt. So wird in der katholischen Kirche in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert in der Regel am Karsamstag, früher auch am Gründonnerstag, nachdem in der Kirche alle Lichter gelöscht sind, auf dem Kirchhof das Osterfeuer entfacht und geweiht und an ihm die Osterkerze und alle Lichter und Lampen in der Kirche entzündet. Hierbei wird das Feuer mit Stahl und Stein entzündet. Bei diesem Vorgang feiert man gleichsam in regelmäßiger jährlicher Wiederkehr das erste einmal auf Erden erfolgte Aufflammen des Feuers als großes, heiliges Frühlingsfest. Doch die katholische Zeit, in der dies auch einmal in der Uckermark der Fall war, liegt Jahrhunderte schon zurück. Aber noch heute schützt man sich in der Mark gegen Spukgespenster, indem man mit Stahl und Stein Funken schlägt. Denn das können sie nicht vertragen. Aber auch beim Besprechen der Rose wird der Feuerstahl noch heute nach Mitteilung einer Landfrau im Kreise Ruppin gebraucht. Man schlägt dreimal Feuer mit dem Stahl, so daß der erzeugte Funke auf die Rose überspringt.

Manches kann der Feuerstahl erzählen. Er hat ja über 1000 Jahre gelebt und da hat er auch schon so manches von seinen Vorfahren gehört. Aber wenn er so recht erzählen und reden soll, dann mag er kein scharfes elektrisches Licht, sondern mag es am liebsten, wenn der Kienspan im Kamine brennt und karges Dämmerlicht in der Stube liegt, dann erzählt er leise von der Vergangenheit, und es klingt wie ein Märchen, das anfängt und schließt: Es war einmal.



Abb. 7. ⁄ Feuerstahl mit Messinggriff in Form eines laufenden Hundes, 18. Jahrhundert. Links davon Feuerstein.

Schlaflose Nacht.

Von Maria Schaefer.

Wachend lieg' ich in den Kissen — —
tief und dunkel ist die Nacht.
Schwarz wie eine Wand von Brettern!
Wie ein enger, dumpfer Schacht!
Und gequält, die Blicke leer,
werfe ich mich hin und her.
— — — — — — — — — — — — — — —
Draußen singt der Regen leise
seine ewig gleiche Weise.
— — — — — — — — — — — — — — —
Ewig die Gedanken kreisen.
Schlage ich sie zehnmal nieder,
kehren sie mir zehnmal wieder.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und es regnet ohne Ende! — —
Schließen sich des Himmels Schleusen
nie denn? — — — — — — — — — — —
— — und was singt der Takt
steter Tropfen unterm Fenster?
Worte, die mich angeklagt? ? !
— — — — — — — — — — — — — — —
Tor! Wer glaubt wohl an Gespenster!
— — — — — — — — — — — — — — —
Ach! Wenn ich doch schlafen könnte!
— — — — — — — — — — — — — — —
Horch! Ja! durch die Regenpforte
quellen Worte! — — böse Worte,
die ich einstmals selbst gesprochen;
drob ein treues Herz gebrochen — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Von der Ewigkeiten Tor
Kehrt das Echo ehern wieder.
Gellend schlägt es an mein Ohr,
fährt mir zitternd durch die Glieder
— — — — — — — — — — — — — — —
Und wie Keulenschläge kracht
dumpf herein die Mitternacht.

Mutter! Mutter! liebe Mutter!
spürst du denn in den Regionen,
wo die Seligkeit soll wohnen,
spürst du da denn noch die Wunden —
all' die Wunden — —
die dein Kind, dein Kind dir schlug?
— — — — — — — — — — — — — — —
Und in mitternächt'gem Dunkel
schaut aus ihrem Leichentuch
mich ihr Auge traurig an —
und ich fühl' den Blick mit Beben,
und mit Scham.
— — — — — — — — — — — — — — —
Draußen rinnt der Tropfen Fall —
sagt er: „hab' dir längst vergeben?"
— — — — — — — — — —?
Da — der Glocke harter Schall:
Eins! — — — — — —
— — nun möcht' ich Ruhe finden!
Gott vergeb' mir meine Sünden!

Zwitschert ein Vöglein draußen am Steg,
flattert ans Fenster — — husch! — nun ist's weg.
Hör' ich sein Rufen, sein ängstliches Zirpen
lang noch im Ohr; — —
— — — — — — — — — — — — — — —
bis sich's verlor.
— — — — — — — — — — — — — — —
Sucht' es sein Bräutchen? fand es sein Nest nicht?
Oder hat es nur bange geträumt?
War es ein Seelchen, das sich versäumt?
Fliege, o fliege zum himmlischen Licht!
Hoch übers Sternenzelt schwing' dich hinauf.
Ist auch die Himmelstüre noch auf?
Mein liebes Seelchen, bange dich nicht!
Seelchen, lieb' Seelchen! bitte für mich!
— — — — — — — — — — — — — — —
Wie ist es stille! — — still wie im Grab.
Nur ticke-tack.
Ticke-tack, ticke-tack geht meine Uhr.
Regen verrauscht und schlafend die Flur.
Stört mich der Lärm erst, schreckt mich jetzt Ruhe.
— — — — — — — — — — — — — — —
Ticke-tack — ticke-tack — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
da bei der Truhe
knispert's und wispert's. — — —
— — — — — — — — — was das wohl will?
sickert zu Boden — — — — — — — — —
— — — — — — — — — nun wieder still.
— — — — — — — — — — — — — — —
So wohl im Sarge mag man es hören,
wenn draußen Erde rieselt herab.
— — — — — — — — — — — — — — —
Bin ich denn? — — bin ich denn jetzt schon im Grab? !
Lebend begraben! ha! bin ich's denn nicht? !
Knarren Gebeine? — — — —
— — nein, nur das Gewicht
von meiner Uhr. — Nun schlägt es zwei.
Immer noch ist die Nacht nicht vorbei!

Ist der Mond wohl aufgegangen?
Deutlich an der weißen Decke
zeichnet sich das Fensterkreuz.
Gleitet mählich aus der Ecke —
gleitet langsam hin zur Wand,
legt sich, wie ein schlichter Rahmen
um ein Bild — mein Heimatland.
Dort der Weg, so oft begangen,
den wir schritten, ich und du — —
und das Haus, von Glück umfangen,
und die Bank: „Agatens Ruh."
Könnt' ich doch durchs Fenster blicken
durch der Rosen froh Gerank —
hört' noch einmal mit Entzücken
Deiner Stimme süßen Klang.
Ach! die Zeit ist längst vorbei!
Glückeszeiten eilen schnelle — — —
Heut' will's nur nicht von der Stelle!

— — — — — — — — — — — — — —

Endlich, endlich schlägt es drei.

O diese Hähne!
ermüden sie nie!!
Von nah, von ferne:
Kikerikih!
Und stets von neuem
Kikerikih!
Raubst mir die Ruh, verwünschtes Getier!

— — — — — — — — — — — — — —

Da horch! jetzt die Turmuhr:
Eins — zwei — drei — vier!

Schlummer! steig' zu mir hernieder!
Morpheus! Morpheus, trauter Gott!
tritt erlösend an mein Lager!
senke Schlaf auf meine Lider!

— — — — — — — — — — — — — —

Da hebt's schwindelnd mich empor
hoch und höher, wie ein Wunder
Wellen rauschen mir im Ohr — —

— — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich fall' ich jäh herunter.
Tief aus allerhöchsten Höh'n.
Zuckend bleibt das Herz mir stehn.
Was mich traf? — — — ?!

— — — — — — — — — — — — — —

Lacht ein wildes Teufelsheer:
„Glaubst du immer noch an Schlaf?!
o du Tor! für heut' nicht mehr!!"

Schlaf, so will ich dich denn zwingen!
Fester Wille scheucht den Bann!
Ich will zählen, Aehren wiegen —
Ich *will* schlafen! — — —
— — — Eit'ler Wahn!
Schlaf und Wachen, wie zwei Feinde
kämpfen sie bis auf das Blut.
Hinterm Vorhang meiner Augen
seh' ich rote Feuersglut.
Gift'ge Pfeile, spitze Lanzen —
tausend glühende Funken tanzen
auf und ab in wilder Wut.
Und jetzt seh' ich auch Gesichter
angsterfüllt und haßentstellt
und zu Tod gehetzte Leiber
die man sterbend noch verhöhnt

— — — — — — — — — — — — — —

bis in dieses Trümmerfeld
laut vom Turm es fünfe dröhnt.
Doch der Bilder wüster Greuel
jagt noch hinter meiner Stirn.
Wie ein wildverworrnes Knäuel
quält sich's schmerzend durchs Gehirn,
und die Pulse glühn und hämmern.
Fünf? — — dann wird es sechse schlagen,
denn die Zeit steht ja nicht still!
Einmal muß die Qual doch enden!

— — — — — — — — — — — — — —

Ob es noch nicht tagen will?
Ja, da draußen schleiert Dämmern?

— — — — — — — — — — — — — —

Mattes Dämmern hüllt mich ein.
Endlich schlägt den dunklen Mantel
um mich süßes Stillesein.
Leis zirpt der Kanarienvogel
(wie von ferne hör' ich's nur)
Eines Wagens dumpfes Poltern

— — — — — — — — — — — — — —

schon verklungen ist die Spur.

— — — — — — — — — — — — — —

Gleich, wie tot
fällt das Haupt zur Seite mir.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Da! — wer schellt an meiner Tür?!

— — — — — — — — — — — — — —

's ist der Wecker! schwere Not!
(wäre er doch stehn geblieben!)
Ohn' Erbarmen das Gebot:
An die Arbeit! — —
— — — es ist sieben!

Der Kußwalzer. / Eine kleine wahre Dorfgeschichte.

Von R. Sendke-Prenzlau.

Der Walzer ist mehr als ein bloßer Tanz; er ist ein lyrisches Gedicht. Jeder, der sich in jungen Jahren mit seiner Herzliebsten auf seinen Tonwellen gewiegt hat, wird dieser meiner Meinung beipflichten. Das, was man heutzutage Tanz nennt, als z. B. der Foxtrott, der Shimmy, der Charleston — (zerbrich nicht die Zungenspitze, lieber Leser!) — und wie das dumme englische Getrippel und Gezappel sonst heißen mag, reicht dem deutschen Walzer nicht an die Schuhsohlen. Und nun gar erst der Kußwalzer, wie er vor siebenzig und mehr Jahren die tanzende Jugend bewegte! Er trug seinen Namen mit Fug und Recht; denn jede Tänzerin war verpflichtet, ihrem Herrn während des Schleifens unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten einen Kuß zu spenden. Das Vorspiel zu diesem Kusse bildete eine schöne, tiefsinnige, vom gemischten Chor der Tanzenden gesungene Strophe, die also lautete:

„Warum bist du denn, mein Kind, so
Ich bin aller Freuden voll, [traurig?
Ist die Nacht auch noch so schaurig,
Tut doch jeder, was er soll.
Drum gib mir einen Kuß
Mit Freuden und Genuß!"

Während der letzten Worte dieser Strophe erhoben die Paare die Arme mit den verschränkten Händen so, daß ein schöner gotischer Bogen entstand; und unter der Spitze dieses Bogens trafen sich dann die beiderseitigen Lippen zum Kuß.

Es hat immer Leute gegeben, die das Strahlende gern schwärzen. Sie gingen auch dem Kußwalzer zu Leibe, indem sie behaupteten, daß da Heuchelei im Spiele sei, weil durchaus nicht alle Küsse „mit Freuden und Genuß" gespendet würden; auf dem Tanzplatze aber müsse eitel Wahrheit und Ehrbarkeit herrschen. Die Opposition gewann starken Anhang, und so kam es denn, daß der Kußwalzer zum stillen Kummer manches Jünglings und mancher Jungfrau zuzeiten meiner Kindheit von den heimatlichen Tanzplätzen verdrängt wurde. Dennoch soll er hie und da in der Neumark in arg verstümmelter Gestalt ein kümmerliches Dasein fristen. So viel aus der Naturgeschichte des Kußwalzers, und nun zu einem Ereignis, das in seine Glanzperiode fällt. —

Es war 8 Tage vor Pfingsten. Zum zweiten Feiertage war im Kruge zu Vagemühl ein Gesindeball angesetzt. „Frieta Niemann" (sprich: Friedrich Neumann!), der Musikant aus Grünberg, war bestellt. „Frieta" war zwar nur ein einfacher Landarbeiter, aber er hatte sich nebenbei auf der Geige einen hohen Grad von Kunstfertigkeit angeeignet. Vier Tänze konnte er meisterhaft spielen, und zwar mit mancherlei Modulationen, nämlich den Kußwalzer, noch einen anderen Walzer und zwei Polkas. Diese, die Polkas, hatten auch ihre poetischen Texte, die häufig beim Tanze gesungen wurden. Sie lauteten ad I: „Lott is dot, Lott is dot, Jula liagt in 'n Groaben", ad II: „Ritts intwei, denn ritts intwei, denn loats ma immer rieten!" (Unter Lott und Jula wolle der Kalenderfreund sich zwei Pferde vorstellen.) Vermittelst dieser Tänze und seiner Geige gelang es unserm „Frieta" ohne fremde Mitwirkung regelmäßig, unsere tanzende Dorfjugend in einen Grad frohsinniger Begeisterung zu versetzen, die unserer nüchternen, foxtrottenden Gegenwart bereits völlig wesensfremd ist. Die Mägdelein offenbarten nämlich ihr „himmlisches Behagen" während des Tanzes, indem sie im allerhöchsten Sopran mit solcher Kraft und Ausdauer kreischten, daß es weithin in die Dorfstraße erklang. Die Tänzer ihrerseits wollten bei deraleichen hinreißenden Gefühlsäußerungen ihrer Damen auch nicht feiern und sekundierten, indem sie aus Leibeskräften „Hiiii .... hich!" schrieen. Hierbei wurde fleißig das „In-d'Schächt-schloan" geübt. Dies geschah, indem der Tänzer die Taille seiner Dame einen Augenblick fahren ließ und während des Juchzers mit der flachen Hand klatschend auf seinen rechten Stiefelschaft schlug. (N.B. Die Tänzer trugen damals bei feierlichen Gelegenheiten nur „Langschäftige".*)

Gottfried Plötz hatte das achtzehnte Lebensjahr vollendet. Er führte das Ochsen-

*) Das Kreischen und Juchzen beim Tanzen zu unterlassen, wäre als ein Verstoß gegen die bessere Sitte aufgefaßt worden. Noch vor etwa 30 Jahren fand es eine junge Arbeiter n aus Wallmow, die in Battin auf einer Hochzeit gewesen war, unerhört, daß dort beim Tanz nicht gekreischt wurde.

gespann des Gemeindevorstehers Christian Ruthenberg zu dessen besonderer Zufriedenheit und durfte daher als vollberechtigter Tänzer, nicht nur als Zuschauer, auf dem Ball erscheinen. Sein Ballanzug war komplett. Er bestand aus einer neuen, grünkarierten Nesseljacke, einer ziemlich gut erhaltenen, vom Großvater ererbten Lederhose, den herkömmlichen Langschäftern und einer blauen Tuchmütze mit breitem, glanzledernem Sturmriemen. Dieser, der Sturmriemen, war bestimmt, die bei Pfingstbällen übliche knallrote, faustdicke Päonie festzuhalten. So wäre alles in bester Ordnung gewesen, wenn nicht das Allerwichtigste, nämlich die Balldame, gefehlt hätte. Man konnte zwar auch ohne dies Hauptstück zum Ball gehen, aber da galt man doch nicht mehr als das fünfte Rad am Wagen. Gottfried überlegte. Die beiden Dienstmädchen seiner Herrschaft hatten ihre Ballherren; da war nichts zu machen. Aber Nachbar Kerstens siebenzehnjährige Kleinmagd, Annstina Bergemanns, war noch frei; dort war vielleicht unterzukommen. Gottfried beschloß anzufragen. Nach dem Abendbrot postierte er sich vor dem Torweg. Hier mußte Annstina vorüber kommen, wenn sie, was regelmäßig geschah, während der Feierstunde zu ihren Eltern ging. Er brauchte denn auch nicht lange zu warten, sie kam. „Annstina," fragte er nach dem üblichen Gruß, „müchst du woll 'n tweten Pingstdag mi Balldam sind?" Annstina lächelte. „Wenn du 'n Kußwalzer danzen kast," gab sie zurück, „denn kann d' losgoahn." Dann nickte sie freundlich und ging weiter. Das Wort: „Wenn du 'n Kußwalzer danzen kast" schlug ein bei Gottfried. In seinem Inneren erhob sich ein Tumult. Er hatte ja schon oft sehr aufmerksam zugeschaut, wenn die andern ihn tanzten; er konnte auch die dazu gehörige Strophe singen; aber würden denn auch seine etwas nach außen stehenden Füße die richtigen, taktgemäßen Schleifer machen können? Gottfried lehnte sich an den Torweg und überlegte geraume Zeit. Allmählich flaute der Sturm in seinem Inneren ab. „So jeit't," murmelte er, indem er mit der Rechten eine energische Bewegung machte, und wandte sich nach dem Hofe. —

Vater Ruthenberg hatte die Gewohnheit, in der Dämmerstunde seine sämtlichen Viehställe zu inspizieren. Er wußte, daß des Herrn Auge nicht bloß die Pferde, sondern auch die Rinder, Schafe und Schweine fett macht. Als er an diesem Abend im dunklen Hintergrunde des Kuhstalles neben der Kälberbucht stand und den Blick über sein Hornvieh gleiten ließ, das sich größtenteils schon zur Nachtruhe auf die Streu gestreckt hatte, erschien plötzlich Gottfried in der Tür der gegenüber liegenden Stallseite. Von seinem Ochsengespann, das der Tür zunächst stand, hatte sich Stern, der riesige Mittelochse, noch nicht gelagert. Behaglich wiederkäuend dämmerte er vor sich hin. Gottfried ergriff flugs die Schwanzquaste des braven Stern, setzte sich in Positur und hub an, den Kußwalzer zu üben. Den Schwanz sanft hin und her schwenkend, schleifte er, seinen mächtigen Holzschuhen zum Trotz, graziös mit dem rechten Fuß nach links, mit dem linken nach rechts und sang dazu:

„Warum bist du denn, mein Kind, so traurig?
Ich bin aller Freuden voll."

Bei dem Stichwort:

„Drum gib mir einen Kuß
Mit Freuden und Genuß!"

hob er den Ochsenschwanz bis zur Höhe seines Scheitels empor und machte, eine Spanne vom Spiegel des Ochsen entfernt, laut schmatzend die Pantomime des Küssens. Der brave Stern wendet den Kopf. Er unterbrach unwillkürlich das Wiederkäuen und schaute mit einem ernsten, fragenden Blick der seltsamen Beschäftigung seines jungen Führers zu. Ob er wohl ahnte, daß er in diesem Augenblick die Ehre hatte, der berufene Vertreter einer hübschen Balldame zu sein? —

Vater Ruthenberg erstaunte zwar zunächst, als er den guten Gottfried so tanzen sah; aber als kluger, welterfahrener Mann erkannte er sogleich den Zweck der Uebung und schaute eine kleine Weile stillvergnügt zu. Als der lernbegierige Tänzer nach der sechsten Uebung eine Atempause machte, rief er ihm wohlwollend zu: „Gottfried, ick löw, nu kast 'n riskeern." Gottfried stand einen Augenblick wie vom Donner gerührt und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die dunkle Kälberecke hinüber; dann stürzte er Hals über Kopf zur Tür hinaus. An diesem Abend suchte er sein Lager im Pferdestall ungewöhnlich spät auf.

Die eigentliche Geschichte ist hier zu Ende. Es bleibt nur noch nachzutragen, daß Gottfried am zweiten Pfingsttage mit seiner

Erwählten zum Ball ging, daß er auf Grund seiner Vorübung mit Stern flott den Kußwalzer tanzte, und daß aus ihm und Annstina nach sieben oder acht Jahren ein glückliches und zufriedenes Ehepaar wurde. Auch eine bemerkenswerte Bereicherung seiner Weltklugheit brachte unserm Gottfried der zweite Pfingsttag. „Wem sich nich to helpen wett, de is nich wert, datta in Verlegenheit gerött," pflegte er nämlich später immer zu sagen, wenn er hörte, daß irgend jemand in der Klemme steckte. Diesen unanfechtbaren Weisheitsspruch hatte er ohne Zweifel aus seinem hier geschilderten Erlebnisse geschöpft.

Abend

Gedichte von W. Groß, Prenzlau

Dämmerung.

Es flechten um die entflammten Föhren
schon blaue Lichter ihr Abendlied.
Geh' leise, willst du es nicht verstören
und lausche, wenn es vorüberzieht.

Die Schollen hauchen in Dampf gebadet
die heiße Last ihres Tags darein,
du trinkst, von heiliger Ruh' begnadet,
der Stunde leuchtenden Widerschein.

Bitte.

Ich möcht' vom Leben nichts begehren
als eine stille Stund' am Tag,
da alles Hasten sich verzehren
und jede Lust verrinnen mag.

Von allem Schönen dann erborgen
in diesem einen Stündelein
die ungebroch'ne Kraft für morgen:
Wie froh müßt solche Stille sein!

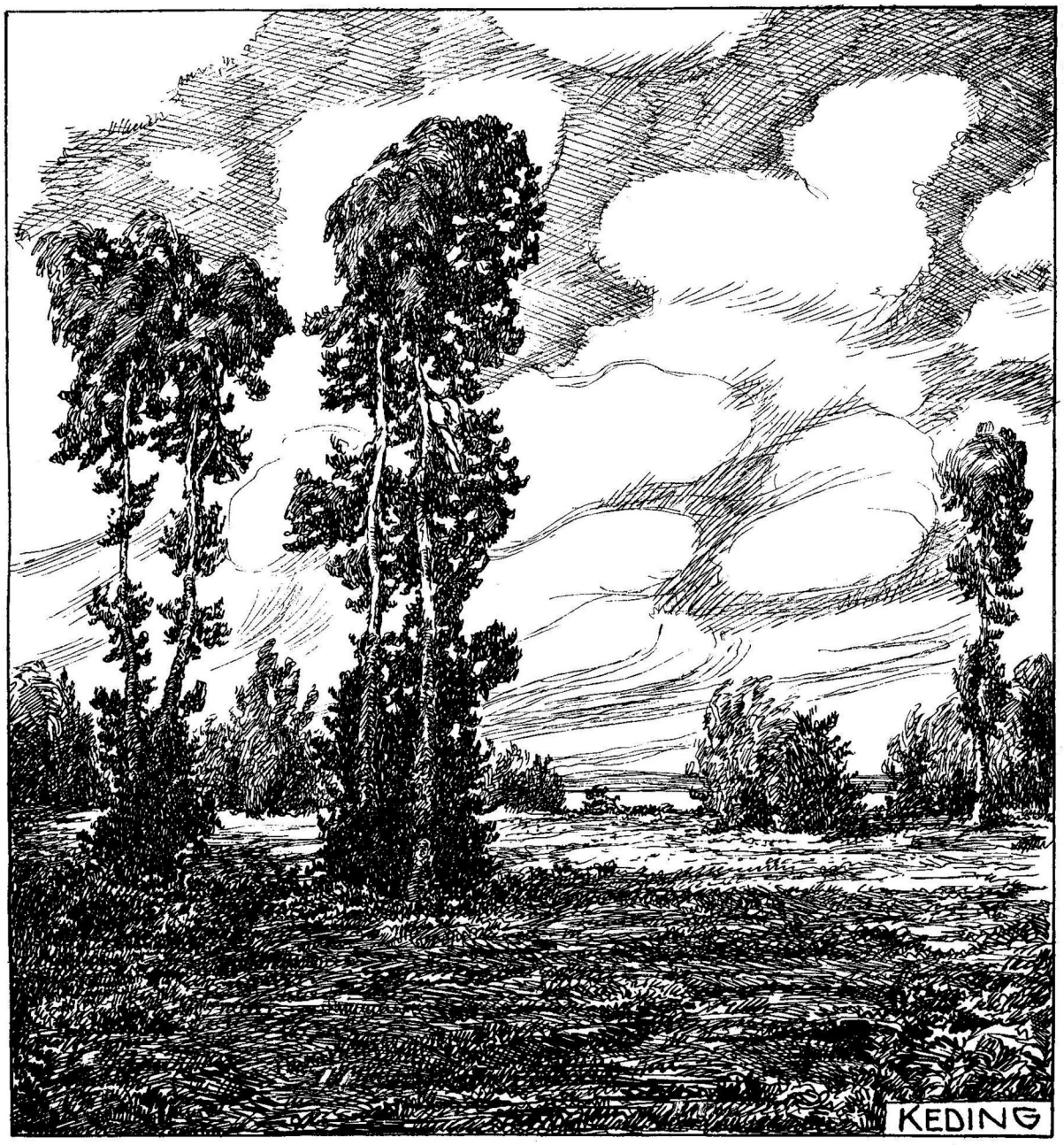
Segen.

Drüben läuten noch die Glocken.
An den losen Blütenflocken
zupft ein später, leiser Wind,
und die Dämmerung verrinnt.

Unterm Klange müder Geigen
fällt die Nacht aus den Geigen.
Aber meine Seele geht
lichtwärts zu dir im Gebet.

Gebet.

Komm, ach komm in meine Nähe!
Laß noch einmal um mich stehen
meines Tages schönste Bilder;
und wenn deine Schwingen milder
mich und schlafbeschenkt umwehen,
daß ich alles lichtfroh in mir sähe:
Decke mich mit deinem Schatten zu,
sternenstille, flügelweiche Ruh'!



Abend bei Röpersdorf. Zeichnung von W. Keding.

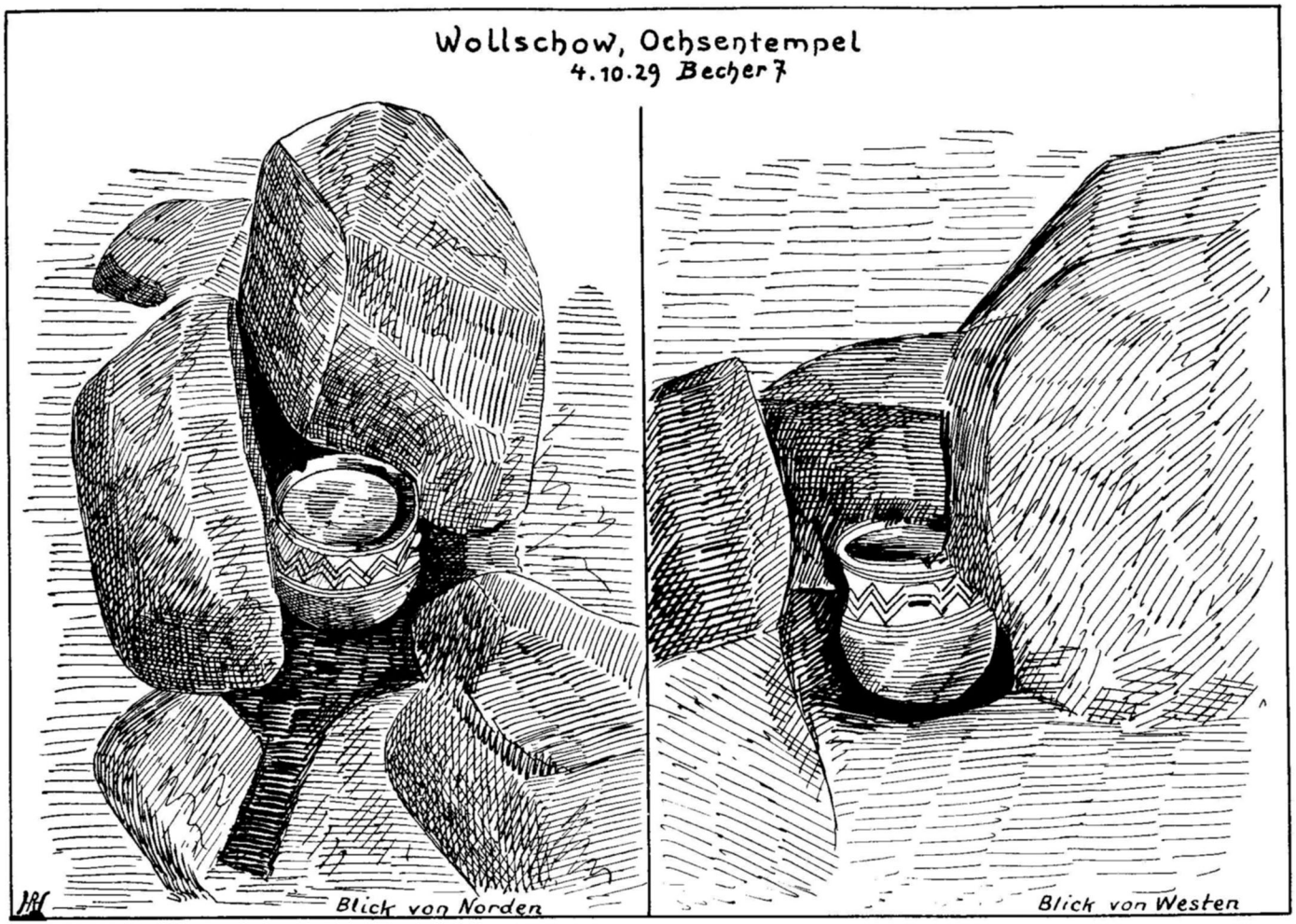


Abb. 10 / Becher 7 (mit Zickzackverzierung) in der Steinpackung.

Zeichnung von C. Umbreit.

Der Begräbnisplatz auf dem „Ochsentempel" bei Wollschow.

Von Dr. A. Kiekebusch, Direktor der vorgeschichtl. Abteilg. des Märkischen Museums in Berlin.

Im letzten Jahrgang des Heimatkalenders haben wir uns eingehend mit den Wollschower Riesensteingräbern beschäftigt. Diesmal nimmt eine andere Fundstelle der Wollschower Feldmark unser Interesse in Anspruch.

Als ich zum ersten Male in Wollschow war, erzählte mir Herr Bresin, daß er auf einem Ackerstück des Herrn Bauerngutsbesitzers Hasenbank vor langen Jahren einen ganzen Sommer hindurch sonntäglich eine Stelle untersucht habe, die äußerlich kenntlich gewesen wäre durch aufrecht gestellte Steine, welche um eine Packung herumstanden. Von dem Besitzer selber und von Herrn Lehmann, dem Lehrer des Ortes, wurde von „Steinkisten" gesprochen, die auf dem bezeichneten Platze gestanden hätten. Damals wäre das Gelände noch nicht beackert worden. Es hätte wüst gelegen und wäre mit wildem Strauch- und Buschwerk, namentlich Wacholder, bewachsen gewesen.

Der „Ochsentempel" oder „Ochsenkirchhof", wie er auch genannt wird, ist eine aus der Eiszeit stammende steinige Ablagerung, die sich halbinselartig inmitten eines niedrigen, früher sicher sumpfigen und schwer zugänglichen Wiesengeländes erhebt. Nur nach einer Seite hin steht sie mit Ackerfeldern in Verbindung, die auch in der Urzeit schon immer oder mindestens zumeist trocken gelegen haben. Der Ochsentempel selber liegt so hoch, daß er seit dem Ende der Eiszeit niemals überschwemmt worden und immer bewohnbar gewesen ist. Auf den Menschen der Urzeit mußte dieser Fleck eine gewisse Anziehungskraft ausüben. Es wäre gar nicht verwunderlich gewesen, wenn wir an dieser Stelle auf Spuren einer vorgeschichtlichen Wohnstätte gestoßen wären. Die Vorbedingungen dazu waren durch die Art des Geländes in vollem Umfange gegeben. In der nächsten Umgebung war damals Wasser in Fülle vorhanden, und die Lage innerhalb einer sumpfigen Niederung bot Schutz vor überraschenden Angriffen. Trotzdem ist nicht eine Spur menschlicher Siedlungen gefunden worden. Wohl aber hat der Mensch der Vorzeit an diesem Platze seine Toten begraben, vielleicht sogar zu verschiedenen Zeiten.

Wie aber war Klarheit zu erhalten über die Anlage der Grabstätten? Bei der Urbarmachung des Landes muß alles, was über den Boden emporragte, beseitigt worden sein, ja die für die Beackerung notwendige Einebnung der kuppenartigen Erhöhung mußte sogar teilweise recht tief gegriffen und vieles zerstört haben, was unter gewöhnlichen Umständen erhalten geblieben wäre. Und nun erst die frühere Durchsuchung des Geländes nach Altertümern. War da überhaupt noch einige Hoffnung übrig, irgendeine wichtige Beobachtung machen zu können?

Und doch, der Flurname und die Angaben der Ortseinwohner waren so merkwürdig, daß wenigstens ein Versuch unternommen werden mußte — selbst auf die Gefahr hin, alles durchwühlt und zerstört zu finden.

Der Flurname „Ochsenkirchhof" allerdings war nicht gerade verlockend. Es schien sogar einigermaßen wahrscheinlich, daß er als Hinweis auf eine Stätte betrachtet werden müsse, an der einst während irgend einer Pestzeit Rinderkadaver in großen Mengen verscharrt worden sind. Aber auch davon hat sich bis jetzt keine Spur gefunden. Der Flurname Ochsentempel ließ schon mehr darauf schließen, daß es sich vielleicht um einen Platz handeln könne, der durch alle Zeiten hindurch den Bewohnern der Umgegend eine gewisse Ehrfurcht einflößte. Der „Tempel" konnte die Erinnerung festhalten an eine alte Kultstätte, aber auch an irgend einen anderen „geweihten" Platz, vielleicht doch eine Begräbnisstätte, wodurch der Name „Kirchhof" wieder zu Ehren kommen würde. Die Untersuchungen haben letztere Vermutung vollauf bestätigt. Der Ochsentempel oder Ochsenkirchhof ist in der Tat eine Begräbnisstätte gewesen, ein Platz also, der einst den Bewohnern der Umgegend heilig war. —

Wie sind wir zu dieser Erkenntnis gekommen?

In den ersten Apriltagen 1929 arbeitete ich mit einer stattlichen Schar erfahrener Hilfskräfte auf der Wollschower Feldmark an verschiedenen Stellen. Bei dieser Gelegenheit wurden ja auch die im vorjährigen Kalender veröffentlichten Riesensteingräber untersucht. Auch das Problem des Ochsentempels sollte gelöst werden, wobei namentlich die Herren Krügel, Umbreit, Studienrat Busekist, Liebchen, Stroberger, Steinborn und die Studenten Bolz und Nowothnig tätig waren.

ten sämtlich Spuren des Leichenbrandes. Man hatte den Eindruck, daß hier einmal Urnen gestanden haben, die beim Umarbeiten oder Beackern des Bodens in Trümmer gegangen waren. Die Leichenbrandreste sind dabei zerstreut worden und liegen nun überall umher. Standplätze einstiger Grabgefäße konnten jedoch noch auf drei Plätzen festgestellt werden. Die Gefäßreste ohne Verzierung wiesen noch am ehesten auf die Bronzezeit. An den drei Stellen häuften sich Steine, Scherben und Knochenreste so, daß man mit einiger Sicherheit vermuten durfte, es mit einst vorhandenen Urnenbegräb-

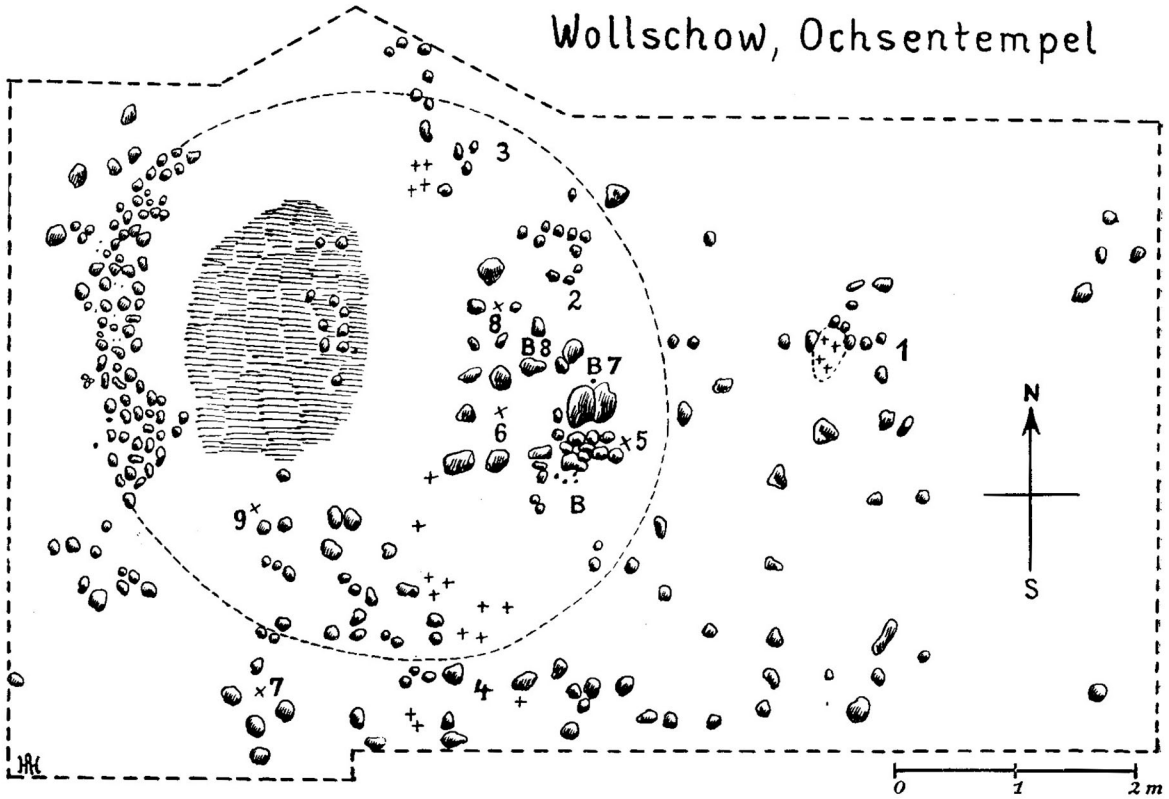


Abb. 1.
Kreisförmige Grube mit Steinpackung im Nordwesten.

Nachdem die etwa 25 Zentimeter starke Ackerschicht beseitigt war, stießen wir auf eine nur noch in ihren Resten erhaltene Steinpackung. Man sah ihr an, daß sie an den meisten Stellen zerstört war. Nur hin und wieder fanden wir noch eine Anzahl von Steinen im Zusammenhange miteinander. Auf und zwischen den Steinen beobachteten wir Gefäßscherben und Knochenreste; letztere zeig-

nissen zu tun zu haben. Besonders die auf dem Plan verzeichneten Stellen 1 und 3 sprachen dafür. Etwas zweifelhafter erwies sich Stelle 2, wo sich nur Scherben, Steinchen und Branderde vorfanden. Dagegen tauchte sehr bald eine neue Stelle (4) auf, die innerhalb einer ziemlich regelmäßigen Packung Schädel- und Röhrenknochenstückchen ergab.

Alle bisherigen Beobachtungen ließen vermuten, daß Herr Bresin mit seiner Angabe einer Steinpackung im Rechte war. Leider

war diese Packung beinahe an allen Stellen arg beschädigt. Innerhalb des von uns freigelegten Gebietes hob sich aber schon eine ungefähr kreisrunde Grube deutlich ab, deren Osthälfte im Horizontalschnitt mit ihren Grenzen erfreulicherweise klar zu erkennen war. Der Nordsüddurchmesser dieser Grube betrug 4½ Meter. Es war nicht unwahrscheinlich, daß wir in dieser kreisrunden Grube die gesuchte Grabstelle vor uns hatten, die ursprünglich von einer regelmäßigen Steinpackung bedeckt und deren Rand mit größeren, aufrecht gestellten Steinen markiert war. Natürlich mußte man auch damit rechnen, daß wir in der Halbkreislinie die Grenze des von Herrn Bresin umgegrabenen Gebietes vor uns hatten. Mit großer Wahrscheinlichkeit durften wir aber annehmen, daß die Bresinsche Grabungs- und die ursprüngliche Packungsgrenze im großen und ganzen zusammenfallen; denn für Herrn Bresin war die Packung ja doch der Anhaltspunkt für seine Durchsuchung des Bodens. Diese Vermutung hat sich denn auch im weiteren Verlauf der Grabung in überraschender und jeden Zweifel tilgender Weise bestätigt. An der Nordwestperipherie der kreisförmigen Grube war ein Teil der Packung unversehrt geblieben. Zwar war der Streifen nicht allzu umfangreich. Er maß in der Länge 2,50 Meter, in der Breite 0,50 Meter. Da dieser Teil der Packung ganz unberührt vorgefunden wurde, so war es leicht, von diesem Kreisabschnitt aus den ganzen Kreis zu ergänzen und diese Ergänzung fiel in ihrem östlichen Teile vollkommen zusammen mit der schon bei der ersten Grabung aufgefundenen halbkreisförmigen Grube.

So war dieser Teil des Problems völlig geklärt. Die hauptsächlichste Begräbnisstätte war ehemals gekennzeichnet durch eine regelmäßige Steinpackung, die nur 30 Zentimeter unter der heutigen Ackerfläche liegt. Früher muß diese Packung naturgemäß von stärkeren Erdschichten bedeckt gewesen sein; wir sahen ja, daß von dieser höchsten Kuppe des Ochsentempels bei der Einebnung zwecks Herrichtung des Ackers ganze Erdmassen an die niedriger gelegene Umgebung abgegeben sein müssen.

Da wir nach unseren eigenen Beobachtungen und nach den Aussagen Bresins annehmen müssen, daß die Packung ursprünglich über der kreisförmigen Grube in vollem Umfange zu finden war, so sind wir gezwungen, anzunehmen, daß die Urnenbegräbnisse auf oder über der Packung angelegt worden sind. Dafür spricht auch die Aussage des Besitzers, des Herrn Hasenbank, daß seine Knechte beim Pflügen wiederholt auf Urnen gestoßen seien, die natürlich immer zertrümmert wurden. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die Urnenbegräbnisse nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der kreisförmigen Packung und der unter ihr liegenden Grube stehen; denn die Fundstellen 1 und 4 der Urnenbegräbnisse liegen teils ganz (wie bei 1) und teils wenigstens teilweise (wie bei 4) außerhalb des Kreises.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören die Urnenbegräbnisse einer späteren Zeit an als das Hauptgrab mit seiner kreisförmigen Steinpackung.

Was war nun noch an dieser wichtigsten Stelle zu beobachten. Die Befürchtung, daß der größte Teil der kreisförmigen Grube schon einmal durchsucht war, bestätigte sich in vollstem Maße. Trotzdem wurde unsere Sorgsamkeit, die jedes Kubikzentimeter noch einmal unter die Lupe nahm, in schönster Weise, ja geradezu überraschend belohnt.



Abb. 2 / Becher mit Tannenzweigmuster 1:3



Abb. 3 / Becher mit Zapfen und Zickzack 1:3.

Schon bei der ersten Grabung im April 1929 stieß Herr Krügel unter der Stelle 4 innerhalb des östlichen Halbkreises in einer Tiefe zwischen 70 und 80 Zentimeter auf einen Becher und dicht neben diesem, etwa 10 Zentimeter tiefer, stand ein zweiter, etwas größerer. Beide standen in losem Sande. Die Stelle war seit der Anlage des Begräbnisses niemals wieder berührt worden; andernfalls hätten die Becher nicht mehr in dem ausgezeichneten Zustande gefunden werden können.

(Abb. 2 und 3.) Noch etwa 10 Zentimeter tiefer, also zwischen 1 Meter und 1,20 Meter Tiefe, fand sich eine Packung von etwa 10 bis 15 Zentimeter im Durchmesser messenden Steinen und zwischen diesen Steinen lagen, größtenteils zerdrückt, aber in allen ihren Teilen noch vorhanden, vier weitere Becher (Nr. 3—6). Sie waren augenscheinlich von Steinen umstellt worden. Die Steinpackung ist durch den auf ihr lastenden Erddruck zusammengestürzt und hat die Becher zerdrückt. Unsere Abbildungen (4—6) zeigen, daß es gelungen ist, alle Formen wiederherzustellen.



Abb. 4 / Becher mit Tannenzweigmuster 1:2.



Abb. 5 / Becher mit 2 Ösenhenkeln und Tannenzweigmuster 1:3.



Abb. 6 / Becher mit Henkelösen. 1:2.

Da im Verlauf der Ausgrabung an anderen Stellen noch 2 ähnliche Becher gefunden wurden (Nr. 7 und 8, Abb. 7, 8 und 8a), so wäre jede Mühe schon reichlich belohnt gewesen, selbst wenn wir bei Fundstelle 8 in 1,05 Meter Tiefe nicht noch ein Steinbeil, weiter in 80 Zentimeter Tiefe eine Pfeilspitze aus Feuerstein und außerdem sogar noch eine Feuersteinlanzenspitze gefunden hätten.

Vor allem gaben uns die eigenartig geformten „geschweiften" Becher mit ihrer ebenso



Abb. 7 / Becher 7 mit Zickzack 1:2.



Abb. 8 / Becher 8 mit Zapfen 1:3.

eigenartigen Verzierung die unbedingte Gewißheit, daß wir uns mit diesem Grabe in dem uns schon vertrauten Gebiete der Oderschnurkeramik befinden. Ist doch damit zugleich die Zeit einigermaßen bestimmt. Es handelt sich um den Ausgang der Steinzeit, vielleicht schon um den Uebergang zur Bronzezeit oder deren Beginn. Die Grenzen zwischen diesen beiden Perioden der märkischen Vorgeschichte können ja unmöglich scharf gezogen werden. Damit wird uns die Fundstelle aber zwiefach interessant; führt sie uns doch sogleich wieder mitten in ein Problem, dessen Lösung uns neue Aufgaben stellt.

Bezüglich der Frage Stein- oder Bronzezeit könnten vielleicht die dürftigen Bronzefunde eine Rolle spielen. Bei 6 wurde ein kleiner Bronzering in 0,70 Meter Tiefe gefunden, bei 7 ein bronzenes Ringbruchstück in 0,30 Meter Tiefe, bei 9 ein Bronzebruchstück in einer Tiefe von 0,40 Meter und bei 10 ein solches in 0,90 Meter Tiefe. Diese 4 Fundstellen liegen teils innerhalb, teils außerhalb der kreisförmigen Grube, die uns die 8 Tonbecher lieferte. Die Bronzefunde könnten also sowohl zu den Bechern wie zu den Leichenbrandurnen in Beziehung stehen. Eine Entscheidung in dem einen oder anderen Sinne ist leider nicht möglich, da alle Bronzen in umgerührtem Boden lagen. Daß der größte Teil der kreisförmigen Grube, also des Bechergrabes, gründlich durchwühlt war, bewiesen moderne Gefäß- und Glasscherben, die auch noch in der Tiefe beobachtet wurden. So erklärt es sich auch, daß an manchen Stellen ebenfalls in erheblicher Tiefe noch Leichenbrandreste auftauchten. Sie stammen höchst-

Abbildung 8a / Der zerdrückte Becher Nr. 8.

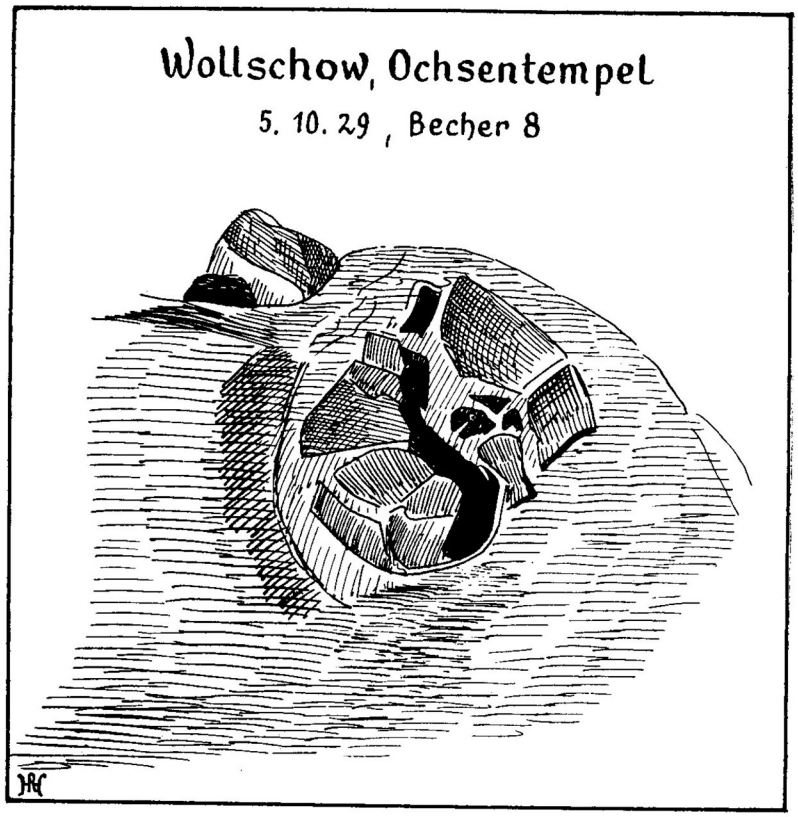
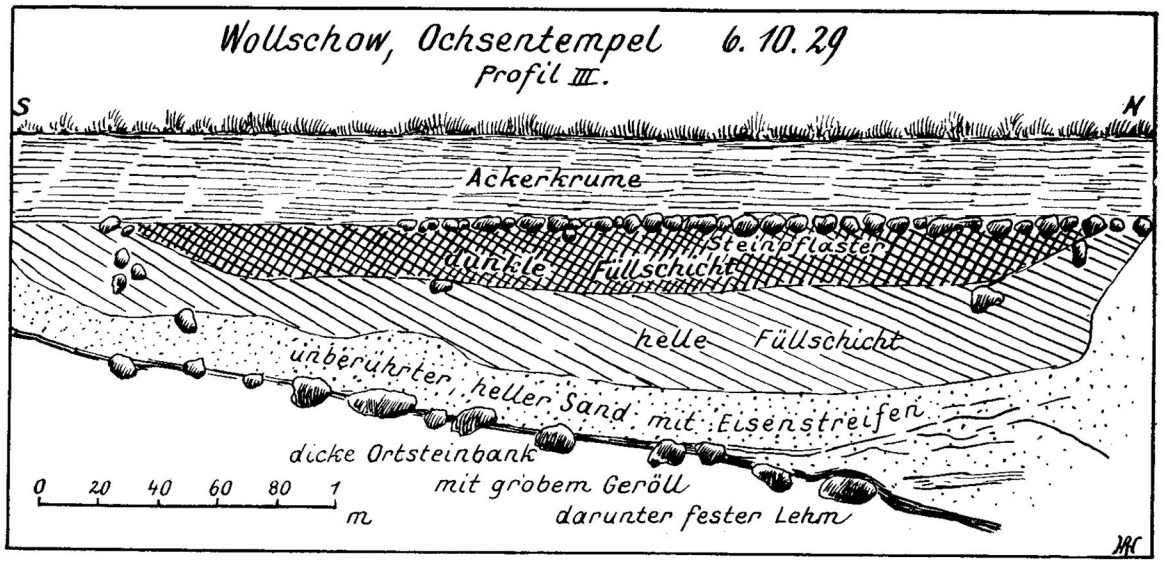


Abbildung 9 / Senkrechter Schnitt Nordsüd an der Ostseite des erhaltenen Steinpflasters.



wahrscheinlich aus den Leichenbrandurnen und sind meiner Ansicht nach beim Umgraben aus der Schicht über der Steinpackung in größere Tiefen geraten. Darf man denn aber von einem „Becher g r a b" sprechen? Reste eines Leichnams sind in sicherem Zusammenhange mit den Bechern nicht beobachtet worden. Im Sande können sie leicht vergangen sein und was etwa noch übrig geblieben ist, wird beim Durchsuchen in früherer Zeit der Beobachtung entgangen sein. Die unbedingt unberührte Stelle unter dem noch erhaltenen Teil der Steinpackung war zu wenig umfangreich; es wäre ein sehr glücklicher Zufall gewesen, wenn ausgerechnet an diesem Platze noch eine Spur gefunden worden wäre.

Daß es sich trotzdem um ein Grab handelt, darf man aus zwei Gründen annehmen. Einmal sprechen die späteren Begräbnisse dafür, daß der Ochsentempel schon während der Vorzeit als „geweihte Stätte" in Ehren stand. Dann aber haben wir in den von Hugo Schumann veröffentlichten Flachgräbern von Jagow und Dedelow mit ihren Steinpackungen und mit der „Mauer" von Dedelow ausgezeichnete Parallelen zu der Flachgrabanlage auf dem Ochsentempel.

Alle Wünsche bezüglich der Funde auf dem Ochsentempel haben uns die Ausgrabungen nicht erfüllen können, aber die Ausbeute ist immerhin so erheblich, daß wir uns dieses reichen Lohnes unserer Mühen freuen dürfen.

Dem Besitzer, Herrn Hasenbank, und allen Mitarbeitern gebührt verbindlicher Dank, der auch an dieser Stelle nicht vergessen werden soll.

De Wandklock.

Van M a x L i n d o w.

Dree Klocken harren wi, dree Klocken.
Een künn een beten dreller socken,
Een mücht een bitschen heller schlogen —,
Uns is dorbi de Tied verflogen.
Unſ' Kuckucksuhr! Se reep ehr eenzig Woord
Ok in den Winter, wenn de Kuckuck foort.
„De Uhr, de hett'n Vogel!" hett ees eener seggt,
Un keen van uns hett em dat werrerleggt!

In d' anner Stuw, unſ' Regulaterklock,
De harr 'n düsterbrunen, schlichten Rock.
Dat Fienste was de frömde Noom an ehr,
Süſſ was 't mit ehr ok alltowiet nich her.
Se mökt dat Lewen sich to licht,
Leep jerern Dag een Stunn sich in de Richt
Und güng bloot, wenn se mücht —
Un schlög bloot, wat ehr dücht!

De drüdd, dat was de Wanduhr in de Eck!
Ehr Wiesers weer'n ut blankes, schieres Bleck.
Dat Ziffernblatt drög eenen bunten Kranz
Ut Rosen — luter Glück un Glanz!
De Zohlen weeren rood as Blood
Un för de Klock viellicht een beten groot.
Een gelen Knöwel harr de Klockendör;
De Kasten sülbst weer gelig van Kalör . . .
So as de Perpendikel schlög,
So güng dat Ticktack, hart un drög.
Un wenn een Stunn aflopen was,
Denn schlög de Klock, — man meist vertwaß!

Ees, as unſ' Voter schleep un leeg,
Dunn was 't, dat se den Rappel kreeg
Un schlög, ik weet se noch de Zohl,
In eensweg hunnertföfteihnmol!
Se awer schlög, un dat weer schlimm,
Mit een erbarmlich heesche Stimm.

Na, mit de Middagsrauh was 't ut!
Unſ' Voter keem in helle Wut,
Sprüng van sien weekes Sofa raf
Un hüng dat Schlaggewicht nu af.
Dunn kreeg de malle Klock dat Schwieg'n
Un weer nich mehr in'n Gang to krieg'n.

Ut Poswald keem Uhrmoker Knick,
De brök de Klock ganz dat Genick.
Dat duerte man een korte Wiel,
Dunn stünd de Klockenpulsschlag still.
Nu was dat gänzlich ut mit ehr,
Dat Klockenhart dat tuckt nich mehr. —

De dodig Klock flög ut de Stuw! —
Ik nehm de Röder, jerer Schruw,
Den Perpendikel ok noch schwinn
Un tuscht mi twee Karninken in.
So harr ik een Karninkentucht;
De Klockenkasten würd mien Bucht.
Nu keem dor werrer Lewen in,
Nu harr de Klock ok werrer Sinn!

So is dat mit uns Wanduhr gohn!
Noher hett dor een Standuhr stohn,
De harr een Stimm, dat segg ik di,
Dat weer de reinste P o e s i e!

Die Fensterrose.

Von Katharina Block.

Es war im Norden Deutschlands in der Mark, in einer Stadt, die an einem langen und tiefen See lag. Hohe Türme und zahlreiche Weichhäuser vermehrten den Schutz der mächtigen Mauern, die schon manchen slawischen Feind abgewehrt hatten. Eine Anzahl Kirchen und Klöster zeugte von der Frömmigkeit der Bewohner, die ihren Stolz dareinsetzten, den schönsten Dom im ganzen Umkreis haben zu wollen, und die seit Jahrzehnten die immer noch im Bau befindliche Hauptkirche an der Westseite des Marktes mit allen Mitteln zur Vollendung zu bringen suchten.

Mancher Baumeister und Steinmetz war darüber gestorben, mancher Frühbau eingestürzt, mancher Plan halb ausgeführt und vom Nachfolger wieder verworfen; aber nun hatte der Rat der Stadt in dem Meister Diederich seit mehr als einem Jahrzehnt einen Mann gefunden, der mit künstlerischem Geist die ungeheure Arbeit bewältigen zu können schien und unter dessen Führung ein Wunderwerk der Baukunst erstand, das noch nach Jahrhunderten die Kenner entzückt und alle innerlichen Menschen ergreift.

Meister Diederich hatte mit Hinrich Brunsberg, dem Erbauer der Katharinen-Kirche zu Brandenburg in derselben Bauhütte gelernt. Aber während Hinrich Brunsberg mit Frau und sechs Kindern ein bürgerlich umfriedetes Dasein neben seiner Arbeit führte, war Meister Diederich als unruhiger stolzer Geist unbeweibt geblieben, hager, groß, mit ernsten Augen und schmalem Mund, mit bereits leicht ergrautem Haar, hatte nur Sinn für seine Pläne und Zeichnungen, für sein Werk und sein Wirken.

Man hatte ihn zum Ratsherrn gemacht, die oberste Leitung über den weiteren Bau an der Kirche übertragen und ehrte ihn wie und wo man konnte. Sämtliche vornehmen Bürgerfamilien wetteiferten, den bedeutenden Mann an sich oder besser an eine ihrer Töchter zu fesseln — er bemerkte es nicht.

Während bei der Einweihung des Marienaltars die schönsten Jungfrauen der Stadt den Altar umstanden und ein Gloria sangen, mehr dem Meister als der heiligen Mutter Gottes zu Ehren, saß er mit brennenden Augen im Gestühl und starrte zu den hohen Fenstern des neuen Chores hinauf, durch die die Morgensonne mit strahlendem Licht brach.

Er hatte keinen Blick für all die zarte oder derbe Schönheit, die sich vor ihm und für ihn entfaltete, strich sich das schüttere Haar aus den eingefallenen Schläfen und sann seinen nächsten Entwürfen nach.

Noch war nichts vollendet. Seitenkapellen und Portale nur skizziert, die Türme erst bis zur Dachfirst des Schiffes aufgeführt, überall noch Balken und Baugerüst; aber in seinem Hirn stand der Bau fertig da in herrlichster Maßeinheit mit dem himmelragenden Abschluß der stolzen Spitzen, deren köstliches gotisches Steinwerk mit den süddeutschen Münstern wohl den Vergleich aushalten würde! Geschickte Steinmetzen hatte er genug unter seinen Arbeitern.

Der Gedanke seiner oft schlaflosen Nächte war aber das bis jetzt noch leere Fensterrund mitten im feldsteinernen Westgiebel, dieses vorläufig mit Brettern verstellte ungeheure Loch — in seinen Träumen sah er das wunderbare Maßwerk vor sich, das das Glas umfassen, das eine ungeahnte Glut und Herrlichkeit der Farben ausströmen sollte, wenn die Sonne im Westen stand und mit blutrotem Schein hinter den dunklen Wäldern des Uckerlandes versank und auf dem blinkenden See einen Farbenrausch hervorzauberte, den er mit allem Entzücken seiner Künstlerseele so oft genossen — all das wollte er hineinbannen in das Licht der Fensterrose.

Zu Mariä Himmelfahrt sollte sein Werk vollendet werden. Der Glasmaler war seit Monden eifrig bei der Arbeit; die Scheiben gelangen gut, es mußte eine unerhörte Farbenpracht geben.

Meister Diederich war einmal im Regensburger Dom gewesen — grade um die Mittagszeit. Da brach die Sonne durch des Gelb und Rot und Grün und Blau der hohen Fenster an der Südseite des Chors, der unirdische Glanz war so stark, daß er sich aufschluchzend an einen Pfeiler lehnen mußte, um nicht umzusinken.

War so der Himmel? Stand in solchem Schimmer die Hoheit Gottes? Was war da noch irdisches Tun und irdische Sorgen, wenn solche Schönheit einen droben erwartete? Wenn ihm die Fensterrose hier in der lichtlosen Mark so gelang wie dem Regensburger Meister, würden die Menschen herbeiströmen und anbeten, und sein Ruhm würde den andern Meistern gleich —

Seine heißen Augen glitten von den hohen Chorfenstern zu dem toten leeren Auge der unvollendeten Rose.

Er spürte nicht, daß weiche Frauenkleider neben seinem Gestühl rauschten, er sah nicht die bewundernden Blicke, die ihn suchten, er hörte nicht die leichten Stimmen neben sich murmeln:

Exaudi, domine — —

Er preßte die harten Fäuste zusammen, die selber des Meißels gewohnt waren, und schloß die Augen, um das Maßwerk seiner Fensterrose vor sich in aller Deutlichkeit zu sehen. Wenn er die Lider mit Gewalt gegen die Augäpfel drückte, entstanden nach kurzer Zeit Formen und Farben von immer wechselnder un-

faßlicher Kraft, daß er ganz betäubt wurde und nur sehnlichst erhoffte, diesen Rausch festhalten und in die Wirklichkeit umsetzen zu können!

Konrad, der Hauptpriester an der großen Kirche, schüttelte den weißen Kopf.

„Es wird euch noch zerbrechen, Meister, niemand kann über sich selbst hinaus."

Dann sah Diederich mit seltsamem Blick über ihn hinweg, wie verzückt, und antwortete wie geistesabwesend:

„Der Künstler kann es!"

Ein andermal ließ sich der fromme Greis ganz einfangen in den Zauber der Zeichnungen und Farben auf den gerollten Pergamenten, die er mit einer Andacht betrachtete, als habe er die heiligen Meßbücher selber vor sich. Dann sagte er hingerissen:

„O Meister, wird schon das Ohr getröstet und entrückt oder erschüttert durch süße oder gewaltige Töne, wieviel mehr das Auge, dieser Spiegel des Göttlichen, durch süße oder gewaltige Farben — sie dringen geradeswegs mitten in die Seele — wir sprechen von einer Musik aller Himmel Gottes, von Sphärengesang, aber wir singen noch öfter von dem ewigen Lichte, das die Vollendeten erwartet: et lux perpetua luceat eis — ja, ja, lux aeterna wird auch in deinem Werk leuchten und allen Sehnenden strahlendste Verheißung und allen Traurigen süßeste Tröstung werden!"

Dann lächelte Meister Diederich ein wenig über den frommen Schwärmer und sagte wie abwehrend:

„Vater, ihr macht mich zu einem Gott!"

Worauf der Alte ihn erstaunt ansah, den Kopf nachdenkend wiegte und dann äußerte:

„So meine ich nicht! Der Künstler ist nur einer der Lieblinge Gottes; aber er ist nur ein geringer Handwerker in der Werkstatt des ewigen Meisters, und es sind nicht seine, sondern Gottes Gedanken, die er ausführen muß! Des seid euch immer bewußt."

Ohne weiteren Widerspruch, mit einer etwas überlegenen Nachsicht, rollte der Baumeister seine kostbaren Pergamente zusammen. —

Je weiter die Arbeit vorschritt, desto unzufriedener wurde er manchmal. Die menschliche Unvollkommenheit seiner Werkarbeiter versagte gegen das gewaltige Können seiner Einbildungskraft.

Dem Glasmaler rann der Schweiß von der Stirn:

„Ihr seht mehr als wir andern armen Sterblichen!"

Er wurde dann hart mit allen Arbeitern, gab niemanden ein gutes Wort und war voll Zorn und Gram über seine Ohnmacht, nicht ausführen zu können, was klar vor seinem inneren Auge stand, wenn er den Blick von der Außenwelt abschloß: wie er es in seinen Träumen sah, so wurde es nie!

Am Peter-Paulstage war das Maßwerk vollendet und füllte die zweimannshohe Oeffnung der gewaltigen Westfront, die klotzig mit ihren Granitquadern den Hang emporragte — weit über See, Wiesen und Wald hinschauend.

Täglich ging Meister Diederich in die Werkstatt des Malers, bunte Scheiben wurden zusammengestellt, Farben verglichen, im Sonnenscheine geprüft, gelobt oder unerbittlich ausgemerzt, mit jähem Wurf auf dem Boden zerschmettert — der alte Meister Matthäus übte sich in der Geduld. —

„Herr, wir wären längst fertig, wenn ihr nicht unerfüllbare Anforderungen stelltet!"

„Unerfüllbare? Was ich denke, ist Wirklichkeit! Was in Regensburg gelungen, muß hier auch zu bewältigen sein!"

„Es gibt eine Grenze —."

„Für mich nicht! Ich will nicht hinter denen zurückstehen! Lieber warten wir noch und versuchen wieder und wieder — es muß etwas Unerhörtes werden!" — — —

„Meister Diederich ist besessen", empörte sich der junge Geselle. „Das Wenigste ist ihm recht! Mag er sich doch den Regensburger herbeiholen! Uns soll er nicht so schinden! Ich hätte ihm längst die Arbeit hingeschmissen!"

Der Alte zuckte erschrocken. „Was redest du, Klaus? Das geht nie und nimmer! Es ist für die Kirche!"

„Pah, wer bezahlt euch all die vergebliche Arbeit?! Im Hof türmt sich der Scherbenhaufen — er ist besessen, sage ich euch!"

Das sonst gutmütige Gesicht des Gesellen verzerrte sich.

„Ist das überhaupt ein Christenmensch, der nicht ißt und trinkt, wann es Zeit ist, sondern nur, wenn er beinah umfällt vor leerem Magen?! Der nachts nicht schläft, sondern über seinen Zeichnungen brütet; der kein Weib angesehen hat sein ganzes Leben?! Ein Mönch hätte er werden sollen — ins Kloster gehört er! Da hab ich in Brandenburg bei dem Meister Hinrich gearbeitet — ein lustig Leben wahrlich — auf dem Bau ein Feiern und Jubeln, wenn was fertig geworden am Werk — aber hier — nie ist er fertig, nie denkt er ans Ruhen, nie an ein fröhliches Mahl — er allein will wohl die Kirche vollenden, an der man schon über 100 Jahre arbeitet?! Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut, aber er will sich's unterfangen! Ist das Leben nur Scharwerken und Schuften? Ich mach da nicht mit!! Was hat man denn vom Leben?"

Mit einmal glitt über das Gesicht ein strahlendes breites Lachen:

„Meister, ihr habt mir's versprochen! Am Tage Mariä Himmelfahrt tut ihr uns zusammen, die Bärbe und mich! — Ja, wenn die nicht wäre!"

Der Alte sah zu ihm hinüber.

Was war das für ein rauher Bursche, ein grober Tölpel, aber was für einen guten Blick hatte er doch. Und wie gutmütig ertrug er alle Narrheiten des Mädchens! Man konnte ihm nicht gram sein, und die Bärbe war ihm von Herzen gut. Sie war ein Nachkömmling. Sie hatte

der Mutter das Leben gekostet. Seine alte Schwester betreute sie, er aber verzog sie. Sie war hübsch, gesund und fröhlich und paßte zu dem flotten Gesellen.

Eigentlich wäre ihm ein älterer ruhiger Mann lieber gewesen für den Unband, der sie doch manchmal war — aber sie hatte sich eben den K l a u s in den Kopf gesetzt — da war nichts zu machen, und schließlich war der Junge ja auch ein geschickter und fleißiger Gesell, dem es nie an Arbeit und Verdienst fehlen würde, — trotz seines losen Mauls —

Zu Mariä Himmelfahrt sollte die Hochzeit sein, wenn die Fensterrose vollendet war, dieses schwere Stück Arbeit, das wie ein Alb auf ihm lastete —

Der Meister Diederich hatte ihn schon mit seiner Besessenheit angesteckt.

„So mach Feierabend, Klaus."

„Und ihr, Meister?"

„Ich will sehen, ob ich nicht noch ein kräftiger Gelb hervorbringe —"

„Ihr macht euch zunicht! Ich hol die Bärbe herüber, daß sie euch mit Gewalt ins Haus bringt —."

Aber ehe er sich wandte, ward schon die Tür zur Werkstatt aufgerissen und Bärbe brauste herein.

Wie der Frühling mit gelben Zöpfen und roten Backen und weißen Zähnen. —

„Schluß für heut abend! Da wart ich mit meinen Milchsatten und dem frischen Käse, und keiner kommt zur Mahlzeit! Schluß! sage ich! Der Diederich kann sich seine verrückte Rose allein malen — die Sonne will untergehen — das nenn ich Leute schinden!"

Sie riß den Gesellen um den Arbeitstisch herum.

„Hoppla, mein Junge, schneid dir nur nicht am Glas die Finger entzwei — Vater, ich warte nicht länger — ihr seid doch nicht Knechte, sondern freie Bürger der Stadt! — Fromm, sagt ihr, sei der große Meister?! Vom Teufel besessen" —

Aber mitten im Satze erstarb ihr das Wort.

In der Tür dunkelte eine hohe Gestalt, von der sich das blasse Gesicht seltsam abhob, ein mageres Gesicht mit scharfgeschnittenen Zügen und schmalen, blutleeren Lippen. Zwei Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, blieben mit großem Blick auf dem Mädchen haften.

Sie erschrak so, daß ihr sonst so keckes Herz aussetzte zu schlagen. —

Hatte er gehört, was sie soeben gelästert? Verstanden, daß sie ihn gemeint? In seinem unbeweglichen Gesicht war nichts zu lesen.

Sie duckte sich hinter ihren Vertrauten und knixte tief.

Der Vater ging ihm erschrocken, aber ehrerbietig ein paar Schritte entgegen.

„So spät noch, Herr?" sagte er mit beklommener Stimme.

Der Ratsherr sah ihn nicht an — sein Blick ging auch an dem grüßenden Gesellen vorbei zu dem Mädchen, dem der lose Mund jetzt merkwürdig stillstand. Mit Großen ist nicht zu spaßen, das wußte auch sie schon, und konnte dem Vater die ehrenvollen und gutbezahlten Aufträge kosten. — Aber als keine Donnerrede erfolgte, hob sie schon wieder gesichert das Köpfchen und wagte einen verstohlenen Blick auf den Herrn — er sah nicht einmal zornig aus, nur etwas traurig, am Ende hatte er gar nichts gehört. —

Jetzt ging sein fragender Blick zu dem Vater, der sich beeilte, zu antworten.

„Meine jüngste Tochter, Herr, Barbara geheißen, grad siebenzehn." — Sollte er noch hinzufügen: die verlobte Braut meines Gesellen? Aber das klänge wohl zu vertraulich —

Was hatte der Herr nur zu gucken?

Durch die Fenster der Werkstatt fiel das Licht der untergehenden Sonne gerade auf den blonden Scheitel des Mädchens und entzündete dort eine Kappe von sprühendem Gold —

Nicht Vater noch Bräutigam gewahrten den Schimmer —

„Wollte der Herr noch — —"

„Macht Feierabend, Meister, ihr plagt euch genug. Habt ihr das Gelb noch einmal versucht? Es muß leuchten, wie eben jetzt die Sonne leuchtet, da, auf dem Haar eurer Tochter."

Unwillkürlich faßte Barbara an den Scheitel und trat in den Schatten.

„Nicht doch, Jungfer."

Schon hatte er sie an der Hand in die Sonne zurückgezogen und fuhr ihr leicht über das Haar.

„So, Meister, muß es leuchten."

Seltsam faßte sich Frauenhaar an — wie Seide, und sah aus wie Gold — warum hatte er das noch nie erlebt? Wie Seide, wie Gold —

Bärbe stand wie ein Stein. Ihr wurde merkwürdig zu Mut. Sollte sie lachen? Sie versuchte mit Klaus einen kecken Blick zu wechseln, aber der sah sie nicht an; sie wagte auch nicht, zu dem Baumeister aufzuschauen; so hielt sie den Kopf gesenkt und wartete mit etwas Herzklopfen, was sich weiter begeben würde. Sie fühlte die Hand leicht über ihr Haar streichen; wunderbar, wie zart die Berührung dieser großen kräftigen Männerhand war, Klaus umfaßte sie meist derbe, fast grob, wie es junger Leute Art war — hier aber spürte sie soviel Scheu und Vorsicht, als werde Korstbarstes berührt, das zerbrechen könnte —

Ihrer natürlichen Eitelkeit tat diese schweigende Huldigung ungemein wohl, sie fühlte sich plötzlich über ihr sonstiges Wesen hinausgehoben und höher gestellt.

Schon schossen blitzschnell die Gedanken durch ihren hübschen Kopf: Da siehst du, Klaus, ich bin etwas Besonderes! Aber du hast es nie bemerkt! Hast du je gesagt, mein Haar sei wie Gold? Weißt du überhaupt, wie schön und er-

lesen ich bin? So etwas spürt nur ein feiner Herr — Da löste sich schon die Hand von ihrem Scheitel, der hohe Mann trat langsam zurück.

„Meister, denkt nach über die Farbe, sie soll wie die Sonne wirken, wie Licht, wie dies Blond“ —

Und dann flog ein kleines, schmales Lächeln um den strengen Mund des Ratsherrn, er grüßte leicht und vornehm und verließ den dämmerigen Raum, in dem die Sonne erlosch und die Drei völlig verstummt zurückblieben.

Am folgenden Sonntag saß Bärbe mit der Muhme auf der Kirchenbank. Eigentlich saß sonst die halbtaube Dippoldsche an diesem Platz, aber sie hatte mit ihr getauscht, ganz unauffällig sie vorangehen lassen, um nur nicht hinter den Pfeiler zu kommen, der der Sonne verwehrt hätte, sie zu bescheinen. Sie hatte das winzigste Mützchen aufgesetzt, daß das Haar nicht verdeckt würde, und saß nun, zwar geblendet vom Schein, aber ohne sich aus dem Licht zu rühren —

Im Ratsgestühl hatten sich die Herren mit ihren weißen Krausen niedergelassen; aber der Bauherr Diederich war nicht unter ihnen. Stand er hinter den Pfeilern? War er überhaupt in der Kirche? Sollte sie hier gar vergebens sitzen?

Ihre Andacht war nicht groß; immer wieder schweiften ihre Gedanken zu dem Manne, der sie erst ihren wahren Wert gelehrt hatte. Diese leise Bewegung seiner Hand hatte ihr eine andere Welt eröffnet. Als ihr geliebter Klaus sie noch am selben Abend derb an sich gepreßt, hatte sie sich ihm unwillig entzogen.

„Geh, du bist ein Tölpel! Ich bin doch nicht eine Magd!“ Und plötzlich hatte sie die Kluft gefühlt zwischen dem groben Handwerker aus dem Volke und dem vornehmen Bauherrn, dessen Gedanken Königspaläste entwarfen und wieder zerstörten —

Sie hatte seit dem Abend nicht mehr über Herrn Diederich gescholten. Ihr war wie einer verzauberten Prinzessin zumut, bei der keiner die heimliche Krone bemerkte, die sie seither trug —

Wenn sich die Arbeit nicht so gehäuft hätte für Meister und Gesellen, hätte es ihnen auffallen müssen, wie sich das Wesen des sonst so natürlich lebhaften Mädchens verändert hatte — in jede ihrer Gebärden suchte sie etwas Vornehmes zu legen, die raschen Bewegungen zu mäßigen, die Haltung zu straffen, die Sprache zu verfeinern —

Sie hatte beim nächsten Besuch des Baumeisters ihm wieder begegnen wollen; aber ihr Vater hatte ihr zum ersten Mal in ihrem Leben aufs bestimmteste untersagt, in die Werkstatt zu kommen. Er war über ihr loses Wesen im Ernst empört und wollte auf keinen Fall eine erneute Beleidigung des Herrn dulden. So war sie nur verstohlen auf die Treppe oder an ein Fenster des Wohnhauses geschlichen und war leise enttäuscht, als sie gewahren mußte, daß der Besucher keinen Blick umherschweifen ließ, um sie zu entdecken.

Nun hatte er auch noch den Gottesdienst versäumt, wo doch reichlich Gelegenheit gewesen wäre, Sonne auf Frauenhaar zu betrachten — hatte er nur die Farbe gesehen und nicht bemerkt, daß ein blutjunges, lebenswarmes Geschöpf darunter atmete? War er wirklich aus Stein? Hatte er nie eine Frau geküßt? Konnte er überhaupt nicht lieben? ! —

All ihre Gedanken umkreisten den Mann, dessen Hand einmal über ihr Haar gestrichen — und der sich nun ihren Augen entzog, nachdem er sie ihrem Vertrauten abspenstig gemacht — jawohl, das war die Wahrheit! Ihre Zuneigung zu Klaus hatte einen gewaltigen Stoß erlitten, was diesem nur nicht zum Bewußtsein kam durch die viele Arbeit, die auf ihm lastete. Erst hatte der vornehme Herr ihr gezeigt, daß sie viel zu schade für den einfachen Mann sei, und nun verschwand er stolz und ließ sie in Sehnsucht und Bangen zurück — ja, ja, in Sehnsucht! Denn sie sehnte sich nach erneuter Huldigung ihrer Schönheit, sie sehnte die Sprache, den tiefen Klang der edlen Stimme herbei, die so süß zu Ohren drang, ganz anders wie der rauhe Ton des Vaters oder die derben Worte des Geliebten — sie sehnte sich nach dem Blick dieser grauen Augen, der so verloren in die Ferne ging, der über sie hinausglitt in ein Licht, das sich in ihm widerspiegelte und dem Gesicht einen so feierlichen Ausdruck verlieh, als wenn ein Auferstandener Gottes Herrlichkeit schaue, es war wohl das, was die Priester Verklärung nannten — ach, und ihr blondes Haar hatte ihn in solchen Zustand gebracht —

Jeden Morgen ließ sie die Sonne auf die gelösten Zöpfe scheinen — sie konnte nicht begreifen, daß der Glanz so unirdisch schön sei — ihr messingner Leuchter ähnelte viel stärker dem Golde; aber es mußte doch wohl etwas Besonderes dran sein, nur war sie selber zu ungelehrt, um es zu bemerken, und Klaus hatte bei aller Verliebtheit keinen Blick dafür —

Die Nachbarinnen erhoben sich von ihren Plätzen und Kniebänken, die Messe war beendet — sie hatte von all dem nichts vernommen. Mit einem leeren Gefühl stand sie auf, schlug das Kreuz, knixte vor dem Altar und folgte den Frauen, heimlich zu den Männern hinüberschauend. Da versagten ihr fast die Füße —

Nur wenige Schritte vor ihr ging die hohe Gestalt aus dem Hauptportal, die Stufen hinab zur Gasse hinunter —

Er war also doch in der Kirche gewesen und hatte sie nicht bemerkt —

Sie hörte nicht, was die Frauen um sie her schwatzten, sie blieb auf der obersten Stufe stehen und sah das schwarze Samtbarett in der verströmenden Menge untertauchen —

Vater und Muhme und Bräutigam erwarteten sie bei den Buden am Markt. Auf ihrem Gesicht lag ein so fremder, enttäuscht schmerz-

licher Ausdruck, daß Klaus nicht zu scherzen wagte, sondern still neben ihr herging. Wenn erst die Feierlichkeit des Gottesdienstes verwischt, würde sie wieder lachen wie sonst —

Baumeister Diederich schritt versonnen durch die Gassen der Stadt.

Das war heute kein rechter Gottesdienst gewesen. Er war zu spät gekommen und saß nicht im Ratsgestühl, sondern setzte sich an der Turmseite zu den Steinmetzen und Maurern, die ehrerbietig zusammenrückten, um ihrem Herrn Platz zu verschaffen. Als er den Blick schräg durch die Kirche schweifen ließ, entdeckte er ein rundes Gesichtchen mit einer goldenen Haarkrone darüber —

Auf diesem Haar funkelte die Sonne, sie blendete die lustigen Augen und zwang das eigenwillige Köpfchen, sich zu neigen, was es mit einer so anmutigen Bewegung des schlanken Halses tat, daß nicht nur dem Künstler in ihm das Herz aufging.

Was war nur mit ihm geschehen seit dem Abend vor beinah einer Woche, wo er das Mädchen zuerst gesehen? Was hatte sie von ihm gesagt: er sei vom Teufel besessen?! Das sagte man im Volke von ihm, der nur für die Kunst und sein Werk lebte, das doch zur Ehre Gottes errichtet wurde? Vom Teufel besessen? Wie konnte solche Meinung im Volke aufkommen? War er wirklich nicht auf dem rechten Wege?

Das Volk hatte meist recht in seinem natürlichen Verstande. Es sah alles klarer ohne große Verzwicktheiten, mit denen er sich und anderen das Leben beschwerte. Hatte sie nicht eigentlich recht? War er nicht vom Teufel besessen, daß er Auge und Ohr verschlossen gehalten gegen alles, was herrlich und lebendig war? Sah er draußen die Blumen und das Leben? Saß er nicht Tag und Nacht über seinen toten Zeichnungen, bei denen er höheres Leben wähnte als in den Formen der Blüten, die in der Sonne schaukelten? Er ahmte sie in Stein nach mit feinster Geschicklichkeit und genauer Sachkenntnis; aber hatte er je Freude an der natürlichen Blume empfunden? Galt ihm die feine aus grauem oder rotem Stein nicht viel bewundernswürdiger? Verliebte er sich nicht in seine Arbeit mit einem unendlichen Stolz, wenn es ihm gelungen war, Blätter und Ranken so leicht aus der schweren Masse zu zaubern, daß alle Schwere des Steins aufgehoben schien? Kam er sich nicht wie ein Schöpfer vor? Beinah wie Gott selbst?!

War das nicht doch besessen? Vom Teufel besessen? Galt ihm seine Kunstwelt nicht viel mehr als die Welt Gottes da draußen?! War ihm nicht das heilige Licht der Sonne eigentlich nur Helfer bei seinen Glasfarben? Waren ihm nicht Baum und Blüte nichts weiter als Vorbild für seine Säulen und Kapitäle? Sah er sie je anders als ihm untertan? Was er nicht verwenden konnte, bemerkte er das überhaupt?

Hatte er je der Mädchen und Kinder geachtet? Waren sie denn nicht für ihn nur Störenfriede gewesen, wenn er die Spielenden vom Bauplatz fortjagen ließ? Hatte er je ein Weib anders angesehen, als nur zum Dienen und Arbeiten, um die Männer frei zu machen für ihr Werk? Hatte das erschreckte Mädchen nicht recht? War er nicht wirklich vom Teufel besessen?!

Aber nun hatte ihm ein einziger Sonnenstrahl den Weg gewiesen! Was war aller Glanz der bunten Scherben gegen das flimmernde Gold dieses Frauenhaares, das so weich war wie Seide und duftend wie Blumengeruch und so voller Leben, daß es ihm durch den ganzen Körper wie flüssiges Feuer geronnen — wo hatte er nur seine Augen gehabt? Da lebte nun soviel Herrlichkeit neben ihm seit Tagen, seit Wochen und Monden, und er hatte sie mit keinem Blick gesehen — taub und blind war er gewesen; besessen vom Teufel, von seinen Plänen, von seinen Farben! Und er hatte sich eingeredet, daß dies alles zur Ehre Gottes geschehe! War Gott nicht viel mehr in seinen Geschöpfen, als in dem toten Werk aus Menschenhand? Wirklich der Satan hatte ihn in den Klauen! Hatte ihn nicht auch Pater Konrad gewarnt? Sollte er die Fensterrose lassen? Es gab genug anderes an dem Bau zu schaffen. Aber die Rose war nun einmal sein Ehrgeiz; das war eben seine Besessenheit!

Er war nach dem Abend noch ein paarmal bei dem alten Meister gewesen. Und hatte sich bei dem Gedanken ertappt, daß es weniger um der Glasscheiben als um des Mädchens willen geschehen war. Er hatte es nicht wieder erblickt. Nur manchmal glaubte er ihren Kopf am Fenster zu sehen; scheu hielt sie sich fern, wie man eben einen meidet, den der Böse in seiner Macht hat. Sie war gewiß ein frommes Kind, dessen reines Herz nichts wußte von Ehrgeiz, von Ruhmsucht, von den Ungeheuern, die an des Meisters Seele nagten — zur Ehre Gottes die Rose?! Zu seinem Ruhme, daß man ihn preisen sollte als den Schöpfer überirdischer Herrlichkeit!

Ja, ja, vom Teufel besessen! Sie hatte ihn mit diesem zornigen Wort von dem Abgrund gerissen, in dem seine Verblendung ihn zu stürzen gedroht. Jahrzehnte hatte er nur gearbeitet, geplant, gerechnet, nicht rechts und links gesehen, und das Leben lachte an ihm vorbei — er merkte es nicht. Nun ging er ins fünfzigste Jahr, ein alternder Mann, ein lächerlicher Hagestolz, über den die jungen Mädchen kicherten — Sie hatte nicht gespottet, sie hatte um ihn und seine Seele gebangt — mußte er ihr nicht von Herzen dankbar sein?!

In den schlaflosen Nächten, die dieser seltsamen Begegnung gefolgt waren, verschwor er sich, ihr alles zu geben, was sie von ihm fordern würde — alles — seinen Namen, seinen Reichtum, seine Stellung, ja selbst sein Werk! Sein Werk?! Wenn sie von ihm verlangen würde: Zerbrich die Rose! Dieses schmachvolle Werk deines Ehrgeizes, deiner Selbstüberhebung, deiner Besessenheit — könnte er es tun? Mit eigner Hand das Maßwerk zerhämmern? — daß

wieder Latten und Bretter die ungeheure Oeffnung in der Westfront verschlössen — sollte ein anderer nach ihm den Ruhm erleben? — könnte er das tun? für den Blick ihres Auges? für den Druck ihrer Hand? für den Kuß ihres Mundes? —

Ihm schwindelte bei dem bloßen Gedanken, sein Blut kreiste in ihm wie im Rausch — er hatte die Rechte fest um die Stuhlwange des Gestühls gepreßt, um sich Halt zu verleihen. Um all dieser ungeahnten, nie gekannten Seligkeiten willen würde er selbst den Hammer schwingen können, seine Lebensarbeit zu zerstören? — Ja?! Ja! Ja!

So alt mußte er werden, so leer und einsam mußte er durch ein langes Leben gehen, daß ihm auf dem Gipfel seines Schaffens das wahre Ziel gezeigt wurde — nicht das Werk ist die Erfüllung des Mannes, sondern das Weib! Das Weib in seiner berauschenden Jugend und Schönheit und Lust und der sanften Frömmigkeit — wie sie da saß mit dem Lichtschimmer im Haar — ganz Andacht, eine blonde Madonna — und an diesem himmelhohen Pfeiler wie ein Altarbild — er würde ihr Blumenopfer bringen und Kerzen anzünden zu ihrer Ehre und er würde ihre Jugend trinken und neue Lebenskraft gewinnen — sein Herz, dies alternde, einsame Herz wurde groß und weit und beengte ihm die Brust, daß er nur mit Mühe das Ende der Messe abwarten konnte — dann aber trieb es ihn hinaus in die frische Luft — er ging an seinen Werkleuten mit einem so seltsamen geröteten Gesicht vorbei, daß sie verwundert ihm nachsahen und einer meinte: er schaue aus, als ob ein Feuer in ihm brenne. —

Drei Tage nach diesem Sonntag ging der große Baumeister Diederich in das Haus des alten Glasmalers Matthäus und bat ihn, ihm seine jüngste Tochter Barbara zum Weibe zu geben.

Kein Vater ist je so erschrocken gewesen als der alte Matthäus über diese Ehre, die ihm und seinem schlichten Hause widerfuhr. Er wagte nicht nein oder ja zu sagen. Er bat sich ein paar Tage Bedenkzeit aus.

Der junge Klaus raste vor Zorn, als ihm seine Bärbe mit etwas gemachter Ruhe erklärte, daß der Vater unmöglich solchen ehrenvollen Antrag zurückweisen könne, ohne um Brot und Lohn gebracht zu werden und daß sie selber sich nicht weigern möge, wenn der Vater es wünsche. Sie beide seien zwar versprochen gewesen, aber mit groben Schimpfreden sei nichts gebessert.

Klaus sprang zornig auf sie zu und schüttelte sie. Sie wisse wohl nicht, was sie rede! Der Teufel solle sie und ihn holen, wenn er zuließe, daß sie sich dem Herrn an den Hals würfe!

Bärbe riß sich empört los. Sie maß den Wütenden mit einem sprühenden Blick, dann preßte sie die Lippen spöttisch zusammen, warf den Kopf nach hinten und entgegnete ihm recht schleppend, um ihn noch mehr zu kränken, daß schließlich der Bewerber ein vornehmer Ratsherr und er nur einer seiner geringsten Werker sei; wenn er weiter so unflätig fluche, würde ihre Zuneigung zu ihm ganz erlöschen. Auch wenn der reiche Herr seine Werbung zurückzöge, würde sie es sich noch sehr überlegen, ob sie einen solchen groben Kerl, wie den Klaus, zum Manne nähme.

Ihr war nicht wohl dabei, als der junge Mensch verstummte, sie offnen Mundes anstarrte und stracks zu ihrem Vater lief und seinen Abschied begehrte, um bei einem andern Meister Arbeit zu suchen.

Aber Meister Matthäus entließ den Gekränkten nicht. Er schalt seine Tochter bekümmert aus, daß durch die Weiber alles Unglück über die Erde gekommen und auch über seine ruhige Arbeit! Die Leute würden ihn am Ende für einen so eitlen Toren halten, der sich einen vornehmen Eidam gefangen; seine beiden ältesten Töchter, die in der Gegend an brave Handwerker verheiratet waren, würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über seine Narrheit, das Aschenbrödel einem Prinzen zu geben! Das Aschenbrödel, das es am besten von allen Schwestern gehabt hatte! Nein, er sei nicht so unverständig, er wolle mit dem Herrn noch einmal ein ernstes Männerwort reden. —

Der Ratsherr hörte ihn geduldig an. Er lächelte sogar leichthin ein paarmal, als seien des Vaters gute Gründe nicht von Belang. Weder die kurze Bekanntschaft, noch die schlichte Herkunft schreckten ihn ab. Matthäus kämpfte um das Glück seines Lieblings. Er wollte nicht, daß sein Kind von den vornehmen Frauen des Rates schief angesehen und mißachtet werde.

Worüber der Ratsherr sich kurz anließ, zu bemerken, daß sein Weib ebenso vornehm sei wie die andern Frauen und keine es wagen dürfe, die Nase über sie zu rümpfen, und was die kurze Bekanntschaft beträfe, so wolle er sich ungern zwar, aber um des Mädchens willen, ein paar Wochen gedulden. Sie solle entscheiden, wann sie die Hochzeit zu feiern gedächte.

Er ging mit dem bedrückten Vater in dessen Haus und Gemach, wo er die Tochter nach ihren Wünschen befragte. Seine weiche Stimme, sein ganzes Wesen übten einen solchen Zauber auf das Mädchen aus, daß sie ihm mit halbgeschlossenen Augen und zitternden Nasenflügeln, die Hände ineinandergekrampft, ohne Zögern antwortete:

„Zu Mariä Himmelfahrt soll die Hochzeit sein!“

Worauf der Baumeister zusammenzuckte, dann aber ihre beiden Hände zwischen die seinen nahm, sie wie eine Kostbarkeit ein paar Augenblicke behutsam festhielt und dann freigab. Er verabschiedete sich sogleich von dem Vater, den er einverstanden wähnte, und glaubte nun alles in Ordnung.

Es kam zu einem stürmischen Auftritt zwischen Vater und Tochter. Ihre Herzlosigkeit, den mit Klaus bestimmten Hochzeitstag zu nen-

nen, sei eine Niederträchtigkeit, deren er sie nie für fähig gehalten. Jetzt werde er der Bitte seines braven Gesellen, aus der Arbeit zu gehen, willfahren, denn er könne es nicht mitansehen, wie ein so tüchtiger gerader Mensch wie Klaus unter ihrer Eitelkeit und Schnödheit leide, obgleich er ihn bei der Arbeit nicht entbehren könne und nicht wisse, wie er ohne ihn fertig werden würde. Es sei eine Schmach und Schande, und Gott möge ihr verzeihen, er könne es nicht!

Bärbe flüchtete sich weinend zur Muhme, die sie aber geschickt zu trösten wußte.

Klaus verließ ein paar Tage später die Stadt. Es hieß, er suche in Brandenburg Arbeit, wo sie an der Katharinen-Kirche werkten.

Meister Diederich erschien kaum mehr auf dem Bauplatz. Er ging täglich in die Werkstatt des alten Matthäus, blieb aber bei dem einfältigen Manne nur kurze Zeit. Er schob die Scheu, mit ihm zu reden, auf die veränderte Lage zwischen ihnen und lächelte nachsichtig.

Er ging über den Hof in die Wohnung des Alten, wo ihn die Muhme mit vielen Knixen und unterwürfigen Redensarten empfing. Sie ließ ihn sehr bald mit seiner Braut allein, lauschte aber durch die Tür angespannt auf jedes Wort, was in der Stille des Gemaches fiel. Verzückt hörte die Alte sein Liebesgestammel, was dem eines unreifen Knaben ähnelte, und nichts mit der einfachen Werbung der Männer aus dem Volke zu tun hatte. Sie meinte zu einer Nachbarin, es höre sich an wie Gesang, manchmal wie das Gebet des Priesters in der Kirche; richtig wie ein Mann spräche er kaum. Sie schüttelte den Kopf über das Gebaren des älteren Mannes und kicherte ihrem Bruder in das unwillige Ohr:

„Ja, ja, alte Scheunen brennen hell! Aber so etwas habe ich noch nie gesehen! Die vornehmen Leut sind eben anders!“

Barbara wußte, daß die Muhme lauschte. Aber wenn sie oft nah daran war, sie fortzujagen, so unterließ sie es doch immer wieder aus einem dumpfen Gefühl der Beklemmung, mit dem Manne ganz allein zu sein. Ihr wurde es manchmal unheimlich unter der inbrünstigen Glut des im Grunde doch noch fremden Verlobten. Was führte er für eine seltsame Sprache? War sie denn eine Heilige? Hatte sie ein Madonnenlächeln, Hände der Mutter Gottes, Augen der ewigen Liebe? War das nicht ein bißchen Gotteslästerung, so etwas von ihr zu sagen? War sie nicht Bärbe Matthäus, ein gesundes, derbes Kind der Mark, mit frischen Lippen, mit rauhen, kräftigen Fäusten, die die Arbeit nicht scheuten, mit Füßen, die in derben Schuhen staken und ungehindert und nicht zimperlich durch Staub und Modder gingen? Ihr war es peinlich, den vornehmen Mann vor sich knieen zu sehen und seinen Kopf gegen ihren groben Rock zu fühlen — so sehr sie seine leise, tiefe Stimme liebte, so gern hätte sie ihn mit ihrer Sprache reden gehört und nicht in der ihr völlig fremden Art, wie er sich ausdrückte. Sie war und wollte auch nicht sein weder Madonna noch Prinzessin! Sie traute sich wohl zu, eine Ratsfrau zu werden, dem vernachlässigten Manne sein großes Haus in Ordnung zu halten, ihm ein gutes Mahl zu bereiten und auch eine Anzahl Gäste aus dem Rat bei sich fein zu bewirten, daß er sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Sie hatte Sinn für ein gefälliges Dasein und feinere Lebenslust; aber sie begriff nicht recht die Art, wie der ältere Mann sie liebte. Was ihr bei aller gesunden Eitelkeit zuerst schmeichelhaft gedünkt, wirkte ihrem geraden Sinn bei der Wiederholung übertrieben, unwahr. In die Verehrung, die sie zuvor gegen den ernsten Mann gehegt, mischte sich ein wenig Spott über die seltsame Art seiner Liebe, bei der sie sich bald nicht mehr geschmeichelt fühlte, sondern ein bißchen lächerlich vorkam, einer Anbetung, die nicht zu ihrem einfachehrlichen Wesen paßte. Bald empfand sie Furcht über eine Glut, die ihr schwül und abstoßend dünkte und ihre Sinne beunruhigte.

Was der vornehme Mann in ihr sah, war ja alles nicht sie, sondern das Traumbild irgend einer unirdischen Frauenerscheinung, in das er verliebt war und das ihm eines Tages eine große Enttäuschung bereiten mußte, wenn es sich als irdisches Geschöpf enthüllen würde. Ganz leise schlich sich manchmal ein Bedauern durch ihr Herz, die erdhafte Liebe ihres früheren Vertrauten zurückgestoßen zu haben gegen diese Vergötterung, in der sie sich gezwungen und unnatürlich vorkam.

Dann aber überwog in ihrem klaren Verstande doch der Vorteil einer Verbindung mit einem so bedeutenden, wohlhabenden und geehrten Mann. Denn sie wurde schon jetzt auf der Straße anders gegrüßt; feine Frauen redeten sie freundschaftlich wohlwollend an, sie bekam jeden harmlos ausgesprochenen Wunsch erfüllt und manches kostbare Geschenk, mit dem sie nicht viel anzufangen wußte, da ihr der Vater verbot, sich anders zu kleiden oder zu schmücken, als sie gewohnt war. Sie könne sich das für die Zeit aufsparen, wo sie nicht mehr in seinem Hause lebe. Sie wäre kein richtiges Weib gewesen, wenn sie sich nicht der veränderten Lage und ihrer Macht gefreut hätte, die sie über den Bauherrn besaß, sie, ein unwissendes Mädchen gegenüber dem gelehrten Manne.

Ueberwältigend für sie war der Augenblick, als er sie fragte, ob er die Fensterrose beenden oder zerstören solle.

Sie verstand zuerst nicht, was er damit meinte. Aber als er ihr sagte, daß er keinen Gedanken mehr an andere Dinge hängen wolle als nur an sie, da war es ihr doch heiß zum Herzen geströmt, und ein großes Glücksgefühl erfüllte ihre Seele. Sie war nahe daran, zu rufen:

„Zerstöre dein Werk!“

Aber dann kam doch ihr gesund und praktisch denkender Sinn zum Durchbruch. Die Rose bedeutete nicht nur für den Bauherrn einen

Triumph, sondern auch für ihren alten guten Vater, und auch für den fernen Klaus, der doch geholfen hatte, sie zu vollenden. Nein, dies Werk so schöner Gedanken so vieler Monate, so reicher Arbeit durfte nicht leichtsinnig um einer Schwärmerei willen zerstört werden! Im Gegenteil: gerade dadurch sollte endlich wieder Glück und Zufriedenheit in ihr Haus einziehen! Der Vater ließ sich am Ende wieder versöhnen und auch Klaus würde ihr mit der Zeit die Kränkung verzeihen, wenn er sah, wie glücklich sie war; denn er war bei aller Grobheit ein guter, selbstloser Mensch. Um eines Machtkitzels willen würde sie nicht den Lohn der Arbeit aufs Spiel setzen! Ihrem fleißigen Vater war der Ruhm wohl zu gönnen, der geschickteste Glasmaler im Lande zu heißen. Am Tage der Einweihung der Rose würde ja das Fest ihrer Hochzeit stattfinden. Wenn der brave Klaus auch nicht die Braut heimführte, die Rose würde er sich auch einmal ansehen wollen. Das Lob aller Bürger über das wunderschöne Werk würde auch ihn entschädigen; und die Ehre, die seiner Vertrauten zuteil geworden, würde ihn ein wenig über den eigenen Verlust trösten. Nein, nein, die Rose mußte vollendet werden! Das sollte des Herrn Hochzeitsgeschenk an sie sein!

Meister Diederich starrte sie eine Weile wie fremd an. Das hatte er bei allem Verständnis für seine Tätigkeit doch nicht von ihr erwartet. So las sie in seiner Seele?! Fühlte sie die Angst, die ihm beim Aussprechen dieses ungeheuren Gedankens ergriffen hatte, sie könne es wirklich wollen?! Sein Lebenswerk zerstören?! Seinen Ruhm selber vernichten? Das wäre ja Wahnsinn gewesen! Erst als sie sein Opfer nicht verlangte, merkte er das Furchtbare seiner Bereitwilligkeit. Ihm schwindelte, wie einem, der an einem Abgrund erwacht und den das Grauen überläuft, was bei einer leisen Bewegung im Schlafe hätte geschehen können! Er griff mit beiden Händen ins Leere und sank zu ihren Füßen nieder wie ein zerspellter Baum. Sie erschrak gewaltig über die Wirkung ihrer Worte und konnte sich die Erschütterung des Meisters nicht erklären; ja sie war beinah unwillig über soviel übertriebenes Gefühl; da waren die Wutausbrüche und Flüche des Klaus doch männlicher gewesen. —

Nach diesem Tage lebte Meister Diederich wie in einem immerwährenden Rausche. Dies Weib verkörperte ihm alles, was er auf Erden jemals geliebt: sie war seine Mutter, die den aufgeregten Knaben beruhigte mit milden Worten; sie war seine Schwester; die den Bruder in seinen Plänen verstand. Sie war die traumhaft Geliebte, deren Kuß Feuerströme durch seinen Leib rieseln machen konnte; sie war die Madonna, die mit heiligem Lächeln all seine Sünden verzieh —

Ihre Nähe berauschte ihn bis zur äußersten Glut der Leidenschaft, um ihn im nächsten Augenblick bei einer zurückweichenden, erschrockenen Bewegung ihrerseits sogleich zu entsinnlichen bis zur knieenden Anbetung einer Heiligen. Mußte er sie nicht anbeten, die ihm sein Werk zurückgeschenkt hatte? Dieses Werk, das er als den Gipfel seiner Kunst betrachtete, das der alte Konrad ansah als den sichtbar gewordenen Gottesgedanken im Licht der Farben? Als das Sinnbild der Glut in der Hingabe an den Einen? Wenn auch sein Ehrgeiz das große Gefühl gewesen, das ihn nie ermüden ließ, andre fühlten es doch: alles zur Ehre Gottes!

Und sie hatte ihn und seine geheimsten Gedanken verstanden! Sie rettete seine Arbeit, sie verlangte das Opfer nicht! Kein noch so großes Werk konnte sich zwischen sie und ihn stellen, zwischen sie und seine Liebe — ja, im Lichte der Rose würden sich ihre Hände vereinen, im Lichte der bunten Farben ihre Liebe überirdisch aufblühen — was waren des Mannes Gedanken gegen die Liebe eines holdseligen Weibes? Er war nur wert, der Schemel ihrer weißen Füße zu sein, ihrer weißen Füße —

Wenn seine Gedanken so um sie kreisten, verlor er fast wieder die Besinnung vor innerer Erregung, und er vermied dann, sie zu sehen, um sie nicht in den Sturm seiner Sinne zu reißen und sie zu erschrecken —

Je näher der Tag Mariä Himmelfahrt kam, desto mehr schüttelten die Leute in der Stadt die erfahrenen Köpfe. Die ernsthaftesten Männer würden zu Narren durch ein munteres Weib. Die Sache könne nimmermehr gut ausgehen. Alt und jung gehörte nun einmal nicht zusammen, wie vornehm und gering, und er werde schon noch einmal merken, welch eine Rute er sich in der gewitzten Bärbe gebunden. Und manche Frau, die um ihre Freundschaft warb, ihr aber das Glück und die Ehre nicht gönnte, redete häßliche Dinge über das ehrliche Mädchen, das sich wohl früher oder später über den alten Mann mit einem jungen trösten werde, der ja nur auf den Wink warte, um sofort zur Stelle zu sein. Es gibt nichts Geheimes, das nicht schon hundertmal durch der Leute Mäuler gelaufen —

Die Scheiben wurden in das zierliche Maßwerk eingesetzt. Das Gelb und Rot und Blau und Grün leuchtete wie Samt; brannte und loderte wie Feuer als die Sonne es traf. Trunken starrte der Meister hinauf. Er preßte dem alten Matthäus die Hände, der um der Pracht willen stolz auf seinen Herrn und Eidam war. Er warf den Arbeitern einen vollen Beutel zu, er wollte jeden mit fröhlichen Mienen sehen.

Am Abend desselben Tages ließ sich dem Bauherrn ein Mann melden, der ihn in wichtiger Sache zu sprechen begehrte.

Es war Klaus, dem es in Brandenburg keine Ruh gelassen, und der trotz allem Abraten seines Lehrmeisters doch noch den Versuch wagen wollte, die Braut zurückzugewinnen.

Als er aber vor Meister Diederich stand, entfielen ihm alle großen und heftigen Worte, die er sich vorgenommen. Er sagte ganz schlicht und leise, daß er mit der Bärbe früher verlobt und

ihre Hochzeit auf den morgigen Tag angesetzt gewesen sei. Und dann fiel ihm noch ein glückliches Wort von dem armen Nathan und dem reichen David ein. Dem Bauherrn stünden alle Häuser der Stadt offen, er aber habe nur diese eine, die er trotz allem immer noch liebe. Er bäte ihn um seines eignen Seelenheils willen, damit nicht ein Unrecht unwissentlich begangen werde an zwei Menschen, die sich seit Jahren geliebt hätten. Die Bärbe handle nur aus erklärlicher Eitelkeit, aber nicht aus Liebe und sie wisse nicht, welchen falschen Weg sie einschlage. Was bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit zu entschuldigen sei, was aber reife Männer nicht ausnützen dürften.

Seine Worte waren von erschütternder Echtheit und hätten jeden überzeugen müssen.

Meister Diederich sah ihn nur sehr erstaunt und ein wenig spöttisch an. Ihm sei nicht bewußt, daß die Bärbe einen andern liebe als nur ihn; denn sie selber habe ja den Tag bestimmt. Sie erscheine ihm auch nicht eitel und weltfremd, sondern von klarem Verstande und schlichtem Wesen. Eine frühere Bindung sei wohl nur eine Kinderei gewesen und nicht ernsthaft zu nehmen. Es sei ihm natürlich leid, daß vielleicht mancher junge Mann in der Stadt nun seine stillen Hoffnungen zerstört sähe; aber das sei ja immer der Fall, wenn ein schönes Mädchen freie. Die Verschmähten müßten sich eben bescheiden.

Weniger der Inhalt als der leichte, überlegene Ton der Rede empörte den armen Zurückgewiesenen. Hier sprach nicht Mann zu Mann, sondern der Herr zu dem Diener. Aber wenn man ein armer Geselle war, so mußte man eben schweigen. Er verneigte sich kurz und ging.

Aber nicht zu seiner Herberge. Er klopfte noch spät bei seinem alten Meister Matthäus an. Er hoffte, wenn auch keine Unterstützung, doch Trost und Zuspruch von ihm zu erhalten. Aber er hatte sich auch hier getäuscht. Die Vollendung der Rose, der reiche Lohn, der ihn erwartete, der Ruhm, der sich auch außerhalb der Stadt über das Werk auszubreiten anfing, ließen ihn den Eidam doch willkommener heißen als vor ein paar Wochen. Er begrüßte den ehemaligen Gesellen zwar ganz freundlich, meinte aber, es sei wohl für alle Teile besser, wenn er die Stadt noch heute verlasse, damit morgen keine Unruhe entstünde. Er müsse sich nun abfinden, wie er sich als Vater abgefunden habe.

Schließlich sei das doch ein gewaltiger Unterschied, meinte der Geselle, bat aber um die Erlaubnis, Bärbe noch einmal zu sehen. Der Alte konnte ihm diese Bitte nicht abschlagen, obgleich er das Aussichtslose und Quälende eines solchen Besuches ahnte und es dem braven Jungen gern erspart hätte.

Bärbe bekam einen Schreck, als sie seine Stimme wieder hörte, deren rauhen Klang sie beinah vergessen hatte. Sie fühlte einen Stich im Herzen, als sie ihn so blaß und abgezehrt vor sich sah. Beinah hätte sie in alter Weise die Arme um seinen Hals geschlungen und ihm übers Haar gestrichen; aber sie bezwang sich und blieb gefaßt vor ihm stehen.

„Ich weiß, Bärbe, es nützt alles nichts, ich verliere dich. Aber ich möchte nur eins wissen: liebst du wirklich den feinen Mann? Kannst du ihn so recht mit aller Seele herzen und küssen, wie wir uns geherzt und geküßt haben?“

Bärbe schloß einen Augenblick die Augen.

Diesen Mann herzen und küssen wie den Klaus?! Welch närrischer Gedanke! Wenn sie einmal so recht ausgelassen sein wollte, sah er sie sehr erstaunt an, daß sie sich dessen schämte und sich wieder zu einem gehaltenen Wesen zwang. Aber wer Frau Diederich werden wollte, durfte auch nicht kälbern wie die Kinder. Es würde ja auch mit jedem Jahre leichter werden, sich würdig zu benehmen. Armer Klaus! Nein, zurück konnte sie nicht mehr! Das mußte er einsehen.

„Mit einem vornehmen Manne ist es etwas anderes als mit einem jungen Burschen, Klaus. Das verstehst du nicht so. Aber du meinst es doch gut mit mir. Da mußt du mir das große Glück gönnen, eines so reichen und geehrten Mannes Hausfrau zu werden. Er wird mir jeden Wunsch erfüllen, ich kann für den Vater sorgen, wenn er alt wird —“

„Das alles hat ja nichts mit dem Glück zu tun, Bärbe“, bat er verzweifelt. „Sag mir, ob du ihn liebst.“

„Aber gewiß doch, Klaus! Es ist nur anders als es zwischen uns war. Wir beide kannten uns ja auch schon so lange.“ Sie suchte ihn von seinen trüben Gedanken abzubringen. Er mußte doch an seiner Arbeit hängen und neugierig sein, wie sie sich in der Vollendung ausnahm. Sie faßte freundlich seine Hand: „Komm nur morgen in die Kirche! Die Rose ist ein Wunderwerk! Jetzt haben sie sie verhängt, damit die Leute überrascht werden sollen. Aber komm, du hast ja auch deinen Teil daran!“

„Mädchen, du weißt nicht, was du mich bittest! Ich könnte dich zerreißen und hab dich doch so lieb! Ach, niemand kann mir helfen!“

Er stürzte aus dem Hause und irrte durch den sommerhellen Abend, es trieb ihn zu dem dunklen Massiv der Kirche. Von außen gewahrte er die Füllung des gewaltigen Rundes in toten Farben zwischen dem zierlichen Maßwerk, das in Bogen, Kreisen und Zacken das Fenster füllte. Nun war er doch begierig die Rose zu sehen. Er stieg über den Bauzaun und versuchte, in das Innere zu gelangen. Aber das Hauptportal war geschlossen. Bärbe hat ja auch gesagt, daß die Rose verhängt sei. Er umging das Gebäude, stolperte über Bauschutt und Steine und setzte sich schließlich auf einen Balken, nahm den Kopf in die Hände und weinte.

Es war schon dunkel geworden, als er erschreckt zusammenfuhr. Im Südportal knarrte ein Schlüssel, die Tür öffnete sich und der alte Konrad trat heraus.

Klaus suchte sich zu verbergen, aber die alten Augen hatten ihn im Mondlicht schon entdeckt.

„Klaus? Warst du nicht bei Meister Matthäus? Warum hast du nicht bis zuletzt ausgehalten?“

„Es gibt Scherben, die einem das Herz zerschneiden, ehrwürdiger Vater!“

Der Priester horchte auf.

„Mein Sohn, kann ich dir nicht helfen?“

„Nicht Ihr, noch sonst einer. Kein Mann und kein Weib.“

„So doch der Eine, der weder Mann noch Weib. Komm mit mir.“

Er ging noch einmal zur Tür zurück, schloß sie auf und winkte dem Burschen. Klaus ging zögernd hinterher. Er warf einen suchenden Blick zur Westseite, aber alles war pechschwarz. Die mächtigen Pfeiler ragten ins Ungewisse und trugen die Nacht auf ihren erhobenen Armen. Vorn am Chor schien fahles Mondlicht durch die hohen Fenster, er sah den Marienaltar in einer Ueberfülle von Blumen, deren Duft süß betäubend durch den Raum schwebte.

Sein Herz krampfte sich. Das war alles für den morgigen Festtag, wo ihm das Liebste auf immer entrissen werden sollte! Beichtete er jetzt dem Priester? Ach, der konnte ihm auch nicht helfen!

Da zog ihn dessen Hand bis zu den Stufen des Altars. Das ewige Licht flackerte in bronzener Schale hoch über seinem Haupte.

„Alle eure Sorge werfet auf Ihn! Kommet her, die ihr mühselig und beladen seid!“

Klaus sah sich bedrückt um.

Die Stimme des Alten klang aus weiter Ferne, er sah ihn nicht mehr. Da fiel er auf die Stufen nieder und blickte zu dem Altare auf, wo der holzgeschnitzte riesige Kruzifixus in erschreckender Naturwahrheit verblutete.

„Rufe mich an in der Not, so werde ich dich retten und du preise mich!“

Kam die Stimme von oben? Er faltete die verarbeiteten Hände und betete: „Herr Gott, um der bittern Leiden deines Sohnes willen, ich hab sie lieb! Laß' uns zusammenkommen! Wenn keiner hilft, du kannst, wenn du willst! Ich hab sie wirklich so lieb!“

Sein Kopf sank herab, er preßte die geschlossenen Hände gegen den zuckenden Mund, um nicht laut aufzuschluchzen.

„Was ihr mich bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch geben, spricht der Herr, der Erbarmer!“

Gott sprach zu ihm.

Er fuhr sich mit den Knöcheln über die Augen und erhob sich.

Er war merkwürdig ruhig geworden. Er sah sich nach dem Priester um, doch konnte er ihn nirgends gewahren.

So ging er langsam aus der Kirche hinaus, drückte die Tür fest in das Schloß und suchte den Weg zu seiner Herberge.

Es war Mariä Himmelfahrt.

Die gewaltige Kirchenhalle mit den erweiternden Seitenschiffen faßte schon am frühen Morgen die Menge kaum, die nicht nur aus der Stadt, sondern auch von den Dörfern und Flecken im weiten Umkreis herbeigeströmt kam — Kopf an Kopf standen sie mit großen und kleinen Kindern, alt und jung, das Volksfest zu begehen.

Das feierliche Hochamt war gehalten worden. Die Mönche der beiden Klöster der Stadt, die Dominikaner und die Franziskaner, dazu die Schwestern von St. Sabinen waren bis auf die Kranken und Bresthaften vollzählig unter Anführung ihrer Aebte und der Aebtissin erschienen und vermehrten dadurch noch die Feierlichkeit des hohen Festtages.

Noch war von der großen Rose nichts zu sehen, eine riesige Leinwand bedeckte die Farbenpracht, von der sich die Leute Zauberhaftes erzählten. Gegen Mittag verdrängten die Vornehmen der Stadt das Volk vom Lande und pflanzten sich in die vordersten Reihen der rasch aufgeschlagenen Bänke, die die Kirchendiener nur mit Mühe für sie freihalten konnten.

Es war seit langem das größte Ereignis der Stadt. Eine Hochzeit mit so wunderbarer Vorgeschichte erlebte man nicht noch einmal im Leben! Und im Gotteshause war ein Schwatzen und Lärmen wie auf einem Jahrmarkt oder Ringelstechen; ein Spotten und Lachen voll Neid und Bewunderung, voll heimlicher Wünsche und lauter Prophezeiungen —

Die Maurer und Zimmerleute, die Steinmetzen und Glaser, die Holzschnitzer und Maler standen geschlossen an der Turmseite, rechts und links des kleinen Altars, den man für die Feierlichkeit zu Füßen der Rose errichtet hatte. Ihr Einzug war allein schon Stunden des Wartens wert. An Stelle des alten Matthäus, der heut im Hochzeitszuge schreiten durfte, sah man mit Verwunderung den jungen Klaus bei den Werkleuten stehen, von dem man wußte, daß er vor kurzem die Arbeitsstelle verlassen. Die Leute munkelten, aber wagten sich nicht an den Gesellen heran, der ein merkwürdig verschlossenes Gesicht machte.

Draußen in den leeren Straßen der Stadt brannte die Glut der Augustsonne nieder und versengte den Boden und füllte die engen Gassen mit lastender Schwüle, daß sich immer mehr Menschen in den kühlen Raum der hohen Kirche drängten, um mit dem schönsten Schauspiel zugleich Erfrischung von der brütenden Hitze zu genießen. Laut flogen die Schwänke und das Gelächter der Großen, das Schreien und Plärren der ungeduldigen und bedrängten Kinder durch die heilige Stätte —

Auf jedem Gerüst saßen sie, erkletterten Stangen und Planken, hielten sich an Balken, Pfeilern und Steinplatten, stießen sich, zankten sich und prügelten sich um einen besseren Platz.

Nun entstand ein Gedränge an dem Seitenportal — der Hochzeitszug nahte. Vor dem Eingang staute sich die Menge, die nicht mehr Einlaß in die Kirche gefunden; auf den Zäunen, auf kalkbespritzten Bäumen, und auf dem Außengerüst hockten sie; auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuschen saßen sie in halsbrecherischer Weise, um sich nichts entgehen zu lassen.

Der Bürgermeister mit den Herren vom Rat schritt dem Zuge voran. Dann kamen je zwei Ausgewählte der Handwerke, dann die kleinen Chorsänger, deren Gesang hell und strahlend in die Luft stieg. Der alte Matthäus führte die Base, ein paar Mädchen und junge Burschen folgten, und zuletzt schritt das Brautpaar –

An der Kirchtür empfing sie der alte Konrad.

Der Lärm verstummte nach und nach, als die ersten Chorknaben sichtbar wurden und ihr lauter Gesang erscholl — selbst die kleinen Kinder hörten mit Schreien auf, so spannte auch sie die allgemeine Neugier. Die jungen Burschen und Mädchen stellen sich am Portal auf, um das Paar an sich vorbeizulassen und sich dann hinter ihm anzuschließen. — Der Priester ging voran und hob abweisend die Hände. Er mußte dem Zuge mühsam einen Weg durch die gaffende Menge bahnen, die nicht nur mit Blicken, sondern auch mit den Händen die Schreitenden betastete, voller Genugtuung über die Schönheit der Gewänder und deren lautabgeschätzter Kostbarkeit, bis der Meßner den allgemeinen Gesang anstimmte, in dem das Gerede allmählich unterging. Der Zug machte vor dem Altare Halt.

Der hochgewachsene Mann sah mit brennenden Augen zu dem Vorhang hinauf, der sein herrlichstes Werk verbarg. Der Gesang verstummte, atemlose Stille lastete, der ungeheure Raum war eine Erwartung — da klirrten Ringe, Stoff rauschte — tausend Augen in erregten Gesichtern hingen gebannt an dem Rund, der großen Rose, die nun in allen Regenbogenfarben ihr blendendes Licht über die Menge ergoß — ein erschütternder Schrei stieg empor, Diederich wankte wie betäubt — dann brauste es durch den Dom:

Gloria in exelsis deo!

Die vorn standen fielen in die Knie und weinten laut —

Der alte Konrad hielt die Weiherede. Er sprach von dem großen Werke, das einer erdacht und viele ausgeführt mit treuen Händen, alles zur Ehre Gottes; und daß sich zwei Herzen gefunden, die sich nun unter dem Licht der leuchtenden Rose für immer verbinden wollten —

Die Frauen schluchzten — es war zu schön!

Wie stolz sah der Bräutigam aus, wie lieblich die Braut, wie wunderbar das Fenster! Von diesem Tage würde man noch lange sprechen, wenn man an den dunklen Winterabenden in den Katen und Kammern saß.

Das Brautpaar kniete, der Priester hob die Hände zum Segen.

Da geschah das Unglaubliche, Ungeheure, Furchtbare, daß der Geistliche seinen Spruch unterbrach und die Vornehmen entsetzt von ihren Sitzen aufsprangen —

Bei den Worten:

„So will ich euch binden unter dem leuchtenden Auge Gottes —“ verdunkelte sich plötzlich das Licht und die Farben glitten in ein stumpfes Grau über. Aller Glanz war aus der Kirche gewichen, ein Schauer lief durch die Menge.

„Die Rose – – die Rose!“ —

Da hob sich eine Stimme laut über allen:

„Gott gibt es nicht zu! Er hat mein Gebet erhört!“

Die Köpfe flogen nach dem Rufer.

Klaus war vorgesprungen und starrte zu dem farblosen Rund empor:

„Die Rose ist tot!!“

Es wurde fast schwarz in der Kirche, Kinder schrien laut, Weiber kreischten, Männer stießen nach vorn. —

Da rief eine scharfe Stimme:

„Es ist eine Wolke! Segne uns, Priester!“

Der Alte hob beschwörend die Hände.

Draußen war ein Wetter aufgezogen, wie es noch nie über die Stadt gekommen. Selbst in dem hohen Bau lag es wie Blei auf den Schultern der Menge, der Atem versagte, man glaubte zu ersticken —

Da flammte es mit einmal grell hinein. Des Priesters Auge, das den großen Fenstern des Chors zugekehrt war, zuckte unter dem feurigen Strahl zusammen: es war, als risse der Himmel von oben bis unten auf – –

Und dann krachte es herab, ein einziger Schlag — und ein Prasseln, Dröhnen, Klirren und Donnern folgte – – das Maßwerk der Rose stürzte hinunter – – ein ungeheurer Tumult — Schreien, Drängen, Brüllen, Trampeln:

„Die Kirche brennt!“

Entsetzliches wäre geschehen, wenn nicht der alte Priester sich als Erster gefaßt hätte: er winkte den Chorknaben, nachdem er sich überzeugt, daß nur die frischgemauerte Rose vom Blitz getroffen, und ließ sie das Kyrie eleison anstimmen – – dann hieß er die Mönche die Portaltüren öffnen – –

Durch den weiten Bogen sah man draußen den Regen strömen, rauschend, erquickend, beruhigend —

Meister Diederich hielt sich am Altare fest.

Seine Rose! Ein wüstes Trümmerfeld lag am Boden – – wollte Gott nicht, daß er zween Herren diente? Ihm und dem Weibe? War es ein Zeichen? Eine Strafe? In diesen wenigen Augenblicken der Erstarrung stürzte ihm eine Welt zusammen und eine neue stieg aus dem Chaos der Steinbrocken und Scherben empor. Gott gab es nicht zu! Rief ihn zurück aus der Welt der Sinne und Leidenschaften, der Ruhmsucht und des Eigennutzes, der Selbstvergötterung und der Verblendung in die reine Luft der Hingabe an den Einen, dem alles untertan sein sollte, so wie es der alte Konrad vermeinte —

Er fuhr sich mit der Hand über Augen und Stirn, als wolle er den Albtraum von sich schütteln — dann wandte er sich um und seine Augen suchten das Weib, um dessentwillen er alles vergessen — seine Augen suchten und fanden es nicht. Sie sahen nur ein einfaches Mädchen mit verschobenem Kranz und zerknittertem Schleier auf zerzaustem Haar mit schreckhaft aufgerissenen Augen und weinerlich verzogenem Munde, das beide Arme um einen verwirrten alten Mann

geschlungen, und entsetzt vor ihm zurückwich; daneben einen jungen Burschen mit verklärtem Angesicht, die gefalteten Hände am Kinn — wer waren diese Leute, die ihm unendlich fremd erschienen? Was begehrten sie von ihm, dem Dombaumeister? Wozu staute sich hier die aufgeregte Menge, warum sangen die Knaben? Ach sie hatten sein Werk feiern wollen, das nun vernichtet war für immer! Nie würde er wieder beginnen, wo Gott so deutlich gesprochen! Zumauern würde er das mächtige Rund lassen, für immer blind! Und nach ihm ein anderer? Von Mund zu Mund würde die Geschichte der zerschmetterten Rose weitergetragen werden, von Kind auf Kindeskind, und kein Steinmetz nach ihm würde sich daran wagen, sie zu erneuern —

Er wandte sich langsam zu dem Gesellen:

„Führe dein Mädchen nach Hause!“ —

Der erwachte wie aus tiefem Schlafe und trat auf seine Liebste zu.

Bärbe sah ihn mit feuchten Augen an und neigte dann demütig die Stirn.

„Ich habe dir bitter weh getan, Klaus. Sei wieder gut!“

Er streichelte beglückt ihre Hände.

Der Regen ließ nach, die Menge drängte langsam und beklommen hinaus. Hatte Gott sie strafen wollen für all ihren Uebermut und weltlichen Sinn? Waren sie nicht zu einem Schaustück gekommen anstatt zu einem Gottesdienst? Hatten sie nicht den Tag mit losen Worten entweiht? Hatte einer von ihnen Gottes gedacht? War es nicht wie beim Turmbau zu Babel gewesen, wo Gott auch nicht zuließ, den menschlichen Hochmut, die sündliche Vermessenheit, ihm nahe kommen zu wollen? Wer hatte beim Betreten des Gotteshauses gebetet? Hatte nicht Fluchen und Zanken die Luft erfüllt? Wessen Herz war fein stille gewesen? Ja, ja, Gott ließ sich nicht spotten! Menschenwerk ist Tand vor seinen Augen, ein Zucken seiner erzürnten Hand — und es ist nicht mehr!

Erschüttert und in sich gekehrt schritten sie über die Stufen in die gereinigte Luft hinaus, tief aufatmend und die Frische in sich saugend — Herr, erbarme dich unser! Wir hatten alle dein vergessen! —

Der alte Konrad schleppte sich in die Sakristei. So tapfer er sich vorhin gezeigt, so schwach fühlte er sich, nachdem alles ohne weiteres Unheil vorübergegangen.

Seine geliebte Rose war dahin: lux aeterna hatte er sie genannt! War es vermessen gewesen? Wollte Gott ihm beweisen, daß das ewige Licht nicht aus irdischem Stoff gemacht? Daß er nicht solchen Glanzes bedurfte, um sich anbeten zu lassen? Ja, daß die Pracht solcher menschlichen Schöpfung ihm nicht genehm sei, wenn sie die Herzen zum Aeußerlichen kehrte und die Seele mit andern Bildern füllte als nur mit Gott allein?! Diente man ihm dann nicht besser in Schlichtheit und Einfalt des Herzens? Was war aus dem Hause Gottes geworden? Er warf einen Blick durch das Schiff, auf dessen Boden und Bänken es wie ein Schlachtfeld aussah. —

Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht!

Er schüttelte den greisen Kopf.

Gott ließ sich nicht spotten —

Als er die Stufen zur Sakristei hinabschritt, gewahrte er im Dämmer des kleinen Gemaches auf einem hölzernen Armstuhl die zusammengesunkene Gestalt des Dombaumeisters. Der Priester seufzte schwer. Hier war einer, der am tiefsten gestürzt war! Dunkel ahnte der alte Mann, welchen Zusammenhang der verzweifelte Schmerz des jungen Gesellen mit dem heutigen Festtag gehabt hatte — war ein Unrecht geschehen und hätte er dazu beinah seinen Segen gegeben?! Wunderbar sind Gottes Wege — wie nur würde der stolze Mann es tragen?

Er ging behutsam auf ihn zu.

Der Baumeister wandte ihm langsam das blasse Gesicht entgegen.

„Meine Gedanken waren nicht Seine Gedanken!“ sagte er leise.

Dann glitt er vom Stuhl in die Knie und beichtete:

„Mea culpa, mea maxima culpa!“

Da trat der greise Priester auf ihn zu:

„Ego te absolvo a peccatis tuis in nomine patris et filii et spiritus santi!“ sagte er mit zitternder Stimme und hob seine Hände über das demütig gebeugte Haupt. —

Pflicht.

Von W. Groß, Prenzlau.

So gehst du neben mir mit scharfem Schritt,
Du reihst mich auf und ziehst mich achtlos mit,
Ich spür' im Tageswerken, Abendwachen
Den harschen Hauch aus deinem dunklen Rachen.

Je weiter ich an deiner Seite eile,
Verlierend mich in deiner Nähe weile,
Je stärker mich dein milder Zwang bedient,
Bin ich in hämmerharten Stahl geschient.

Um deine Lippen sich ein Zwingen formt,
Von Kraft gebunden und in Zeit genormt,
Die beid' in mir wie heit're Rosen blühen:
Draus trink' ich dich, noch lächelnd im Verglühen.

Wenn die Stern' am Himmel stehn.

Text von E. Reichert.

Melodie u. Bearbeitung von E. Reichert.

Langsam und innig

p.

Wenn die Stern am Him - mel stehn, { un - ser Kind - lein
kannst die Kind - lein
all die Kind - lein

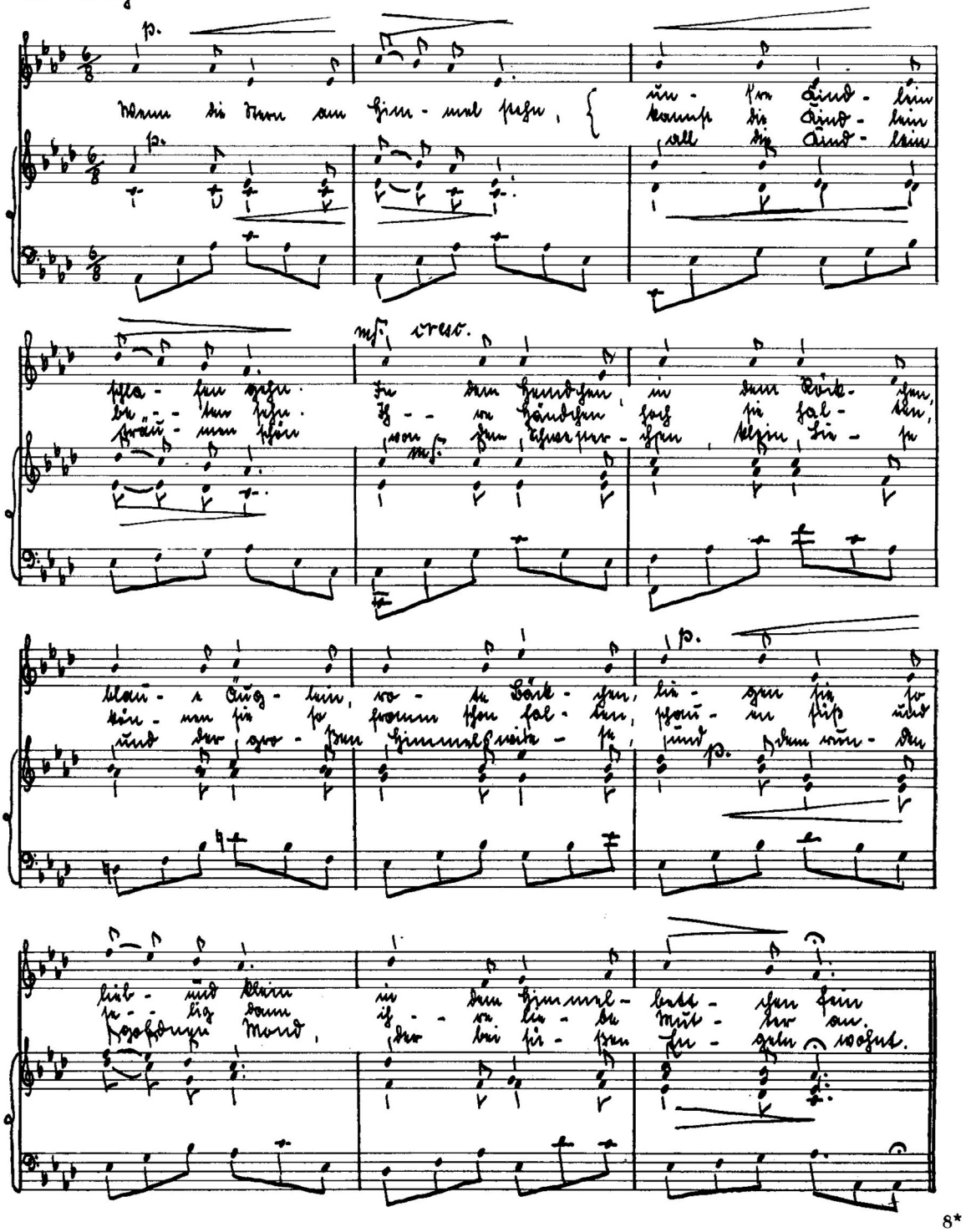
schla - fen gehn. In dem Hemdchen, in dem Röck - chen,
be - ten sehn. Ih - re Händchen hoch sie hal - ten,
träu - men schön von dem Schwester - chen, klein Lie - se

mf. cresc.

blau - e Äug - lein, ro - te Bäck - chen, lie - gen sie so
kön - nen sie so fromm schon hal - ten, schau - en süß und
und der gro - ßen Himmelswie - se, und dem run - den

p.

lieb - und klein in dem Himmel - bett - chen fein
se - lig dann ih - re lie - be Mut - ter an.
goldnen Mond, der bei sü - ßen En - geln wohnt.



Goldene Hochzeiten.

1. Wilhelm Karl Friedrich Dittmann und Friederike Wilhelmine Johanna geb. Zernke in Güſtow, am 26. September 1930.

2. Leo Otto Alb. Oskar Friedrich und Marie Eliſabeth geb. Zaſtrow in Prenzlau, Bergſtraße 8, am 8. Oktober 1930.

3. Karl Wilhelm Friedrich Pannack u. Auguſte Karoline Friederike geb. Behrend in Prenzlau, am 10. Oktober 1930.

4. Wilhelm Freiherr und Wilhelmine geb. Schramm in Prenzlau, Triftſtr. 34, am 21. Oktober 1930.

5. Karl Ludwig Wilhelm Krüger und Wilhelmine Friederike Caroline geb. Meißner in Prenzlau, am 24. Oktober 1930.

6. Friedrich Fahning u. Anna geb. Herrmann in Prenzlau, Wilhelmſtraße 228, am 30. Oktober 1930.

7. Heinrich Milbach und Emilie geb. Schmoll in Prenzlau, Wittſtraße 3, am 6. November 1930.



Ehepaar Kühntopf in Prenzlau.



Das Krügerſche Ehepaar in Göritz.

8. Auguſt Karl Wilhelm Doering und Auguſte Friederike Wilhelmine geb. Bengelsdorf in Strasburg Um., am 26. November 1930.

9. Karl Wilhelm Krüger und Johanna Juſtine Wilhelmine Friederike geb. Brauer in Göritz, am 28. November 1930.

10. Karl Spaller und Auguſte Karoline Wilhelmine gebor. Moll in Prenzlau, am 28. November 1930.

11. Auguſt Friedrich Wilhelm Spann und Auguſte Emilie Pauline geb. Netzbandt in Prenzlau, Neuſtadt 711, am 5. Dez. 1930.

12. Auguſt Friedrich Wilhelm Treddin und Erneſtine Friederike Wilhelmine geb. Haack in Prenzlau, Winterfeldtſtraße 2, am 5. Dezember 1930.

13. Auguſt Johann Wilhelm Radecker und Hermine Mathilde Wilhelmine geb. Plepp in Strasburg Um., am 21. Januar 1931.

14. Auguſt Hermann Karl Stöckel und Auguſte Johanna Luiſe geb. Simon in Prenzlau, Schwedter Str. 23a, am 29. Januar 1931.

15. Auguſt Julius Kühntopf und Auguſte Albertine Wilhelmine geb. Freyer in Prenzlau, Kloſterſtraße, am 30. Januar 1931.

16. Friedrich Dörwald und Wilhelmine geb. Schewe in Zerrenthin, am 18. Februar 1931.

17. Karl Wilhelm Auguſt Bade und Berta Marie Mathilde geb. Wittſtock in Kleptow, am 27. Febr. 1931.

18. Karl Friedrich Wilhelm Zimmermann und Erneſtine Wilhelmine Chriſtine geb. Gladow in Brüſſow, am 24. März 1931.

19. Wilhelm Friedrich Auguſt Samuel und Caroline Johanna Charlotte geb. Lemke in Prenzlau, Siedlung 16, am 27. März 1931.

20. Hermann Seegebrecht und Alwine Marie Helene geb. Lefèvre in Papendorf, am 31. März 1931.



Das Wienandtſche Ehepaar in Prenzlau feierte am 5. Februar 1930 das Feſt der diamantenen Hochzeit.



Ehepaar Spann in Prenzlau.

21. Carl Friedrich Wilhelm Studier u. Auguſte geb. Hidde in Wilſickow, am 31. März 1931.

22. Ernſt Wilh. Julius Peters und Ida Marie Auguſte geb. Biwan in Prenzlau, Schwedter Straße 7, am 19. April 1931.

23. Ferdinand Friedrich Müller u. Johanna Marie Eliſabeth geb. Neumann in Wollin, am 28. Mai 1931.

24. Carl Friedrich Auguſt Bobermin und Wilhelmine Ernſtine Caroline geb. Ringel in Prenzlau, Stettiner Straße 19, am 19. Juni 1931.

25. Albert Ernſt und Henriette geb. Wolter in Grenz, am 25. Juli 1931.

Diamantene Hochzeiten.

1. Karl Chriſtian Steinfurth und Wilhelmine Erneſtine geb. Höft in Schapow, am 30. Oktober 1930.

2. Auguſt Kücken und Wilhelmine Marie geb. Zahnow in Eickſtedt, a. 16. April 1931.

Die beiden Alten.

Von Guſtav Metſcher.

Wir haben uns ſoviel zu ſagen
Aus alten Stunden und jungen Tagen,
Von Glück und Wonnen
Und Sommerſonnen,
Von Seelenleiden
Und Sichbeſcheiden
Wir beiden!

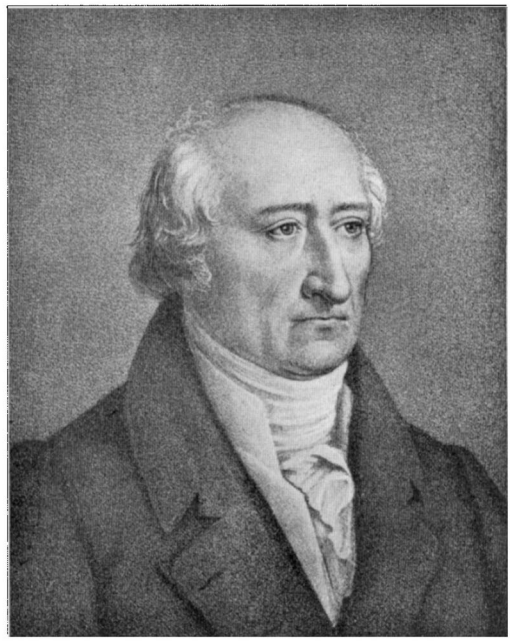
Komm, laß uns ein Wegſtück ſelbander
Dorthin, wo die Roſen in [gehen,
Wo Büſche klingen [Blüte ſtehen,
Vom Glockenſingen
Und Sterne ſteigen
Zu ſtillem Reigen
Am Himmelszelt.

Da wollen noch einmal wir Zwieſprach
Wie Junge von einſt, [halten
Nicht heut wie die Alten;
Da wollen wir legen
Beim Abendſegen
Ineinander die Hände,
Und Du, Herrgott, ſpende
Das Glück uns von einſt!

Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein und die ländliche Selbstverwaltung.

Vom Präsidenten des Deutschen Landgemeindetages und des Verbandes der Preußischen Landgemeinden, Landrat a. D. Dr. Gereke-Pressel, M. d. R.

Der hundertste Todestag des genialen Schöpfers unserer Selbstverwaltung, des Reichsfreiherrn vom und zum Stein, der auf den 29. Juni 1931 fiel, hat Anlaß zu zahlreichen Gedenkfeiern gegeben. In Kreisen der Selbstverwaltung wurden bei dieser Gelegenheit die Verdienste dieses ungewöhnlich willensstarken Staatsmannes gewürdigt und vor allem auch die Frage ausgiebig erörtert, ob und in welchem Maße Steins politisches Testament in den verflossenen hundert Jahren vollstreckt worden ist. Hinsichtlich der ländlichen Selbstverwaltung hat diese Frage nicht immer im positiven Sinne beantwortet werden können.



Reichsfreiherr vom und zum Stein.
(Mit Genehmigung des Verlags Carl Heymann-Berlin.)

Die Zeit, in welcher Stein als Staatsreformator in Preußen auf den Plan trat, zeigt in mehr als einer Beziehung Aehnlichkeit mit der heutigen. Die kriegerischen und umstürzlerischen Ereignisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten den Staat schwer erschüttert. Durch den Frieden von Tilsit vom 9. Juli 1807 waren dem Lande unerschwingliche Kriegstribute auferlegt worden. Vielfach erhob die Korruption ihr Haupt. Die politische Zerrissenheit griff infolge der Fernwirkung der französischen Revolution immer mehr um sich. Ein neuer Zeitgeist entstand, der die bisherigen gesellschaftlichen Anschauungen grundsätzlich zu ändern strebte. Staatliche Formen, längst nicht mehr den Bedürfnissen des Volkes entsprechend, wurden zerbrochen. So schien das preußische Staatsschiff rettungslos dem Untergang entgegenzutreiben, wenn nicht noch im Augenblicke höchster Not das Steuer von starker Hand herumgeworfen worden wäre.

Es ist das bleibende geschichtliche Verdienst des Reichsfreiherrn vom Stein, daß er nicht nur die Forderungen der Stunde klar erkannte, sondern seine ganze energische, der Stubengelehrtheit abholde Persönlichkeit in den Dienst einer staatsrettenden Tat stellte. Von König Friedrich Wilhelm III. in die Regierung berufen, entwarf Stein sofort seine Pläne, die für die künftige Entwicklung Preußens von schicksalhafter Bedeutung werden sollten. Nach seinen eigenen Worten wollte Stein „aus dem Volke eine Nation schaffen". Da, wie heute, auf Hilfe von außen nicht gerechnet werden konnte, trachtete Stein, die Kräfte im Lande selbst wachzurufen und sie dem Staate durch verantwortliche Beteiligung des Volkes an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nutzbar zu machen, denn: „Wenn dem Volke alle Teilnahme an der Operation des Staates entzogen wird, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten". So schuf Stein die deutsche Selbstverwaltung. „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Bevormundung hemmt sein Reifen!" Das war das Motto, das er seinem Plan, nach welchem zunächst die Städte als organische Bestandteile des Staates an der unmittelbaren Staatsverwaltung mitwirken sollten, voransetzte. Die Selbstverwaltung sollte die Grundlage des Staatsaufbaues werden. Kleinliche Eifersüchteleien und politische Gegenströmungen haben zwar manches von Stein Beabsichtigte nicht aufkommen lassen. Stein begann sein Riesenwerk mit dem Edikt über den erleichterten Besitz und den

freien Gebrauch des Grundbesitzes sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner. Diese Befreiung des Bauernstandes von der Erbuntertänigkeit wurde ihm von seinen Gegnern als Revolutionierung des Landvolkes, seine kurz darauf folgende Städteordnung als Auflösung des Staates in Hunderte kleiner Republiken, seine weitere Reform zur Errichtung einer einheitlichen starken Zentralgewalt und die Aufhebung bestehender Vorrechte als revolutionärer Verstoß gegen verbriefte Rechte vorgehalten.

Aber alle Anfeindungen, ja selbst die spätere rückläufige Bewegung, konnten den „rollenden Stein" nicht mehr aufhalten. Steins Verwaltungsreformpläne blieben nicht auf die Städte beschränkt. Mit der Bauernbefreiung zugleich wurde das Fundament für die ländliche Selbstverwaltung geschaffen. Auch die Landbevölkerung wollte Stein zur Mitwirkung an der inneren Kräftigung des Staates heranziehen. Entsprechend seinem Prinzip von unten aus aufzubauen, sollte auf die Städteordnung eine Landgemeindeordnung folgen. Alle freien Besitzer sollten untereinander mit gleichen Rechten die Landgemeinde bilden, der das Recht der Selbstverwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten genau nach dem Muster der Städteordnung zustehen sollte. Die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse war die unerläßliche Voraussetzung für die Entstehung und Entwicklung kommunalen Lebens in den Landgemeinden. In den Gemeinden, den Städten und Dörfern erkannte er die Urzellen des Staates und öffentlichen Lebens. Wohl wußte Stein, daß die neue Selbstverwaltung zunächst auch oft Unzweckmäßiges auslösen würde, aber ebenso kannte er den hohen Erziehungswert auf eigene Rechnung und Verantwortung begangener Dummheiten.

Das Betätigungsfeld der Selbstverwaltung ließ Stein unbegrenzt und beschränkte das Aufsichtsrecht des Staates auf das unerläßlich Notwendige. Er wollte, daß auch die Staatsaufgaben von den Gemeinden als Auftragsangelegenheiten entsprechend den Anweisungen der Regierungen durchgeführt werden. Maßgebend war für ihn hierbei die Erkenntnis, daß die örtlichen Organe der Selbstverwaltung am besten mit den Verhältnissen und Bedürfnissen ihrer Bevölkerung vertraut und deshalb besser in der Lage sind, zwischen staatlichen und eigenen Bedürfnissen ausgleichend zu vermitteln.

Stein selbst hat die Verwirklichung der ländlichen Selbstverwaltung nicht mehr erlebt. Im Gegensatz zur Städteordnung, die vom Jahre 1808 datiert, ist die erste Landgemeindeordnung für die Provinz Westfalen von 1841, da die ländliche Selbstverwaltung infolge politischer Widerstände in ihrer Entwicklung um Jahrzehnte zurückgeworfen wurde. Nun folgten 1845 die Landgemeindeordnung für die Rheinprovinz, 1859 für Hannover, 1891 für die sieben östlichen Provinzen, 1892 für Schleswig-Holstein, 1897 für Hessen-Nassau und schließlich 1900 die Gemeindeordnung für die Hohenzollernschen Lande.

Stein hat jedoch den Selbstverwaltungsgedanken auch auf die Kreisverwaltung ausgedehnt. Sein Entwurf einer Kreisordnung sah u. a. die Wahl eines „Kreisdirektors" durch die Kreisvertretung vor. Die dadurch beabsichtigte Gleichstellung des Landvolkes mit der Stadtbevölkerung ist bis heute nicht vollzogen, da auch heute noch die Landräte im Gegensatz zu den Oberbürgermeistern der Stadtkreise ohne Mitwirkung der Kreisvertretung durch das Staatsministerium ernannt werden.

Die Steinsche Idee einer auf der Grundlage völliger Parität zwischen Stadt und Land beruhenden Selbstverwaltung ist 100 Jahre nach seinem Tode noch nicht verwirklicht worden. Die einmütige Ablehnung des vom Preußischen Staatsministerium zur Erörterung gestellten Entwurfes eines Selbstverwaltungsgesetzes durch die Interessenvertretungen aller Gemeinden und Gemeindeverbände zeigt deutlich, daß wir uns in Preußen leider nicht auf dem Wege des Ausbaues und der Vervollkommnung der vom Freiherrn vom Stein geschaffenen Selbstverwaltung befinden. Darüber hinaus zeigen zahlreiche gesetzliche und Verwaltungsvorschriften besonders des letzten Jahrzehnts, daß der Steinsche Gedanke völliger Parität zwischen Stadt und Land noch keineswegs Gemeingut der Parlamente sowohl als auch der staatlichen Behörden geworden ist. Die unausgesetzten Angriffe auf die Selbstverwaltung, insbesondere aber die Zurücksetzung der Landgemeinden auf dem Selbstverwaltungsgebiete, legt der ländlichen Selbstverwaltung die Pflicht zur Gegenwirkung auf. Der Schwerpunkt hierbei wird naturgemäß bei dem berufenen Vertreter der ländlichen Selbstverwaltung, dem Verbande der Preußischen Landgemeinden, liegen. Je stärker Landvolk und Landgemeinden diese für sie geschaffene und kämpfende Organisation unterstützen, um so sicherer wird der Sieg sein.

Was man in der Stadt Strasburg und in ihrer nächsten Umgebung über Spuk und Aberglauben spricht.

Von E. Radler-Strasburg (Uckermark).

„Des Aberglaubens alte Rechte erstrecken sich auf jedes Haupt, noch ist im menschlichen Geschlechte ihr Einfluß größer als man glaubt!" Worte, die längst vergessen einer vergangenen Zeit entstammen, wo im Banne des Aberglaubens das Volk von Wahnideen beherrscht die Hexen an den Brandpfahl brachte und bald dieser, bald jener in den Verdacht kam, mit dem Teufel paktiert zu haben! Selbst unsere Uckermark hat in den Dezennien dieser Jahrhunderte Scheiterhaufen rauchen sehen! Das Erbteil der später untersagten Wahnidee aber blieb in Reden und Sagen des Volkes auf dem Lande, in Stadt und Dorf erhalten. Wo dieses Gebiet einmal, und sei es selbst nur belanglos, erwähnt wird, hört man jene Erzählungen, die die Großeltern als Erbteil alter Ueberlieferungen dem Enkel überließen, ihn gleichsam in den Bann der Geister zogen, und manchem Ort, der selbst heute noch ängstlich gemieden wird, einen unheimlichen Charakter verleiht, da er sich um Mitternacht mit Spuk der verschiedensten Art belebt! „Dor is't nich richtig," sagt der Uckermärker, „dor deit spöken!" Und dann weiß man von jenen geisternden Begebenheiten zu berichten, um damit die Unheimlichkeit der genannten Orte zu beweisen! Kreuzwege, Kirchenruinen im freien, weiten Feld, ja selbst die heute dem Dienste des Höchsten geweihten und noch benutzten Kirchen, sagenhafte Sümpfe und Tümpel sind die Stätten, die die Mitternachtsstunde mit Spukgestalten oder teuflischen Geistern, mit rätselhaften Tieren und Erscheinungen, zuweilen auch nur an bestimmten Nächten, beleben läßt!

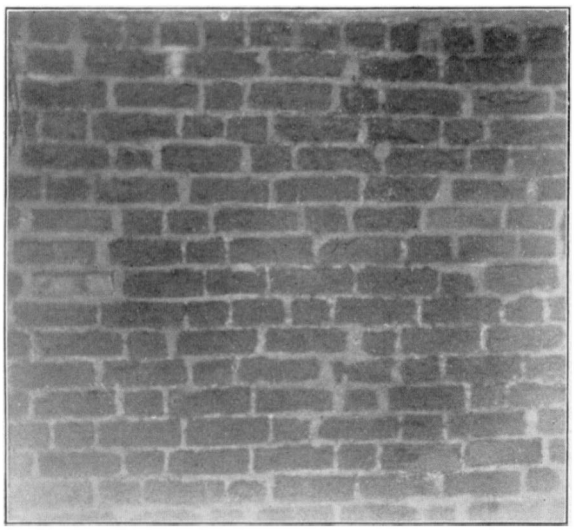
Strasburgs Kirche ist alt, sehr alt! — Dort, wo sich heute Turm und Strebepfeiler von St. Mariens gotischem Doppelbau zur Höhe recken, legten in alter Zeit gläubige Bürgerhände die Fundamente zu jenem ersten Bau von St. Lorenz, der nach seiner Erweiterung in späteren Jahren die Gestalt des heutigen Baues annahm! An der der Schulstraße zugekehrten Südseite sieht man noch heute in Brusthöhe daumenkuppentiefe Aushöhlungen, die man als sogenannte Näpfchensteine anzusprechen pflegt. Sagenhaft ist ihre Entstehung umkleidet: Sind sie doch, nach dieser Umrahmung zu urteilen, Zeugen jener Zeit, wo der schwarze Tod, die Gottesgeißel, durch die Siedlungen der Uckermark schritt. Auch in Strasburg klopfte jenes Schreckgespenst an Bürgertüren, seine reiche Ernte haltend! Kein Arzt konnte dem Kranken helfen, keine Arznei sein Leben retten, wenn ihn der



Strasburgs Marienkirche, Ostgiebel (Chorraum).

Gifthauch der Krankheit getroffen hatte! Umsonst alles Flagellantentum und jede Geißelfahrt! — Dennoch lenkte der von Mystik befangene Zeitgenosse heimlich um die Mitternachtsstunde seinen Schritt zum altehrwürdigen Bau der Kirche, um dort ein wenig Ziegelton von ihren Mauern mit einem Löffel aus der Wand zu schaben! Dieses als wundertätig und durchaus als helfend angesehene Mittel wurde dann dem Kranken als heilsame Arznei gereicht! So schweigend aber, wie der mitternächtliche Wanderer den Weg antrat, so lautlos mußte er sein Werk vollbringen

und vollenden, sonst nahm er dem Mittel alle Kraft, an deren helfende Wirkung er mit ganzer Seele glaubte. — —



Näpfchensteine an der Südseite der St. Marienkirche zu Strasburg (Uckermark).

Die Forscher nachfahrender Zeiten haben diesen Sinn freilich anders zu deuten versucht und die Entstehung dieser rätselhaften Vertiefungen in die Zeit von Kriegen, die unsere Heimat berührten, verlegt. Andere, rein kirchlich eingestellte Annahmen sahen darin durch Daumenwetzen entstandene Aushöhlungen beim Verbüßen auferlegter Kirchenstrafen. — Doch leihen wir Frau Sage mit ihrem volksmundentstiegenen Walten ein williges Lauschen. Ihr ist jedes Disputieren fremd, den Begriff Kritik erwägt sie nicht, sondern sie ist ein altbekanntes Kind der Heimat und von ihr lernten alle, die da wissen, was Spinnen im uckermärkischen Sinne heißt! —

Die Abschaffung der von altersher gebräuchlichen und in der nachreformatorischen Zeit selbst beibehaltenen sogenannten Frühkirchen, die von dem jeweils amtierenden Geistlichen auch in St. Marien regelmäßig abgehalten wurden, hat ebenfalls die Grundlage zu einer Reihe sagenhafter Erzählungen geboten. Die Reste dieser Frühkirchen mögen uns neben diesen Erzählungen in dem beibehaltenen Frühgeläut erhalten sein, das von den meisten unserer Bürger als Arbeitsglocke angesehen wird!?

In der Stadt hatten sich einst zwei Freundinnen am vorhergehenden Tage verabredet, gemeinsam den Frühkirchgang anzutreten. Da die eine der beiden Jungfrauen ein wenig furchtsam war, sollte die Freundin, die ein mutigeres Herz in ihrer Brust trug, ihres Abrufes gewärtig sein. Diese erwacht plötzlich in der Nacht. Sie hat ein deutliches Klopfen an der Lade ihres Fensters vernommen. Ohne erst lange Licht zu machen und den Blick auf die Uhr zu werfen, kleidet sie sich schnell an und tritt vors Haus. Doch kein Mensch ist zu sehen, die Straße selbst erscheint ihr fast menschenleer. Sollte sie gar die Zeit am Ende verschlafen haben? — Die Kirche in der Nähe ist auch wie zu jeder Frühandacht in üblicher Weise erleuchtet! Sie beschleunigt ihren raschen Schritt. — — Um nicht zu stören durch ihr vermeintliches Zuspätkommen, kniet sie in einer der hinteren Bänke des großen Kirchenschiffes, dessen Weite eine andächtige Schar von Betern bereits in dieser Stunde füllt. Doch wie erschrickt unser Mägdelein, als sie unter jener Schar hin und wieder die Züge eines bereits Verschiedenen erkennt! — Still verharrt sie jedoch auf ihrem Platz, furchtlos das Ende der Geisterstunde abwartend. Als vom nahen Rathausturm die erste Tagesstunde schlägt, ist jene Geisterschar lautlos ihrem Blick entschwunden.

Eine weitere Begegnung schildert uns eine zweite Erzählung von einem anderen Bürgermädchen, das auf gleiche Weise mit jener geisternden Beterschar in Berührung kam. Ebenfalls der Meinung, an der vermeintlichen, üblich besuchten Frühandacht teilzunehmen, erkennt sie zu ihrem größten Erschrecken unter der versammelten Beterschar die Gestalt ihrer längst verstorbenen Mutter. Alsbald wird ihr der Irrtum klar, Angst und Entsetzen läßt bei ihr die Glieder erschauern vor der Unheimlichkeit dieser spukhaften Erscheinung. Sie vermag sich nicht mehr in ihrem Sitz aufrecht zu erhalten und versteckt sich unter der Bank ihres innegehabten Kirchensitzes, dort das Ende der Geisterstunde sehnlichst erwartend. Schon streben einzelne der Spukgestalten dem Ausgange zu, als plötzlich die eigene Mutter an dem Platz ihres Versteckes haltmacht und das zitternde Mädchen mit ihrem Fuß berührt! „Dat is de Sark, wo ick inleg," ruft sie zu den Uebrigen gewendet und folgt dem entschwindenden Zuge der Geister! — Nach drei Tagen aber begrub man jenes Mädchen! — —

Vom gleichen Schicksale wäre sicher eine betagte Frau ereilt worden, wenn sie nicht den gleichen Irrtum vorher rechtzeitig erkannt hätte. Der Aufforderung der Geister, beim dritten Amen mit ihnen gemeinsam die Kirche zu verlassen, entzog sie sich durch schnelle Flucht, bevor der Priester noch das zweite Amen aus-

gesprochen hatte. Sie war sich sonst ihres Zieles bewußt. Obwohl die Geister verfolgend nach ihr haschten, es gelang ihr dennoch, wohlbehalten zu entkommen! — Seit dieser Zeit aber sollen in St. Marien keine Frühkirchen mehr gehalten worden sein!

Wer gegen die Mitternachtsstunde mit einem schwarzen Kater im Sack den alten Kirchhof an St. Marien betritt, dem erscheint der Teufel in eigener Person, um mit ihm einen Handel abzuschließen! Für den entnommenen Sack mit Inhalt erhält man von dem Höllenfürsten einen Taler als Bezahlung, mit dem es seine besondere Bewandtnis hat! So oft man auch den Taler ausgibt, die Tasche wird nie leer, weil es ein Höllentaler ist. Bei dem Handel mit dem Teufel aber darf man niemals nach empfangener Zahlung lange säumen, denn dem Teufel gelüstet's gleichfalls nach der menschlichen Seele. Flugs muß man die Schritte wenden und eilends Zuflucht in dem nächsten offenen Haustor suchen. Der Teufel, der den Enteilenden zu fassen sucht, ist hinterher! Doch scheut er sich vor dem Krachen der ins Schloß geworfenen Tür. Wehe denen aber, die seine Hand ergreift, mit Leib und Seele sind sie ihm verfallen!

An jedem altertümlichen Bau reichen sich Sage und Zeit die Hand! Mancher Bürger unserer Heimatstadt, der vergangene Zeiten mit durchlebte, ruht seit langen, langen Jahren unter grünem Rasen von seinem Erdenwallen aus. Der Tod, ein abschreckender, lauernder Geselle, ist jedem Menschen ein Schreckgespenst, ein Ziel der schönen Erdentage mit ihren oft mannigfaltigen Genüssen. Der Mensch meidet daher gern und zumeist jene Stätten, die des Todes Saat in sich bergen, die ihn mit gewissem Erschaudern erfüllen und die geeignete Oertlichkeiten spukhafter Visionen jederzeit sind. — —

Selbst auf dem Kirchturm von St. Marien soll es dann und wann nicht richtig sein! Den von der Kirche nach dem Rathaus führenden unterirdischen Gang aber wagte man selbst nicht bis in die Tage der Gegenwart zu betreten. In seiner Wölbung lagen die modernden Gebeine von Menschen, die anscheinend hier ihr Ende gefunden hatten! Die Richtigkeit dieser Gerüchte läßt sich nicht mehr nachprüfen; wohl ist der Eingang des Ganges heute noch zu sehen, doch sein Zugang ist versperrt und die Weiterführung vermauert. — — Den Erzählungen über das Auftreten geisternder Seelen scheinen sich die Berichte eines Totengräbers anzureihen, der sich bei Begegnungen mit ihnen stets ihrem Willen fügte und es nie wagte, sie jemals anzusprechen, denn ein Anreden wäre ein Unglück für ihn gewesen! Zuweilen waren es ganz besondere Geister, die rachebrütend die Menschen narrten. Erlebnisse, die den Tod dieser armen Seele zur Folge hatten, stehen stets dahinter. — Ein Bursche war einst mit einem Mädchen in der Stadt verlobt, das sich dieses Verlöbnisses nicht würdig erwies und den Bräutigam zur Auflösung desselben Veranlassung gab! Zu seiner Arbeit benutzte der so enttäuschte junge Mann an jedem Morgen denselben Weg, der ihn an dem alten Kirchhof mit seinem dichten Gebüsch vorüberführt. Hier erwartet ihn in aller Frühe das Mädchen und stürzt bei seinem Nahen stürmisch auf ihn zu. Dennoch läßt sich ihr ehemaliger Verlobter durch ihr Betteln nicht irremachen, sondern setzt ruhigen Schrittes seinen Weg fort. Mit lautem Gejammer bricht das Mädchen zusammen. Wenige Tage darauf stirbt sie vor Gram, doch ihr unruhiger Geist narrt bei Wiederkehr des Tages die vorübergehenden Menschen und erschreckt sie mit gellenden Schreien. — Eine andere Fassung aber weiß von dem vorherigen Ableben des Mädchens zu berichten, die dem Verlobten, der ihrer bald vergaß, als Spuk am Wege auflauerte. An den Folgen ihres Erscheinens ist er ihr dann bald gefolgt. —

Um die Spukgestalt des schwarzen Katers, der Katzen überhaupt, pflegt ja der Volksmund von altersher schon einen Sagenkranz zu weben. Nie hat man jemals Abbildungen von Hexen oder Hexenmeistern zu Gesicht bekommen, denen nicht die Gestalt einer schwarzen Katze einverleibt ist. Und spricht man jemals im Bereiche unserer Uckermark des Abends eine Katze an, so wird jeder Uckermärker sagen: „Jong, do dat nich, dat bringt nischt Gods!" Selbst im Bereiche unserer Stadt Strasburg und in ihrer Umgebung will man das Auftreten dieser spukhaften Katzentiere gesehen haben. Ihr Erscheinen in der Nähe von Behausungen, in denen Schwerkranke lagen, ist dem Uckermärker ein ebenso sicheres Zeichen des bevorstehenden Ablebens gewesen, wie das Geheul eines in der Nähe befindlichen Hundes noch heute bedeutet. — Eine derartige Erscheinung ist selbst von einem biederen Handwerker beobachtet worden, der gegen die Mitternacht seiner Behausung zustrebte und zu seinem Schrecken bemerkte, wie sich der Schatten eines Tieres von seiner Haustür bei seinem Nahen löste. Er hütete sich wohl, diese Erscheinung anzusprechen. Um so mehr erstaunte er, als ihm die Ehefrau von einer seltsamen Erscheinung im langen, weißen Gewande zu berichten wußte. Ein Rätsel blieb dies mitternächtliche Treiben nur für die kurze

Zeitspanne von drei Tagen, nach deren Ablauf man seine Gattin bei St. Marien zur letzten Ruhe bettete. — Das Erscheinen dieser todeskündenden Gestalt will man auch in Ravensmühle beobachtet haben. Doch verschwand die Erscheinung sofort, wenn man sich mit Licht nahte. In ihrer Hand trug sie einen schwarzen Stecken mit daran befestigtem, schwarzen Band.

Die Tiergestalt des genannten Katers benutzt der höllische Geist nur für den Zweck der persönlichen Verwandlung, um so den furchtsamen Menschen besser beizukommen oder sich als dienstbarer Geist darin zu verbergen. Mancher Bürger soll durch den Besitz eines derartigen dienstbaren Geistes zu Reichtum gelangt sein. Er mußte dafür dem Teufel die Seele zum Pfande verschreiben. In den Besitz des dienstbaren Geistes gelangte er, wenn er auf dem nahegelegenen Kienberg gegen Mitternacht mit einem weißen Kissen bewaffnet erschien und dreimal dort auf den Boden schlug, worauf sich ihm der Höllenfürst nahte, den begehrten Handel abzuschließen. — Den höllischen Geistern war dennoch jede beliebige Verwandlung in irgendeine andere Tiergestalt recht. — In der Nähe des Lauenhagener Sees will man zuweilen die Verwandlung eines schwarzzottigen Kettenhundes derartig beobachtet haben. Bemerkenswert war, daß, sobald ein spukhaftes Tier auftauchte, auch der Hund von der Kette verschwunden war.

Ein Kartenspieler dieses Fleckens findet einst auf einem am Wege stehenden Birnbaum einen schwarzen Hahn sitzen, den er hocherfreut unter den Arm nahm und nach Hause trug, wo er die schon schlafende Ehefrau weckt. Doch da kommt Leben in das bisher schweigend verharrte Federvieh, das mit lautem Federsträuben mehrmals laut und vernehmlich ruft: „Sett mi hen, wo ick west bin! — Sett mi hen, wo ick west bin!“ Was bleibt dem Mann weiter zu tun übrig, als dem unheimlichen Tiere zu willen zu sein! Er eilt den Weg zurück und ersteigt mühsam den Birnbaum mit dem Federvieh unter dem Arm, das er alsbald niedersetzt. Doch da meldet sich erneut der Eigensinn des dummen Tieres: „So set ick nich, so set ick nich!“ Der geplagte Mann bemüht sich mehrmals, dem Tiere einen anderen Platz zu geben, bis er endlich von Aerger übermannt auch diese Versuche aufgibt und den teuflischen Hahn mit kräftigem Schwunge gegen den Stamm des Birnbaumes schleudert. Der Spuk aber war verschwunden!

Neben den genannten Tieren weiß man auch hier von den Geistern eines Schimmelreiters zu berichten, zuweilen trägt dieser, wie andernortes bereits erwähnt, den Kopf unter dem Arm. In diesem Zusammenhange ist es wohl zu verstehen, wenn eine Mutter ihrem Sohn empfahl, bei seinem abendlichen Wege durch die freie Gegend sich nur immer in dem Kreuz der Deichsel zu halten, da ihm dann kein Spuk etwas anhaben oder ihm gar aufhacken könne! Mag es nun sein, daß der Sohn den Rat der Mutter aus reiner Neugier vergaß oder nur den Spuk sehen wollte, denn sobald er aus dem Wege bog, ward er des Spukes ansichtig, der aber sofort dem Blick entzogen wurde, wenn er die alte Richtung einschlug.

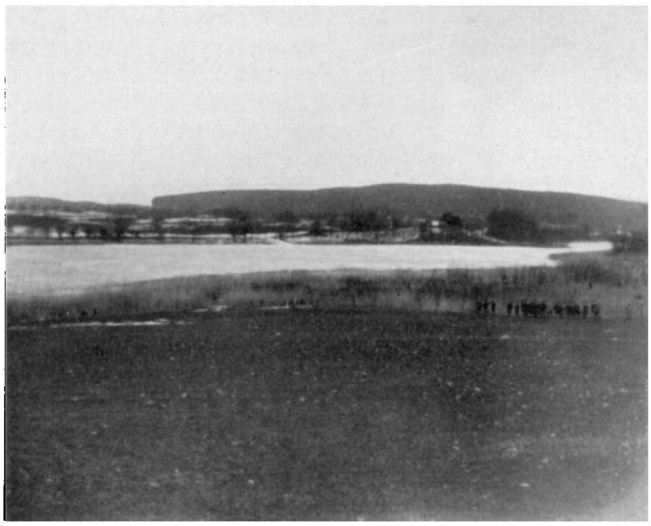
„Bi'n Prestergroben, dor is't hüt noch nich richtig, dor is't noch ni richtig west,“ wird jeder alteingesessene Milower sagen: er müßte dort nicht dann und wann den unheimlichen Schimmelreiter mit eigenen Augen gesehen haben! — Wehe dem Menschen aber, der mit dem Spuk in Berührung kommt, ihm bringt es nichts Gutes. — Tagelöhner des Gutes Linchenshöhe, die dem mitternächtlichen Reiter hinter der Stadt Strasburg in der Nähe des Galgenberges begegneten, machten einen großen Bogen um ihn, nur dem drohenden Unheil des Siechtums oder dem eines schnellen Todes zu entgehen. Seine Zuflucht nimmt der Spukreiter stets in die zwischen Güter-



Wüste Kirche von Fahrenholz.

berg und Fahrenholz belegene Kirchenruine! Man will ihn dort um das Ende der Geisterstunde haben verschiedentlich verschwinden sehen. Erntearbeiter, die sich dort zur Zeit der Kar-

toffelernte ein Feuer anzündeten, um ihr Mittag zu wärmen, sahen sich plötzlich die Wand vor ihren Blicken öffnen. Der Spukgeist, der daraus hervortrat, verschwand alsdann feldeinwärts.



Der Demenzsee.

Neben dieser Einzelerscheinung findet ein ganzes Heer von Geistern im Volksmunde der engeren Heimat Erwähnung, die in den verschiedensten Gestalten und unter den verschiedensten Umständen die mitternächtliche Flur beleben und dort ihr Wesen treiben. Zumeist sind es arme Seelen, die das fluchbeladene Gewissen erdgebunden macht. — Der Name Demenzsee hat uns in diesem Zusammenhange viel zu sagen, wenn man mit richtiger plattdeutscher Betonung an die begriffliche Deutung seines Namens geht. De Menschen See, und sein warnendes Beispiel umkleidet auch hier die heimatliche Sage mit ihrer Umrahmung. Unheimlich ist seine Tiefe, daß selbst drei aneinandergeknüpfte Pflugleinen den Grund nicht erreichten! An jenem Tag aber, an dem einst hier eine menschliche Siedlung mit allem Leben und Eigentum versank, zeigt sie sich um Mitternacht in all ihrer einstigen Schöne! Ihre Glocken klingen heute noch aus tiefen Wassergründen!

In der Nähe des Demenzsees befindet sich hart am Rande des über Luckow nach Blumenhagen führenden Weges ein bruchartiges, jetzt längst verlandetes Vorgelände, das man noch heute als Nagels Kirchhof bezeichnet. Früher führte hier die von Pasewalk kommende Landstraße entlang. Für die des Weges unkundigen Fuhrleute bildete daher der moorige Grund eine ernste Gefahr. Tatsächlich ist dann in einer Nacht der obig genannte Besitzer mit seinem Gespann in dem Schlamm der unergründlichen Tiefe versunken. Da er von einem Zechgelage kam, ist seine Seele zur Strafe an diesen Ort gebannt. Seit jener Zeit ist es auch nimmer geheuer an dieser Stelle und in der Umgebung des benachbarten Gutes Hansfelde. Manch verirrter Wanderer hat gleichfalls den Tod in diesem Grund gefunden. Ja, selbst ein Knecht versank mit seinem Ochsengespann beim Pflügen vor nicht allzu langer Zeit, weil man den Grund bereits für sicher hielt. Der Volksmund aber glaubt an die Tücke der dort gebannten Seele, die heute selbst noch dem mitternächtlichen Wanderer zuruft: „Hier bliwst du, min bist du!“ Wehe dem Menschen, der dann den Schritt verlangsamt, er ist auf unaufgeklärte Weise dieser Welt entrückt!

Mitternächtlich irren die hier gebannten Geister als Spuk herum, den Wanderer schreckend und den Weg sperrend. Selbst dem an der Heide angenommenen Schwedengrab sollen dann Spukgestalten entsteigen. — Einem heimkehrenden Inspektor des Gutes Hansfelde wurde vor einer



Der Demenzsee (Nordende).

solchen Erscheinung das Pferd scheu. Man hatte ihn vorher vergeblich vor der Unheimlichkeit des Weges gewarnt. Da er vollends den Weg verloren hatte, mußte er den anbrechenden Morgen

auf freiem Felde erwarten. — Desgleichen sind derartige Erscheinungen bei Wilsickow in der Nähe der Schanzenberge bemerkt worden. Ihr Auftauchen hatte nie etwas Gutes im Gefolge. — Tümpel und Kreuzwege in der Nähe von Güterberg gehören mit zum Tummelplatz der mitternächtlich geisternden Spukgestalten. Am Rande eines Tümpels sitzend sperrt ein Spukgeist dann und wann dem des Weges kommenden Menschen den Weg nach Karolinenthal. Tückisch will er jeden, der ihm zu nahe kommt, in die dunkle Flut des Tümpels stoßen. Vorüberkommende, die dort seiner ansichtig wurden, versuchten ihn mit Steinwürfen zu vertreiben. Doch umsonst, der Geist verharrte auf seinem Platz. Nur ein vor dem Priester geweihter und nach ihm geworfener Ehering treibt ihn in die Tiefe hinab. Zuweilen soll man in der Nähe dieses Gewässers eine Semmel auf der Erde liegen finden. Man soll aber allen Ernstes vermeiden, dieses Gebäck aufzunehmen oder gar davon zu essen, denn während das eine Krankheit nach sich zieht, bringt das andere den sicheren Tod. — —

Ein verhängnisvolles Zusammentreffen hatte mit den hier wandelnden Spukgestalten einst ein alter Schäfer, der seine Wohnung in Fahrenholz hatte und jeden Morgen in aller Frühe gegen vier Uhr die Schafe auf dem benachbarten Gute Güterberg fütterte. Sein alltäglicher Weg führte ihn an der bereits mehrfach erwähnten Kirchenruine vorüber, an der ihm bisher nichts Absonderliches passiert war. In der Meinung, sich zur gewohnten Zeit auf dem Weg zu befinden, erreicht er einst gegen Mitternacht diesen Ort, wo er am Fuße des Kirchenhügels im Mondlicht einen Schäfersmann bereits in aller Frühe seine Herde weiden sieht. Nicht wenig erstaunt darüber tritt er näher, den vermeintlichen Schäfersmann nach der Stunde fragend. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er in ein grinsendes Totenantlitz blickt und ohnmächtig zu Boden sinkt. Am Morgen finden ihn dort des Weges kommende, bekannte Gutsleute. Nach langem Siechtum ist er gebrochen an Leib und Seele gestorben. — Diese Erscheinung des geisternden Hirten will man auch in der Nähe von Linchenshöhe zuweilen beobachtet haben, doch hütete man sich, ihn jemals anzusprechen.

Schuldbeladene Seelen finden selten im Grabe Ruhe! Dort, wo sie ihr unrühmliches Ende durch die Hand des Henkers, durch die rächende Hand der Mitmenschen oder durch feigen Freitod ihrem Leben ein Ziel setzten, oder wo sie ihren Raub verbargen, dort treiben sie ihr unstetes Wesen.

Auf einem in der Nähe Strasburgs belegenen Gute wurden vor Jahren in einer Nacht einige Stücke Rindvieh gestohlen, die von den Dieben geschlachtet und versteckt wurden. Umsonst blieben alle später angestellten Bemühungen und Nachforschungen, den Ort des Verstecks ausfindig zu machen. Die Spitzbuben, drei an der Zahl, aber fing man und hing sie an den Halsketten der gestohlenen Ochsen auf. Seitdem erscheinen die Geister der drei Schuldbeladenen um Mitternacht und treiben ihr unruhvolles Wesen unter den ängstlich schnaubenden Tieren im Kuhstall. Kein Mensch wagt dann die Stallung zu betreten, um nicht mit dem Spuk in Berührung zu kommen. Am andern Morgen aber sind alle Tiere von ihren Ketten gelöst. —

In der altehrwürdigen Stadt Strasburg hat es der Ueberlieferung nach auch Hexen und Hexenmeister gegeben. Ja, selbst heute noch kommt in unserer ländlich-heimatlichen Gegend mancher in diesen Ruf, wenn unerklärliche Dinge zuweilen geschehen. Mancher soll ja schon dazumal und auch heute noch im Vollbesitz der teuflischen Kraft mehr können als ein gewöhnlicher Mensch. Ein eingefleischter Uckermärker wird sich den festen Glauben an diese Dinge nie nehmen lassen, und mögen ihn auch aufgeklärte Kreise als Einfältigkeit belächeln. Fälle, die von dem Behexen des Viehstandes berichten, gibt es selbst in der Gegenwart noch! Alte Frauen, die mehr können als andere, hat noch so manches Dorf! Bötfrauen sind oft gesuchte Persönlichkeiten, selbst in unserer wissenschaftlich fortgeschrittenen Zeit. Ist es also da ein Wunder, wenn selbst der Teufel dann und wann von manchem Heimatgenossen in seinen Berichten erwähnt wird? — In der Nähe des benachbarten Gutes Wilhelmslust erscheint er zuweilen mit seinem Gefährt in Form einer dreirädigen Kutsche, deren Gerassel die Schläfer um Mitternacht aus dem Schlafe ermunterte. Erreicht das Teufelsgespann aber einen Kreuzweg, so ist der Spuk verschwunden! — Selbst am Wege lauert der satanische Geist mit seiner Gier nach der Seelenbeute. Ein Mann aus Blumenhagen, der des Nachts den Arzt zu seiner schwererkrankten Frau holen wollte, jagte mit seinem Wagen in vollem Galopp durch die mitternächtlich liegende Feldmark, als plötzlich seine Pferde an der Brücke wildscheuend aufbäumen. Er vermag die zitternden Tiere nicht vorwärts zu bringen. Da, als er zu fluchen beginnt und seine Seele dem Satan verschreibt, ruft ihm eine Stimme zu: „Habe Dank!“ — Klatschend schlägt etwas ins Wasser, der Weg ist frei! — —

Zeit und Vergangenheit sind über unsere Heimat dahingegangen und die Menschen sind andere geworden. Nur der Kern, der hier in der Heimat fest wurzelnden Geschlechter ist derselbe geblieben, gleichsam dem spinnenden Faden der Sage. Fäden des verwandten Charakters benachbarter oder entfernterer Volksstämme und Landschaften sind selbst in dies Gewebe der Heimat verwoben worden, wie auch den bereits geschilderten Berichten zu entnehmen ist. In diesem Zusammenhange mögen auch einige Erzählungen aufzufassen sein, die abschließend noch erwähnt sein mögen. Nähte man aus purer Bosheit einem bestgehaßten Menschen einen Faden von einem bereits verwendeten Leichenhemd in die eigene Leibwäsche, so führte das den sicheren Tod des Betreffenden herbei! — Als eines Abends ein Strasburger Mädchen über den alten Kirchhof geht, findet es dort ein Hemd, das die Zeichen ihres eigenen Monogrammes trägt. Sie hebt das Gewebe auf und nimmt es mit heimwärts, wo sie der Mutter von dem gemachten Fund und seinem Ort erzählt. Die Mutter ist darüber sehr entsetzt, doch verhehlt sie ihrem Kinde den Zusammenhang, daß es ein Totenhemd sei und den baldigen Tod zur Folge habe. Um Mitternacht aber klopft es an das Fenster der Schlafkammer des Mädchens. Eine geisternde, hohle Stimme ruft verlangend nach dem Hemd: „Ick frier so, giff mi min Hemd!“ Das Mädchen glaubt zuerst nicht recht gehört zu haben, als sich ein nochmaliges Klopfen mit dem gleichen Begehr vernehmen läßt. Sie ergreift das über einen Stuhl liegende Hemd und wirft es zum Fenster hinaus, wo eine geisterhafte Gestalt damit durch die Nacht davonwirbelt. Dieses schnelle Handeln aber rettete unserm Bürgerkind das junge Leben, es hätte sonst dieses Gewand bald selbst getragen. — Eine andere Begebenheit mit einem gefundenen Totenhemd wird uns in ähnlichem Zusammenhange von einem Wittmann berichtet, der das Grab seiner verstorbenen Frau besuchend einen gleichen Fund machte. Von seinen Hausgenossen auf das drohende Verhängnis hingewiesen, wirft er das Hemd kurzerhand ins Feuer. Eine schwere Erkrankung, die ihn zu lebenslänglichem Siechtum verurteilt, ist die Folge.

Manches Dunkel knüpft sich an jene geschilderten Begebenheiten mit ihren unheimlichen Gestalten. Manch sagenhafter Kranz wird durch ihr geisterndes Auftreten um bisher unbeachtete Stätten der Heimat gewoben. Manche Parallele wird durch das Wirken der Sage als volksverbindendes Band der Verwandtschaft von Völkerschaften offenbar. Die mit ihrem volksmundentstiegenen Wirken waltende Frau Sage reicht sich mit der Geschichte die Hand und ist trotz Spuk und Aberglauben eine ewig grünende Ranke am Baume des Kulturlebens unserer Heimat und unseres Volkes. Ein rechter Märker, insonderheit ein echter Uckermärker, ist ohne diesen ihm wesenseigenen Zug gar nicht denkbar. Mag darum der weltkluge, gebildete und aufgeklärte Denker diese einfältigen Dinge belächeln: „Ick bliw dorbi, wat Wohret is ant Spöken, denn wot nich richtig is, dor het't all immer spökt un spökt ok hüt noch! — — —“

Der schwarze Teich.

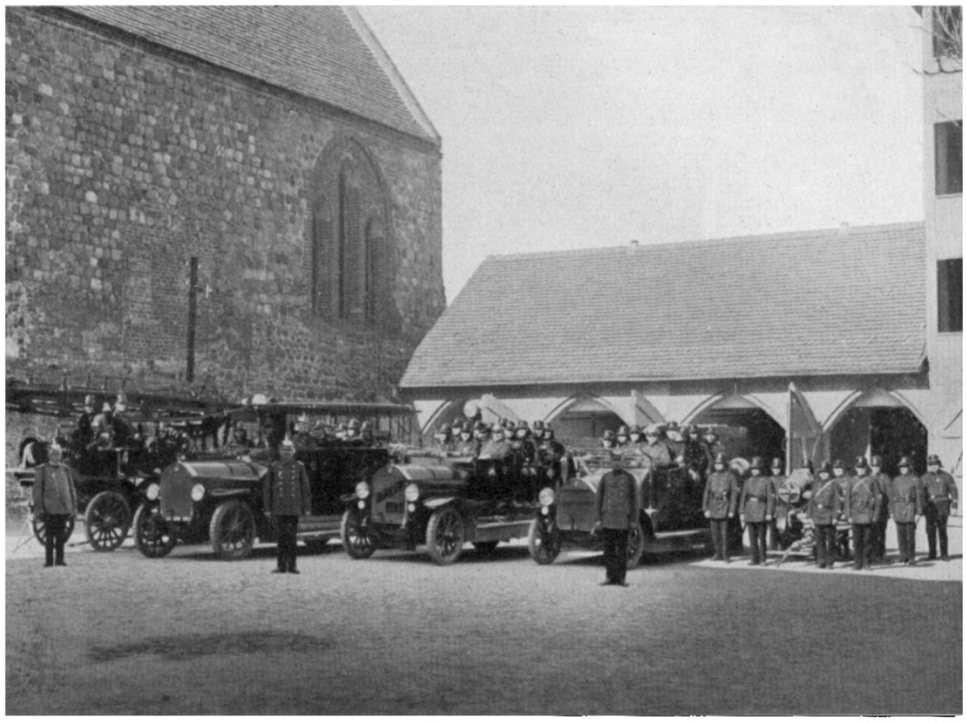
Ein tiefes Wasser steht im Forst entlegen,
Rings starren Tannen schwarz und hoch hinein;
Kein Windhauch trübt mit zitterndem Erregen
Je seines kalten Spiegels Widerschein.

Streng horcht die Stille. Heimliches Erschrecken
Geht an den schattendunklen Ufern um.
Am moorigen Grunde tastet grauer Schnecken
Lautloses Dasein hin. Das Rohr ward stumm.

Bisweilen senkt sich eines Entenzuges
Umkreisendes Geflatter da hinab.
Sie fallen ein, doch heben scheuen Fluges
Sich allsogleich und streichen ängstlich ab.

Geweckt vom Klingen ihrer schnellen Flügel
Ein Flüchtigwerden knistert durch den Hain —
Und strenger rahmt die Stille nun den Spiegel;
Die Tannen starren schwarz und hoch hinein.

Joachim v. Winterfeld, Damerow.



Freiwillige Feuerwehr Prenzlau.

Von Brandmeister E. Sendke, Prenzlau.

Am 18. Mai 1931 konnte die Freiwillige Feuerwehr Prenzlau auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Wohlorganisiert und kraftvoll steht sie, die aus bescheidensten Anfängen hervorgegangen ist, heute da. Wenn die Statistik festgestellt hat, daß die Wehr im Laufe der 50 Jahre 325 mal zu Bränden und Hilfeleistungen ausgerückt ist, so ist die Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Die Wehr hat sich stets des Wohlwollens und der tatkräftigen Unterstützung der städtischen Körperschaften erfreuen können. Aus der Zahl der Förderer und Führer seien herausgegriffen die Namen: Erster Bürgermeister Dr. Schreiber und Fabrikbesitzer, Branddirektor Franz Wienholz, der von den 47 Jahren seiner aktiven Dienstzeit bis jetzt 31 Jahre als Oberführer die Wehr leitet. 50 Jahre aktives Mitglied der Wehr war der Dachdeckermeister W. Schönermark, der sich heute, im 75. Lebensjahr befindlich, bester körperlicher und geistiger Frische erfreut. Möge sein Beispiel die Kameraden zur Nacheiferung anspornen.

Gedenkblatt zur 50jährigen Jubel-Feier der Freiwilligen Feuerwehr Prenzlau.

Von Erich Sendke, Prenzlau.

Durch 50 Jahre auf der Wacht zu stehen
Als der getreue Eckart unsrer Stadt
Und unverwandt den Weg der Pflicht zu gehen,
Den Menschenliebe vorgezeichnet hat,
Zu halten 50 Jahr zu treuen Händen
Das Schicksal Prenzlaus, Bürger, höret her:
Heut ist der Tag, für den Dienst Dank zu spenden
Der tatbereiten, tapfern Feuerwehr.

Drum laßt als Opfer die Flammen lodern,
Die uns so oft in die Schranken fodern,
Und zündet an ein heilig Fanal
Der Feuerwehr zum Ehrenmal.

Schaut auf die Welt, in Haß verloren,
Das bißchen Kraft verpufft, vergoren,
Und überall, wohin man blickt,
Das bißchen Sein in Schein erstickt,
So müssen Tausende heute schildern
Vor den erkornen Götzenbildern.
Schaut auf die Wehr, es kümmert nicht
Sie andres, als der Ruf der Pflicht,

Schaut auf die Wehr, es bindet sie
Die Kameradschaft spät und früh,
Hier wird nicht Gunst um Zins verborgt,
Hier wird befohlen und gehorcht.
Ein Schlag in den Melder, die Wecker rasseln,
Nun keine Minute des Zauderns mehr,
Und während geisterhaft Flammen prasseln,
Naht schnell die kampferprobte Wehr.
Wo andre tatenlos steh'n und schauen
Auf gierigen Feuers grimmiges Grauen,
Muß in die Bresche der Wehrmann springen,
Mit Schicksals Wut zu kreuzen die Klingen.

Drum laß als Opfer die Flammen lodern,
Die uns so oft in die Schranken fodern,
Und zündet an ein heilig Fanal;
Die 50 im Leben kommt nur einmal.



Feuerwehrmann Schönermark.



Die Zwillingsschwestern Antonie und Pauline Müller in Prenzlau konnten am 7. März 1931 ihren 85. Geburtstag begehen. Gottes Segen begleite sie auch fernerhin auf ihren Wegen!

Madam Obenblank'n.

Van W. Groß.

Dor weer mol ees een Buersmann, de wohnt mit sien Fru ganz alleen midden in de grote Heid. Se weer'n recht flitig und arbeit'n van morgens bet obends. Un doch künn' se nich recht wat to Bräd bring'n, de Acker weer eenmool to moger, dörchweg Sand un meisttied unnerwegens.

Se wrickelten sich denn ook recht un schlecht dörch.

So sehr de Mann nu hinnen de Arbeit her weer, üm de Wihnachtstied deer he twölf Doog lang keen Handschlag. De Fru mücht tuttern soväl as se wull, he leeg rein still up de Obenbank un warmt sich den Puckel. Un de Fru dürft de Tied nich spinnen, dürft keen Flaß up'n Wocken hebb'n. Dor dürft keen Tüg up de Lien hängen, keen Schoowsel öwern Süll, keen Meß öwern Hof bröcht ward'n. Arwten, Bohn un Lünsen dürft de Fru in de Tied nich up't Füer bring'n. Se mücht dorgegen seggen wat se wull, he bleew bi sien Innehm un schünnt sich allens af mit de Wörd: „Mien Mudder het ümmer seggt, wem in'n Twölften den Tun bekled't, de müdd dat Johr ook noch een Bohr[1]) bekleden". Würr de Fru awer to updringlich mit Reden un Frogen, denn brummelt he vör sich hen:

Wohr di, Madam Obenblank'n
föhrt to Nacht de Stroot entlank'n,
vörup twee Ossen, twee Bracken hinn',
wem't füht, de sall Gold un Sülwer find'n.

Dunn begeew't sich ees, dat de Fru in de Tied doch wascht un de Wäsch up de Lien bröcht. Doch ehr se de Wäsch an Siet bringen künn, würr se schwer krank. Se harr sich woll verküllt. Schweet stünd ehr vör'n Kopp, un ehr schuddert' an'n ganzen Liew. In ehr Angst verlangt se noh'n Preester. Un of de Mann wull orer nich, he müßt up'n Obend noch in't Dörp. Mit Bäwern güng he ut de Dör. Dunn höl dor buten een Gastreerwogen mit twee groot Ossen dorför. Gegento legen n' poor schwarte Jagdhund'n, de hechelten, dat ehr de Tung handlang ut'n Hals hüng. De Ossen dampten un weer'n van de Fohrt kwitschennatt. Up'n Wogen awer seet 'ne grote, schmucke Fru mit blanke Ogen un güllen Hoor, in de een Hand de Lien un in de anner een gelpen Pietschenstock. Dormit wünk se den Buern un lacht em fründlich in't Gesicht. Un denn red't de Fru. Un't klüng dorbi, as wenn se gülden Käden[2]) öwer de roden Lippen schüddelt: „De hernotsen Ossen hebb'n mi den Distel tweibroken. Ik kann nich wirer, wenn du mi nich foorts een nigen mökst!" De Buer sär bloot: „Jo, dat will ick woll dohn", güng noh'n Schnipperstall, stök sich de Latern an un schoorwarkte, dat de Spöner man so flögen. Dorbi brummelt he för sich:

Wohr die, Madam Obenblank'n
föhrt to Nacht de Stroot entlank'n,
vörup twee Ossen, twee Bracken hinn',
wem't füht, de sall Gold un Sülwer find'n.

De Fru awer weer van'n Wogen runstegen, keek em dewiel öwer de Schuller un lacht. Un dat klüng, as wenn de Klocken güngen. Et duert nich dägers, dunn weer de Distel to Paß. Se nehm'n em sülwst ut de Hand, wiest up de Spöner un sär: „De beholl tum Schöndank". Un denn weer allens weg as weggepust. Un wenn de Spöner dor nich legen, harr de Buer dacht, dat weer'n Droom.

He würr nu awer argerlich, dat he nich bessern Schöndank krägen harr, weer he sich doch ganz wat anners vermoden weßt. He roopt de Spöner in sien Schört un schmeet s' in de Stuw up'n Kamin. Mit een luden Knall bluckten se up un stömten in de Stuw ümher. Wiel awer sien Fru so sacht schlöp, güng he nich mehr to Dörp, lär sich tobedd un schlöp ook gangs in.

Annern Morgen föhlt sich de Fru gesund un stünd all früh up. As se Licht mök, wunnert se sich nich wenig, dat luter blanke Goldstücken in de Stuw rümlegen. „Mann, Mann, wat schlöppst du noch", schreeg se un treckt em de Bettdeck weg, „kiek bloot all de Böß." Un se nehm een Bessen un fegt nu doch de Stuw. In all Ecken legen de Goldstücken rüm un't würr een ganzen Schäpel vull. De Mann awer wüßt nu doch, dat em nich drömt harr, he keek noch rasch ut' Fenster un sehg ook keen Wäsch mehr. Em weer gewiß, dat Madam Obenblank'n gistern Obend vör't Hus hollen harr, doch schweeg he rein still.

Nu verköfften se ball Land un Sand un läwten good bet up ehr oll Doog. Madam Obenblank'n, de gode Fru, leet sich awer van de Tied an nich mehr sehn.

[1]) Bahre. [2]) Ketten.

Die Landstraßen der Uckermark in der Vergangenheit.

Von zwei ständigen Mitarbeitern unseres Kalenders sind uns in diesem Jahre Aufsätze über die Landstraßen der Uckermark in der Vergangenheit zur Verfügung gestellt worden. Wir bringen beide Aufsätze, da sie einerseits in interessanter Weise voneinander abweichende Auffassungen über die Verkehrsentwicklung der südwestlichen Uckermark in der Frühzeit wiedergeben, andererseits sich gegenseitig zu ergänzen geeignet sind.

Von den alten Landstraßen der Uckermark.

Von Rechtsanwalt Dr. Schwartz, Prenzlau.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat man sich daran gewöhnt, größere Entfernungen durch Benutzung der Eisenbahn zu überwinden, und darüber fast die Landstraßen vergessen, obwohl sie vorher Jahrhunderte lang nicht nur von Ort zu Ort, sondern über Länder und Erdteile hin den Verkehr vermittelt hatten, da Wasserstraßen nur in geringem Umfange zur Verfügung standen. Jetzt hat die alle Erwartungen übertreffende Entwicklung des Kraftverkehrswesens in den letzten Jahrzehnten den Chausseen wieder eine große Bedeutung für den Fernverkehr gegeben. Aber auch die Chausseen sind erst eine Einrichtung einer späten Zeit. Die erste Chaussee durch den Kreis Prenzlau wurde im Jahre 1828/29 in südwestlicher Richtung zur Verbindung mit der Hauptstadt Berlin erbaut; in den folgenden Jahren fand sie ihre Fortsetzung in nördlicher Richtung nach Pasewalk. Beide Strecken verdanken ihre Entstehung den Bemühungen des damaligen Landrats des Kreises Prenzlau Ludwig Adolf von Winterfeld auf Groß-Spiegelberg (1803—1837)[1]). Allmählich wurden dann auch die übrigen Chausseen angelegt.

Diese Chausseen decken sich in ihrem Laufe keineswegs überall mit den alten Land- oder Heerstraßen, die in früherer Zeit die Uckermark durchzogen; deshalb sei der Versuch gemacht, einmal alle Nachrichten zusammenzustellen, die wir über die älteren Straßen besitzen; leider sind sie nicht allzu reichlich.

Die Lage der alten Straßen wurde in alter Zeit im wesentlichen durch die Punkte bestimmt, an denen der Uebergang über Flüsse und sumpfige Niederungen möglich war. Zur Verbindung dieser Punkte führte man die Straßen dann gerne auf den natürlichen Höhenzügen entlang, oft dem Laufe der Flüsse in einigem Abstande folgend. Das Uckerland bot nur eine verhältnismäßig geringe Zahl solcher natürlicher Uebergangspunkte, denn es war im Osten von der Randow-Welse-Niederung und der Oder, im Süden und Südwesten durch den Uckerschen Wald, im Westen durch die noch heute die Mecklenburgische Grenze kennzeichnende Seenkette und den Zarowbach und im Norden durch eine Bruchniederung begrenzt, die sich vom Zarowbach ostwärts am Höhenrande von Zerrenthin und Rossow entlang nach Löcknitz erstreckt und dort wieder den Anschluß an die Randowniederung findet. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die so umgrenzte Landschaft nur drei bequeme Zugangsmöglichkeiten hatte, nämlich die Strasburger Pforte zwischen dem Wolfshagener und Galenbecker See im Nordwesten, das Ufer der Oder in der Gegend zwischen Oderberg und Schwedt im Südosten und den Paß über die Randowniederung bei Löcknitz im Nordosten. Dazu kam als Wasserverbindung der Uckerfluß für den Verkehr zu Schiff von der Ostsee durch das Haff aufwärts bis an den Uckersee.

Die weitaus wichtigste Verkehrsrichtung war offenbar die von Nordwesten nach Südosten. Wir wissen, daß seit sehr alter Zeit ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Arabien und den nordischen Ländern bestand. Er nahm seinen Weg über das Kaspische Meer und die Wolga und erreichte auf verschiedenen Straßen die Küsten der Ostsee. Eine dieser Straßen, wie es scheint, kam die Warthe und Oder herunter und berührte so die südöstliche Grenze des Uckerlandes[2]). Der Händler, der auf diesem Wege nach der Ostsee strebte, hatte, wenn er in die Gegend von Oderberg und Schwedt kam, die Wahl, ob er in mehr nordöstlicher Richtung die Oder nach Stettin und dem östlichen Pommern weiter verfolgen oder ob er sich nach Nordwesten wenden und durch die Uckermark die See in der Gegend der Insel Rügen suchen wollte. Auf dem ersten Wege mochte ihn Julin oder Jumne anziehen, die bedeutende Handelsstadt, die an der Stelle der heutigen Stadt Wollin an der Dievenow

[1]) v. Winterfeld, Gesch. des Geschl. v. Winterfeld II, S. 889.

[2]) Beltz, Der Schatzfund von Quilitz, in Baltische Studien N. F. XXIX (1927), S. 172, 173. Er weist S. 193 darauf hin, daß der Anschluß an die Oder nach Schlesien fehlt und der ganze Strich von Frankfurt bis Glogau der Schatzfunde ermangelt, so daß der in Schlesien deutlich hervortretende Oderweg nur regionale Bedeutung gehabt zu haben scheint.

lag, auf dem anderen Wege Greifswald, in der slavischen Zeit Rosdal genannt[3]), eine Stätte mit reichem Salzvorkommen, das bis zum Jahre 1304, wo eine Sturmflut die Salzbrunnen verschüttete und die aus Stroh und Lehm aufgeführten Siedehäuser wegschwemmte, die Grundlage eines lebhaften Handels mit Salz und gesalzenen Fischen bildete[4]), oder eine Handelsniederlassung an der Einmündung der Peene in die Ostsee auf der äußersten Nordwestspitze der Insel Usedom, die von manchen für das sagenumwobene Vineta gehalten wird[5]) und längst im Meere verschwunden ist. Ein Anzeichen für diesen ganzen Straßenzug bildet die Häufung von Schatzfunden an ihm; denn wenn auch bei der Konstruktion von Handelsstraßen aus der Verbindung der Fundorte die größte Zurückhaltung gewiß am Platze ist, so können doch immerhin nur die Anwohner von Handelsstraßen in die Lage gekommen sein, Münzen und Silberschmuck aus dem Norden und dem fernen Arabien zu erwerben, wie sie an dem gekennzeichneten Verkehrswege gefunden sind[6]). Aus dem Uckerlande können die Silberfunde von Alexanderhof und Göritz, und, wenn auch etwas abseits, aus Niederlandin und Güstow bei Prenzlau als Bestätigung gelten[7]).

Diese Straße mußte sich ihren nordwestlichen Ausweg aus dem Uckerlande notwendigerweise durch die Strasburger Pforte suchen, da das oben erwähnte Bruchgelände zwischen dem Zarowbach und der Randow und weiterhin das große Friedländer Moor zwischen Pasewalk und Anklam unüberwindliche Hindernisse boten; sie setzte sich über die spätere Stadt Friedland und den Kavelpaß nach Anklam und Greifswald in der sogenannten „Salzstraße" fort[8]).

Betrachten wir jetzt einmal näher die Spuren und die Gestaltung dieser Straße zwischen dem Ufer der Oder und der Strasburger Pforte. Die Karte lehrt uns, daß die Straße zuerst die in der Richtung von Südwest nach Nordost quer vorgelagerte Niederung der Sernitz und Welse und später die Uckerniederung in schräger Richtung überwinden mußte. Die erstere konnte man bei Passow und bei Greiffenberg überschreiten, wo die Höhenränder beiderseits nahe aneinander treten. Man mußte also von der Oder einen dieser Uebergänge zu erreichen suchen. Kam man aus der Gegend von Schwedt, wo die Oder wohl von jeher für Schiffe eine besonders gute Landestätte bot, so lag es am nächsten, über die Hochfläche den Weg nach Passow zu nehmen. Suchte man aber den Weg aus der Gegend von Oderberg oder Stolpe, so war Greiffenberg der natürliche Uebergang. Um ihn zu erreichen, mußte man die Gegend von Angermünde und damit eine Straße berühren, die, wie es scheint, schon in vorgeschichtlicher Zeit den Verkehr von der Havel zur Oder vermittelte und die sich von Zehdenick über Storkow—Vietmannsdorf—Gollin—Ringenwalde—Angermünde herüberzog[9]). Diese Straße teilte sich offenbar in der Gegend von Angermünde in verschiedene Ausläufer zu den Anlegeplätzen an der Oder bei Oderberg, Stolpe und Schwedt, von welch letzterem Orte sie längs des Stroms nach Stettin weiterführen mochte, das uns ja auch schon in sehr alter Zeit bezeugt ist[10]). Der Umstand, daß am Südufer des Mündesees ein Straßenknotenpunkt lag, mag später die Pommernherzöge veranlaßt haben, dort ein Schloß anzulegen, an das sich ein Flecken in Gestalt des Jägerndorfes längs des Seeufers und später die Stadt Angermünde anlehnte. Die Straßen von Osten und Südosten sammelten sich wohl zunächst in einem Wege im Zuge der heutigen Klosterstraße und führten nach der Vereinigung mit den von Südwesten und Westen kommenden Straßen etwa an der Stelle der heutigen Heiligen-Geist-Kirche nordwärts am Schlosse vorbei aus dem Kerkowschen Tore nach Greiffenberg. Nach der Gründung der Stadt wurde anfangs der letzte Straßenzug, später bei einer Stadterweiterung auch die Klosterstraße in die Stadtbefestigung einbezogen und damit zu einer städtischen Straße[11]). Das ostwärts nach Schwedt gerichtete Tor hieß im Mittelalter das „hohe Tor", das Tor an der Südwestecke das finowische

[3]) Metzner, Redos und Rosdal im IX. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft Greifswald 1903—1905.

[4]) Reiche, Greifswald, eine Stadtmonographie auf geographischer Grundlage, im I. Beiheft zum 43./44. Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Greifswald, S. 67.

[5]) Daß außer Jumni-Julin an der Dievenow noch ein Handelszentrum an der Peenemündung gelegen hat, wird durch die starke Häufung von Schatzfunden an beiden Stellen wahrscheinlich (vergl. Beltz a. a. O. S. 187, u. Petzsch, Wollin oder Peenemündung? in Unser Pommerland 10. Stettin 1925, S. 85). Ob Vineta mit Julin-Wollin identisch ist oder an der Peenemündung lag, muß hier dahingestellt bleiben.

[6]) Beltz a. a. O. S. 179.

[7]) Beltz a. a. O. S. 192.

[8]) Vergl. Reichel, a. a. O. S. 84.

[9]) Fidicin, Territorien der Mark Brandenburg, 1864, Bd. IV, S. 110.

[10]) Wehrmann, Geschichte der Stadt Stettin 1911, S. 5. ff., und Pom. Urk. B. II. S. 211, Nr. 884. molendini supra Velsnam fluvium ubi transitus regiae viae exstat.

[11]) Siedler, Märkischer Städtebau i. Mittelalter 1914, S. 97. Fidicin a. a. O. S. 179.

Tor[12]). Für die Kenntnis der alten Straßenzüge läßt sich aus diesen Namen nichts gewinnen.

Wir folgen der Straße nach Greiffenberg, das damals schon in slavischer Zeit einen Burgwall gehabt haben mag und im 13. Jahrhundert ein festes Schloß mit einem dazugehörigen Städtlein war. Hier überschritt die Straße auf einem Damm und einer Brücke die Sernitz, um sich über die Hochfläche in der Richtung auf Gramzow fortzusetzen und dort mit der von Schwedt—Passow heranführenden Straße zu vereinigen.

Gramzow ist der nächst Pasewalk am frühesten bezeugte Ort des Uckerlandes; in einer Urkunde von 1178 bestätigt Bischof Konrad I. von Pommern dem Kloster Grobe auf Usedom den Besitz des Dorfes Gramzow mit seiner Kirche[13]). Bald darauf gründete Herzog Bogislav I. von Pommern dort ein Prämonstratenserмönchskloster; es liegt nahe zu vermuten, daß er dazu einen Ort auserwählte, der als Knotenpunkt an einer verkehrsreichen Straße den Mönchen einen gewissen Spielraum für ihre Betätigung sicherte, wenn man auch die Bedeutung des Ortes in jener Zeit keineswegs überschätzen darf, wird doch 1245 gesagt, daß Gramzow einst in der größten Einöde erbaut sei[14]). Die Straße führte dann offenbar im wesentlichen dem heutigen Zuge der Chaussee folgend über Bietikow, das schon 1214 als Besitz des Klosters Stolp erwähnt wird[15]), nach dem Nordende des Uckersees, wo sich ein guter Uebergang über die Ückerniederung bot, also nach dem heutigen Prenzlau.

Im Rahmen dieses Aufsatzes kann die Entwicklung des Straßennetzes in Prenzlau selbst nicht erörtert werden. Wir wissen auch nicht, an welcher Stelle zu Anfang eine Furt oder eine Fähre und später die erste Brücke über den Uckerfluß führte; denn die Oertlichkeit hat sich gerade in der Flußniederung durch Umgestaltung der Wasserläufe in späteren Jahrhunderten offenbar stark verändert. Die Stadt wies aber schon im 13. Jahrhundert das Steintor im Südosten, das Blindower Tor im Nordosten und das Kuhtor im Nordwesten auf, und man wird annehmen dürfen, daß diese drei Tore die Richtungen andeuten, in denen sich der Hauptverkehr des Ortes schon in der früheren Zeit abspielte.

Steintor und Blindower Tor liegen auf der Verkehrslinie, die längs des Uckertales über Blindow nach Pasewalk und bis an die Mündung der Ucker in das Haff führt. Es scheint so, als ob die Straße früher bei Dauer scharf westlich über die Dauersche Mühle gebogen gewesen sei und weiter durch Göritz, Rieden und Schmarsow Pasewalk erreicht habe; vielleicht hat auch seit alters eine Parallelstraße auf der Höhe ungefähr im Zuge der jetzigen Chaussee bestanden. Die Städte Prenzlau und Pasewalk legten im Mittelalter Wert darauf, den Verkehr längs des Uckerflusses ausschließlich zu beherrschen; sie ließen sich deshalb 1320[16]) von den Herzögen Otto und Wartislaw von Pommern das Recht verleihen, daß zwischen den beiden Städten kein Weg mehr über die Ucker gehen solle, und 1321[17]) weiter zusichern, daß auf derselben Strecke niemand als die beiden Städte Waren einschiffen oder ausschiffen dürfe. Damit war der Verkehr von Prenzlau bis zum Haff völlig monopolisiert.

Aus dem Umstande, daß Prenzlau im Anfange des 14. Jahrhunderts so großen Wert auf die Sicherung dieser Straße zu Wasser und zu Lande legte, dürfen wir den Schluß ziehen, daß die Verkehrsbedürfnisse in der Nordrichtung zum Haff und zur Ostsee sich damals erst neu entwickelten und daher einer besonderen rechtlichen Gewähr durch landesherrliche Akte bedurften, denn wenn es sich dabei um althergebrachte Einrichtungen gehandelt hätte, wäre ein solcher Eingriff zu Gunsten der Städte nicht nötig gewesen. Wir werden daraus weiter folgern dürfen, daß in älterer Zeit die Nordwestrichtung, die ihren Ausdruck in der Linie Steintor—Kuhtor fand, die wichtigere war, und können hierin eine weitere Bestätigung für eine frühgeschichtliche Verkehrslinie von der Oder zur Ostseeküste in dieser Richtung erblicken.

Vom Kuhtor ging der Verkehr durch den Kuhdamm (die heutige Neubrandenburger Straße) im wesentlichen dem Zuge der jetzigen Chaussee folgend nach Dedelow; unterwegs blieb rechts vor dem Uebergange über den Quillow der sehr alte Kibitz- oder Hurenkrug liegen, rechts passierte man an der Abzweigung des Weges nach Ellingen einen Wegweiser ehrwürdigsten Alters, ein aus einem Findling roh herausgearbeitetes Kreuz, auf dem in grob gemeißelten Linien ein menschlicher Unterarm mit Hand (Elle = Ellingen) eingemeißelt und noch zu sehen ist. Von Dedelow schlug die Straße wohl ursprünglich den Zug des sogenannten Alten Jagower Weges ein, dessen Beginn im Dedelower Park vor einigen Jahren eingezogen wurde, als man einen anderen

[12]) Beckmanns Topographie v. Angermünde i. Mitt. d. Uckerm. Muf.- u. Gesch.-Ver. Bd. VI, S. 125.
[13]) Pom. Urkundenbuch I 48, Nr. 74.
[14]) Riedel, cod. dipl. brand. I 13, S. 484.
[15]) Pom. Urkundenbuch I 123, Nr. 161.
[16]) Riedel I 21, S. 121.
[17]) Riedel I. 21, S. 124 f.

Uebergang über die Kreisbahn schuf. Am alten Vogteischloß Jagow ostwärts vorbei führte die Landstraße durch Lübbenow nach Strasburg, durchquerte diesen Ort in der Ost-Westrichtung vom Jüteritzer zum Falkenberger Tore und nahm ihren weiteren Lauf nach Friedland (Meckl.) und dem Kavelpaß. Einen Beweis für diesen alten Straßenzug finden wir in den Aufzeichnungen des Prenzlauer Pfarrherrn Christoph Süring (1615—1673), der uns berichtet: „1586, Februar 13., zog des Prenzlauer Zöllners Braut, von Anklam mit ihrem Komitat kommend, durch Jagow, auff daß sie den Tag möchte zu Prenzlau einkommen, maßen die Hochzeit den folgenden Tag geschehen sollte. Als sie durch das Dorf war, ließ Wolf von Holzendorff[18]) sie mit Gewalt zurückholen und verlangte vom Bräutigam Lösegeld. Der Bräutigam verklagte ihn zu Hofe. Der Kurfürst erkannte an 1000 Thaler Geldstrafe, die auf 500 Thaler herabgehandelt wurde." — Seit jener Zeit ist es auf der alten Straße zwischen Prenzlau und Strasburg stiller und stiller geworden, sie vermittelt heute kaum noch den Verkehr einiger Dörfer.

Wenden wir uns jetzt dem nordöstlichen Einfallstore in die Uckermark, dem Paß über die Randowniederung bei Löcknitz, zu, der die Verbindung zwischen Stettin und Prenzlau herstellte. Schon in der Urkunde vom 28. Dezember 1237, in der Herzog Barnim I. von Pommern in Stettin eine Stadt nach deutschem Recht errichtete, ist die Rede von einer „via regia versus Premizlawe", einer „königlichen Straße" von Stettin nach Prenzlau[19]). Damit ist diese Straße als eine große Heerstraße charakterisiert, die nach deutschen Rechtsanschauungen, unabhängig davon, wem das Gelände an den Seiten der Straße gehörte, unmittelbar dem König und seiner eigenen Gerichtsbarkeit unterstand[20]) und demgemäß im Herzogtum Pommern als dem Landesherrn verliehen angesehen wurde. Solche Straßen standen unter dem ständigen Geleit des Landesherrn, der Bruch des Straßenfriedens fiel deshalb seiner Gerichtsbarkeit anheim[21]). Vielleicht wollte Barnim in seiner Urkunde durch den Gebrauch des Ausdrucks „via regia" geradezu ausdrücken, daß die Heerstraße zwischen den beiden Städten Stettin und Prenzlau, welch letztere er ja schon 1235 mit deutschem Stadtrecht bewidmet hatte, nun auch den Grundsätzen deutschen Rechts unterliegen und die Störung des Friedens auf ihr durch sein eigenes landesherrliches Gericht geahndet werden sollte.

Die Führung dieser Straße von Löcknitz bis Prenzlau wich zuerst von der jetzigen Chaussee erheblich ab, denn sie führte, wie noch die Sotzmannsche Karte von 1796 zeigt, vom Westausgang von Löcknitz an der Bergholzer Mühle, Bergholz und Grimme hart östlich vorbei nach Brüssow; die ehemalige Bedeutung der Straße erkennt man noch heute an der Breite des alten, jetzt so wenig verkehrsreichen Weges zwischen Bergholz und Brüssow. Von dieser Stadt bis Prenzlau deckt sich die Chaussee mit der einstigen Heerstraße.

Ueber den Löcknitzer Paß mag schon im Jahrhundert, bevor Prenzlau und Stettin deutsche Städte wurden, Herzog Boleslaus Schiefmaul von Polen in die Uckermark eingedrungen sein, über dessen Kriegszug gegen Pommern im Jahre 1121 wir Nachrichten in der Lebensbeschreibung des Pommernapostels, des Bischofs Otto von Bamberg, finden. Dort[22]) wird erzählt, Herzog Boleslaus habe mit einem großen Heere erst Stettin belagert und eingenommen, dann sei er vor die Festung Redam gezogen und habe sie erobert und verbrannt und endlich habe er seinen Marsch westwärts bis an den Müritzsee fortgesetzt. Redam ist wahrscheinlich der Burgwall von Rieden am Uckerfluß gewesen, dessen Reste noch heute nördlich des Dorfes an einem Seitental der Uckerniederung zu erkennen sind. Wahrscheinlich hat der Burgwall damals als Verwaltungsmittelpunkt des Uckerlandes gedient, eine Straße wird sich von Stettin über den Randowübergang bei Löcknitz dorthin gezogen haben. Ob dann freilich eine Straße unmittelbar von Rieden nach Westen ins Mecklenburgische geführt hat, oder ob Boleslaus auf einem nördlichen oder südlichen Umwege nach dem Müritzsee marschiert ist, muß dahingestellt bleiben; unmöglich erscheint das erstere nicht, weil sich noch heute in der Höhe des Burgwalls eine Furt in dem Uckerfluß befindet und noch die Sotzmannsche Karte (1796) dort auf dem Ostufer des Flusses einen Steindamm verzeichnet. Es ist durchaus möglich, daß die oben erwähnten Bestrebungen von Prenzlau und Pasewalk, jeden Verkehr über die Ucker zwischen ihnen zu verhindern, im späteren Mittelalter zur völligen Beseitigung der alten Verkehrslinie geführt haben, die vielleicht von Rieden nach Strasburg führte.

[18]) Der damalige Besitzer des Rittergutes Jagow.
[19]) Pom. Urk. B. I 262, Nr. 348.
[20]) Schröder, Dtsch. R.-G. 5. Aufl., S. 406.
[21]) Ebenda, S. 620, Anm. 83.
[22]) Herbord II § 5 (Jaffé Bibl. rerum Germanicarum V. 1869); vergl. Klempin, Einleitung zu Kratz, Städte der Provinz Pommern, Berlin 1865. S. XXI.

In der bisherigen Betrachtung ist mit keinem Worte die Verbindung Prenzlaus erwähnt, die uns heute als die wichtigste erscheint, nämlich die Straße nach Berlin. Sie hat aber auch in der Tat in der frühgeschichtlichen Zeit gar keine Rolle gespielt, sondern ihre Bedeutung erst viel später gewonnen. Schon anfangs ist gesagt, daß die Uckermark im Süden und Südwesten vom Uckerwalde begrenzt wurde, der sich von der Oder her bis nach Mecklenburg hinein erstreckte. Noch heute bedeckt ja der Wald etwa zwischen den Linien Angermünde — Boitzenburg — Feldberg (Meckl.) im Norden und Bad Freienwalde a. O.— Eberswalde—Zehdenick—Fürstenberg (Meckl.) im Süden fast das ganze Land zwischen der Oder und der Havel. Dieser Wald war in alter Zeit sicherlich eine fast undurchschreitbare Wildnis, zumal ihn auch noch viele Gewässer und Sumpfniederungen durchzogen, so daß der Verkehr ihn mied. Welch großes Hindernis in jenen Zeiten Wälder bildeten, lehrt uns die Nachricht, daß Herzog Boleslaus Schiefmaul von Polen im Jahre 1120, um mit seinem Heere von Polen nach Pommern zu gelangen, erst einen breiten Weg durch den Urwald zwischen Hochzeit an der Drage und der Gegend von Pyritz schlagen ließ[23]). Man hütete sich auch damals wohl, solche Grenzsäume zu zerstören, da sie den besten natürlichen Schutz gegen feindliche Einfälle gewährten. So hatten denn auch die Pommernherzöge, die ihr Herrschaftsgebiet seit etwa dem Jahre 1124/25 langsam von den Inseln Usedom und Wollin her an der Ucker und Oder aufwärts in das Binnenland vorschoben, gar kein Interesse daran, den Uckerwald zu durchlöchern, der ihnen einen ausgezeichneten Flankenschutz gegen die von der Elbe und Havel her vordringenden Deutschen, insbesondere gegen die Markgrafen von Brandenburg, bot.

Es ist also sicherlich nicht richtig, wenn manche Schriftsteller annehmen, es habe seit alters eine Heerstraße von Magdeburg nach Stettin bestanden und die Uckermark in der Richtung Zehdenick—Templin—Prenzlau—Löcknitz durchquert[24]). Eine solche Straße hat sich wohl im späteren Mittelalter entwickelt, für die slawische und pommersche Zeit fehlt es für sie an jedem Nachweise; im Gegenteil sehen wir, daß man im 12. und 13. Jahrhundert ganz andere Wege einschlug, wenn man von Magdeburg oder dem Havellande nach der Odermündung und Stettin gelangen wollte. Als der Bischof Otto von Bamberg, der seine erste Missionsreise nach Pommern 1124 ja von Polen aus angetreten hatte, im Jahre 1128 zum zweiten Male nach Pommern aufbrach, zog er von Magdeburg über Havelberg, durch die Prignitz und um den Müritzsee in Mecklenburg nach Demmin, Usedom und Stettin; ebenso marschierte das Heer des sogenannten Wendenkreuzzuges im Jahre 1147 von Magdeburg und Havelberg durch Mecklenburg nach Demmin und Stettin; man vermied es also, durch das Rhinluch, über die Havelniederung und durch den Uckerwald geradewegs in nordöstlicher Richtung vorzudringen. Später, als die Markgrafen von Brandenburg an der Havel und Finow Fuß gefaßt hatten, nahm Albrecht II. seinen Kriegszug gegen Pommern über Oderberg an der Oder abwärts nach Stettin (1214), und die Abtretung der Uckermark durch Herzog Barnim I. von Pommern im Jahre 1250 erfolgte bezeichnenderweise bei Landin, zwischen Schwedt und Angermünde; die Brandenburger sind also auch damals noch längs der Oder nordwärts gegen die Pommern vorgerückt. Erst seit Mitte des 13. Jahrhunderts wird allmählich das Zentrum des heutigen Templiner Kreises dem Verkehr erschlossen. Noch im 15. Jahrhundert tragen die brandenburgischen Kurfürsten ihre wiederholten Angriffe auf die Uckermark von der Oderlinie in nordwestlicher Richtung gegen Prenzlau vor, ein Beweis, daß sich dort die geeigneteren Straßen für die Bewegung eines Heeres befanden.

In späteren Jahrhunderten hat dann freilich die Straße von Prenzlau über Templin—Zehdenick überragende Bedeutung gewonnen, weil seit dem 16. Jahrhundert Berlin als Landeshauptstadt immer mehr in den Vordergrund trat und weil man von Zehdenick über Oranienburg (das alte Bötzow) Berlin schneller erreichen konnte als über Angermünde. Es finden sich Anzeichen in den Akten, daß zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges diese Strecke über Zehdenick die gewöhnliche Verbindung zwischen Berlin und der Uckermark darstellte; nach der Sotzmannschen Karte verkehrte auf ihr 1790 auch die fahrende Post.

Immerhin war der Weg über Zehdenick nicht der kürzeste aus der Uckermark zur Hauptstadt, dieser bog vielmehr südlich Mittenwalde von der Richtung nach Templin ab, und erreichte über Groß-Schönebeck Berlin. Er wurde, wie eingangs erwähnt, im Jahre 1828/29 zur Chaussee ausgebaut. Noch heute sieht man zum Teil in Groß-Schönebeck die umfangreichen Stallanlagen, in denen einst die uckermärkischen Bauern und

[23]) van Nießen, Geschichte der Neumark, S. 29.
[24]) So Böhmer, Geschichte der Stadt Stargard i. P., S. 15. Philipp, Geschichte der Stadt Templin, S. 13 f.

Reiseknechte ihre Pferde unterbrachten, wenn sie wie herkömmlich dort auf halbem Wege übernachteten.

Zum Schlusse mag noch kurz der Zollstätten Erwähnung getan werden, mit denen in der Vergangenheit die Landstraßen reich besetzt waren. Nicht nur der Landesherr erhob von den Reisenden und Fuhrleuten eine Gebühr, die ein Entgelt für die Aufrechterhaltung des Straßenfriedens darstellte, sondern auch Städte und Grundbesitzer hatten vielfach vom Landesherrn das Recht erhalten, Zölle zu erheben, teils als reine Finanzzölle, um ihre Einnahmen zu vermehren, teils als Vergütung für die Unterhaltung von Dämmen und Brücken. Die Stadt Prenzlau erhob für sich einen Damm- und Warenzoll, die Stadt Strasburg nahm einen Damm-, Deichsel- und Brückenzoll, ebenso Templin; in Angermünde mußte ein Deichselzoll gezahlt werden, in Lychen, Zehdenick und Schwedt nahm man Dammzölle, in Löcknitz mußte ein Amtszoll an den Landesherrn und ein Deichselzoll bezahlt werden. Außerdem erhob, wie ein Bericht des Jahres 1756 sagt, der Graf von Sparr auf Greiffenberg einen Warenzoll, ebenso in seinem Nebenzollort Steinhöfel, der Markgraf von Brandenburg-Schwedt einen Land- und Wasserzoll von den Waren, der Herr von Diringshofen auf Passow einen Dammzoll. Auch in Biesenbrow und Wolfshagen gab es damals noch private Zollstätten[25]). Man sieht, an jedem Orte, den wir vorher als wichtigen Verkehrspunkt kennen gelernt haben, hatte sich eine Zollstätte aufgetan. Allen diesen Hemmungen des Verkehrs machte das Gesetz wegen Aufhebung aller Binnenzölle vom 26. Mai 1818 für immer ein Ende.

[25]) de la Motto, Ausführliche Abhandlung von den Landesgesetzen und Verfassungen, welche die Landstraßen und Wege in den Kgl.-preuß. Staaten betreffen, Leipzig 1789, S. 146 f., S. 162.

Auf der „königlichen Straße" durch die Uckermark.

Von Dr. M. Rudolph, Mannheim.

An den beiden Pfingsttagen des Jahres 1930 passierten über den Neustädter Damm etwa 4000 Kraftwagen (mit der Rückfahrt 8000!) die Stadt Prenzlau auf dem Wege von Berlin nach den Ostseebädern. Dieser unerwartet starke Verkehr übertraf den der früheren Jahre um das Zwei- bis Dreifache und beweist, welche wichtige Rolle Prenzlau als Durchgangsplatz auf dem Wege von der Reichshauptstadt nach der Ostsee und Stettin spielt. Und es steht zu erwarten, daß mit der Verbesserung der Fahrbahnverhältnisse und entsprechender Abnahme der Achsenbrüche und Reifenschäden zwischen Draußenmühle und Pulverturm diese Verkehrsziffer noch weiter steigen wird. —

Was sich heute in dieser modernsten Form des Verkehrs hier abspielt, ist das letzte Entwicklungsstadium einer uralten Verkehrsentfaltung, die bis auf die Anfänge der Stadt Prenzlau und wohl noch darüber hinaus auf graue Vorzeiten zurückgeht. Zu allen Abschnitten der Geschichte hat diese Straße eine große Rolle gespielt und in friedlichen wie in kriegerischen Tagen ihre Wirksamkeit behauptet.

Die Rückgewinnung des seit der Völkerwanderung von den Slawen eingenommenen Ostens durch die ostwärts wandernden deutschen Stämme ging von der Basislinie der Elbe und besonders von Magdeburg aus, während Berlin-Kölln erst in späterer Zeit in seine geschichtliche Rolle hineingewachsen ist. Das nächste größere Ziel auf dem Wege nach Nordosten und nach dem baltischen Meere bildete Stettin als Sitz der pommerschen Fürsten im Deltagebiet des großen Oderstromes. Durch diese drei Punkte, Magdeburg, Stettin und später Berlin, war die Richtung des Verkehrs in großen Zügen festgelegt, da ja bekanntlich der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten die grade Linie ist. Im einzelnen bildeten für die Straßenführung die mannigfach der Landschaft eingestreuten Sumpf- und Seengebiete die zu umgehenden Hindernisse, die zu Abweichungen von der Graden zwangen. Immerhin zeigt ein Blick auf die Karte, daß der auf die Uckermark entfallende Abschnitt der Straße zwischen Zehdenick und Löcknitz eine bemerkenswerte Gradlinigkeit aufweist. — Die böseften Abschnitte auf den mittelalterlichen Straßen Norddeutschlands bildeten immer die Sumpf- und Moraftzonen der Talrinnen, in denen ehemals, nach dem Verschwinden der eiszeitlichen Gletscher, die riesigen Schmelzwassermassen ihren Ablauf genommen hatten und die nur langsam verlandeten. Deshalb waren allemal die Uebergangspunkte an diesen Sumpfpässen aus verkehrs- und politisch-militärischen Gründen die begehrenswertesten und oft heiß umstrittenen Plätze, und wie die Perlen an der Schnur, so reihen sich längs der

Straßen die festen Plätze, gleich wichtig zur Verteidigungs- und Sperrungsmöglichkeit wie zur Rast und zum Pferdewechsel der Lastwagen und späteren Postkutschen.

Diese großen Heerstraßen, die unter dem unmittelbaren Schutz der Landesfürsten, zugleich aber auch unter der Oberhoheit des Reiches standen, wurden königliche Straßen genannt, und auch der die Uckermark diagonal von Südwest nach Nordost kreuzende, genannte Straßenzug war eine derartige via regia, als die er bereits im Jahre 1237 (zwei Jahre nach Gründung der Stadt Prenzlau) urkundlich genannt wird. Eine andere via regia, die die Uckermark mehr randlich berührte, war die Straße von Berlin-Kölln über Oderberg—Schwedt—Garz nach Stettin.

Der erste größere Platz auf uckermärkischem Boden, der auf dem Wege aus den Elbe-Havel-Gegenden über Liebenwalde nach Stettin berührt wurde, war Zehdenick, das den wichtigen Havelübergang deckte und das außer durch diesen Fernverkehr auch durch die vielen Wallfahrten nach dem Wunderblut des dortigen Nonnenklosters eine bedeutende Niederlassung geworden war, in die der Zusammenlauf der Fremden viele Einkünfte hereinbrachte und die zahlreiche Herbergen und Gaststätten aufwies. Auf diese spätere Berlin—Stettiner Straße trafen hier die beiden Heerstraßen von Magdeburg — Plaue — Brandenburg — Rauen — Kremmen (Kremmer Damm!!)—Sommerfeld—Nassenheide—Grünberg (durch die Liebenwalder Forst) — Zehdenick und ferner Havelberg—Altruppin—Gransee—Zehdenick, die beide vor Aufkommen Berlins die wichtigeren waren, während gleichfalls von Zehdenick aus eine Abzweigung nach Neustrelitz stattfand.

Die Landstraße führte dann weiter durch die große „Zehdenickische Kiehnheyde" auf Templin zu, das durch seine Lage inmitten der zahlreichen Seen eine überaus typische Paßlage besitzt. Gegen Norden der Stadt bilden der Templiner, der Lübbe- und der Fährsee den Engpaß, dem die heutige Straße vorbei an Fährkrug folgt, das mit seinem erinnerungsvollen Namen auf die einstige Bedeutung dieses Platzes hinweist. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde hier die Brücke angelegt, während früher wegen des mangelnden Ueberganges der Wagenverkehr eine Weiterführung der Straße auf Mittenwalde zu benutzen mußte, die den Fährsee im Osten umging, dort, wo die „Steinfurt" gegenüber der heutigen Engelsburg und Ahrensnest das Labüske-Fließ überschritt, wie Philipp in seiner Geschichte der Stadt Templin (Seite 17) mitteilt. Andrerseits behauptete Templin die Schlüssel- und Paßstellung zwischen dem Templiner und Röddelinsee für die gegen Nordwesten abzweigende Straße auf Lychen—Stargard—Strelitz zu. Die Tatsache, daß bereits frühzeitig im Mittelalter die Wagenbauer und Schmiede, ebenso wie die Schankwirte und Krämer den Hauptbestandteil der Templiner Bevölkerung bildeten, beweist deutlich die Wichtigkeit des Durchgangsverkehrs.

Indem man im wesentlichen dem heutigen Straßenzuge weiterhin folgte, erreichte man Prenzlau, das den Paß über das Uckertal mit seinen Seen und Sümpfen deckte und wo sich mit der Stettiner Straße die Linie von Strasburg nach Gramzow und Frankfurt a. d. O. kreuzte, die damals aber wohl nicht die Bedeutung der erstgenannten Straße hatte. Daß der Flecken Prenzlau bereits im Jahre 1188 Krug- und Marktgerechtigkeit besaß, zeugt wiederum von der Verkehrsbedeutung dieses Platzes. In der Stadt entsprachen diesen vier Armen des Achsenkreuzes das Neustädter oder Berliner Tor am Pulverturm bezw. das Stettiner Tor und andererseits das Kuhtor oder Neubrandenburger Tor und das Stein- oder spätere Schwedter Tor. (Die Einzelheiten über Lage- und Grundrißentwicklung Prenzlaus auf Grund dieses Straßenkreuzes habe ich in den Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins Bd. VII, 1926 ausführlicher zur Darstellung gebracht.)

Da man sich hier im Norden der Uckermark auf heiß umstrittenem Kampfboden zwischen Brandenburg und Pommern befand, waren wie Templin so auch Prenzlau und die folgenden Plätze alle stark befestigt, zumal Prenzlau, da die beiden ober- und unterhalb der Stadt gelegenen Uckerübergänge von Potzlow und Nieden nur geringere oder frühzeitig ganz verschwindende Bedeutung hatten. Zum letzten Male bewährte sich diese Paßlage der Stadt in verhängnisvollster Weise im Jahre 1806 bei der Kapitulation Hohenlohes, und gleichzeitig kam die Unwegsamkeit der Sumpfniederung erneut zu nachteiliger Geltung, als die Truppenteile des Prinzen August, die die Umgehung der Prenzlauer Schlüsselstellung versucht hatten, zwischen Ellingen und Schönwerder „nach tapferer, vom Feinde selbst gerühmter Gegenwehr, unter Führung eines heldenmütigen Prinzen, eines besseren Schicksals würdig erlagen", wie der dort aufgestellte Denkstein noch heute vermeldet.

In grader Verlängerung der bisherigen Linie ging die via regia dann über Baumgarten

weiter zunächst auf Brüssow zu, das ebenfalls inmitten sumpfiger und seenreicher Umgebung in guter Paß- und Schutzlage den Durchgang deckte. Gleich dem folgenden Löcknitz war Brüssow eine municio, eine Befestigung, in den Urkunden, und die kürzlich wiederhergestellten Stadtmauerreste bezeugen noch wirkungsvoll den wehrhaften Charakter und die alte, dem heutigen Flecken gestellte Aufgabe.

Auch Löcknitz, damals brandenburgisch, nimmt eine in vielen Dingen den bisher genannten Plätzen vergleichbare Lage ein: Das Randowbruch, das zwischen Wollschow und Retzin eine große Breite aufweist, also schwer überschreitbar war, verengert sich zwischen Bergholz und Salzow noch einmal, ehe sich nordwärts die schwer passierbaren, dicht bewaldeten oder versumpften Talsandgebiete Pommerns anschließen. Auf kleinem, erhöhtem und festem Untergrunde in der Niederung liegt hier, selbst geschützt und den Paß deckend, der alte Burgwall und die spätere Feste Löcknitz, für deren Vergangenheit Georg von Winterfeld (Prenzlau, A. Mieck 1909) zahlreiche Materialien zusammengetragen hat, die alle letzten Endes auf die Bedeutung der Anlage als Paßverteidiger hinauslaufen. In den Kämpfen der pommerschen Herzöge gegen die brandenburgischen Markgrafen hat dieser Platz stets ebenso seine Bedeutung erwiesen wie später im Dreißigjährigen Kriege gegen Schweden und noch bis ins vorige Jahrhundert hinein im Verlaufe der Kampfhandlungen, die auf die Katastrophe von Jena und Auerstädt folgten. Löcknitz war zudem durch Jahrhunderte Zollstation, wo von den reisenden Kaufleuten solange Zoll erhoben wurde, bis es dauernd an Brandenburg-Preußen fiel, im Jahre 1720, als der Friede zwischen Preußen und Schweden geschlossen wurde, der den letzteren Vorpommern bis zur Peene abnahm. — Und auch Hohenlohe hatte die Wichtigkeit der verschiedenen genannten Paßstellungen durchaus richtig erkannt, wenn er dem König Friedrich Wilhelm III. auseinandersetzen ließ, „daß auf dem Marsch von Magdeburg bis Stettin die schwierigsten Punkte Zehdenick, Prenzlau und Löcknitz seien" (von Winterfeld, S. 121, Fußnote).

Die merkwürdig geknickte Linienführung der heutigen Chaussee über Menkin ist allerdings nicht mehr dem alten Straßenzuge entsprechend. Die ursprüngliche Linie ging vielmehr von Brüssow über Grimme—Bergholz—Bergholzer Mühle nach Löcknitz, wie sie auch auf alten Karten erscheint, und wie es noch 1806 in einem französischen Militärbericht heißt: „Berkholz qui est le point d'embranchement des routes de Stettin et de Pasewalk" (Berkholz, welches der Gabelungspunkt der Straße von Stettin und von Pasewalk ist), während Menkin damals seitlich liegen blieb.

Als letzter brandenburgischer Posten gegen Stettin lag dann noch an der via regia das kleine Bismark, das ebenfalls eine Befestigung war und gleich Löcknitz erst später zur Provinz Pommern gekommen ist.

Während hier auf dem nördlichen Abschnitt der Straße nur geringe Veränderungen der Linienführung und der Straßenbedeutung vorgekommen sind, hat der Südwestteil der Straße spätere Wandlungen erfahren. Durch die später vergrößerte Bedeutung Berlins gegenüber Magdeburg bedeutete der bisherige Straßenzug einen Umweg nach Stettin. Einem alten, noch bis 1800 ff. unbedeutenderen Wege folgend wurde deshalb noch während der Amtszeit des ersten Landrates (nach der neuen Kreiseinteilung von 1816/17!) Ludwig Adolph von Winterfeld in den Jahren 1828/29 die Chaussee Berlin—Gr.-Schönebeck—Prenzlau gebaut, die südlich von Mittenwalde auf die alte Hauptstraße einmündet. An ihr liegt Ahlimbsmühle, wo früher die uckermärkischen Weizenfuhrleute auf ihrer Fahrt nach Berlin Rast zu machen pflegten. —

Ueber die Art und den Umfang des Verkehrs auf dieser ehrwürdigen Straße kann man nur mittelbare Schlüsse aus mannigfach zerstreuten Quellen ziehen. Auch über den Zustand der Straße weiß man wenig, kann aber aus andern, ähnlichen Straßen eine Anschauung gewinnen. Solange sich der Weg auf der vom Geschiebemergel und Sand eingenommenen Oberfläche des uckermärkischen Bodens hielt, konnte man auf einigermaßen fahrbare Verhältnisse rechnen. Allerdings wird bei dem mangelhaften Straßenbau und der wenig sorgfältigen Unterhaltung der Fahrbahnen in früheren Zeiten namentlich in Regenperioden der Lehmboden wohl tief aufgefahren und grundlos gewesen sein und ähnlich schwer passierbar wie der mahlende Sand bei Trockenheit und Dürre. Noch heute erkennt man alte, jetzt stillgelegte Straßenzüge oft daran, daß 3, 4 und noch mehr tief ausgefahrene Wagenspuren nebeneinander verlaufen, die den alten Straßen stellenweise außerordentliche Breite verleihen.

Die Benutzer der Straßen waren sehr mannigfaltig, da ja jeglicher Verkehr, der sich nicht der Flüsse bedienen konnte, auf die Straßen angewiesen war. Der Transport von Gütern aller Art, der aus den Tagen des Mittelalters her datierte, hat sich bis zum Beginn des Eisenbahn-

zeitalters erhalten. Die uckermärkischen Fuhrleute, die das Getreide aus Berlins Kornkammer, dem Prenzlauer Kreise, nach der Hauptstadt brachten, hatten ihre bestimmten Wege- und Nachtstationen an der Straße, ebenso wie die Schuster von Strasburg, die vor Erbauung der Eisenbahnen ihre mit vielen Hunderten von Schuhen beladenen Wagen beispielsweise in Birkenhain einstellten und selbst auf großen Strohlagern dort übernachteten, wenn sie zu den Märkten nach Templin reisten. Auch die Glasmacher des südlichen Templiner Kreises, die nicht die Wasserwege benutzten und Transporte nach Stettin zu bringen hatten, zogen der alten via regia nach und hatten bis ins vorige Jahrhundert meist in Prenzlau Raſtplatz und Nachtquartier. Unter dem Großen Kurfürsten wurde dann auf dieser Hauptstraße auch eine ständig verkehrende Postlinie eingerichtet unter gleichzeitiger Eröffnung eines Postamtes in Prenzlau dank seiner zentralen Lage im Netz der geschilderten Verkehrswege. Von hier aus gingen Reit- und Fahrposten nach Berlin, Stettin und Hamburg aus. Am 6. Juni 1665 erteilte er der uckermärkischen Ritterschaft die Konzession, „eine ordinare Postfuhr zwischen Berlin und Prenzlau auf 2 oder 3 Jahre anzulegen", die ebenfalls über Templin, Zehdenick und Oranienburg verlief. Die Post nach Stettin und anderen Plätzen folgte wenige Jahre später nach. — Bratring in seiner topographisch-statistischen Beschreibung der Mark Brandenburg führt die Entfernungen zwischen den einzelnen Poststationen (Bd. II, S. 484 ff.) folgendermaßen auf: Von Berlin bis Zehdenick 8 Meilen, bis Templin 10¾ Meilen, bis Prenzlau 15¼ Meilen, bis Brüssow 16½ Meilen und bis Löcknitz 19½ Meilen. Da die Entfernung von Prenzlau bis Stettin von Bratring mit 7½ Meilen angegeben wird, betrug also die Gesamtlänge dieses Postkurses 22¾ Meilen.

Auf die Rolle der Straße im militärischen Leben wurde bereits hingewiesen. Nach der Niederlage Preußens 1806/07 und der französischen Besetzung wurden, namentlich bei Napoleons verhängnisvollem Zuge nach Moskau 1812, Militärstraßen und Etappenlinien festgelegt, zu denen ebenfalls die große Route Berlin—Oranienburg—Zehdenick—Templin—Prenzlau—Löcknitz—Stettin gehörte mit einer Abzweigung von Prenzlau nach Pasewalk. L. Blankenburg (Mitt. d. Uckerm. Mus.- u. Gesch.-Ver. Bd. III, S. 129 ff.) zählt zahlreiche Truppendurchzüge auf ihr mit allen den furchtbaren Folgen, die sich für die Anwohner der Straße daraus ergaben, im einzelnen auf.

Mit der Einrichtung von Eisenbahnlinien ging eine Wandlung in der Verkehrsbedeutung der Straßen Hand in Hand. Durch die Erbauung der Berlin—Stettiner Bahn über Angermünde wurde Prenzlaus Verkehr nach der Hauptstadt und der Odermündung zeitweilig in andere Richtung gedrängt. Die nächste Bahnstation wurde Passow an der Welse und die wichtigste Zubringerstraße damit die Linie Prenzlau—Gramzow und weiter. Je stärker der Ausbau des Schienennetzes wurde, um so mehr ließ der große Durchgangsverkehr auf der via regia nach. Erst die Neuzeit mit dem starken Kraftwagenverkehr, der für die Bahnen geradezu zu einer schwerwiegenden Konkurrenz geworden ist und der Personen- wie Güterbeförderung in gleicher Weise umfaßt, hat den Straßen einen großen Teil ihrer alten Wichtigkeit wieder zurückgegeben und wird zweifellos in der Zukunft die Entwicklung in dieser Richtung weiter fördern. Alte und neue Bilder fließen hier zusammen, der Ring hat sich geschlossen, wenn auch im äußerlichen Bild vieles anders geworden ist und die Autohupe heute mißtönend dort herrscht, wo ehemals der Postillion blies:

Ach du mein lieber Gott,
Muß ich schon wieder fort!
Auf der Chaussee
Liegt soviel Schnee!

Morgenwanderung.

Von W. Groß, Prenzlau.

Es lacht unter Tränen die fliehende Nacht
Und kost mit der dämmernden Stunde,
Die jungfrische Welt ist vom Schlafe erwacht,
Ein Habicht zieht Runde um Runde.

Von ferne trompetet der jauchzende Schrei
Des Reihers hinein in den Morgen,
Zwei Alttiere springen erschrocken vorbei
Und lauschen, im Dickicht geborgen.

Auf strebenden Säulen ruht blauender Tag
Und goldener Glanz auf den Wegen.
Mich fesselt nicht mehr ein beengend Gemach:
Ich schreite der Sonne entgegen.



Zeichnung von Leo Wiese.

Am 30. Dezember 1930 starb im 69. Lebensjahre der Bauergutsbesitzer

Ludwig Reinhardt
in Hindenburg.

Mit dem Verstorbenen ist ein Mann von kerndeutscher und aufrechter Gesinnung, seltener Pflichttreue und steter Hilfsbereitschaft aus dem öffentlichen Leben geschieden. Fast 31 Jahre leitete er als Gemeindevorsteher die Geschicke seines Heimatdorfes Hindenburg. Daneben bekleidete er die verschiedensten Ehrenämter. In allen seinen Aemtern wirkte er vorbildlich und hatte immer das Wohl der ihm Anvertrauten im Auge. Trotz der vielen und schweren Schicksalsschläge, die er in seinem engen Familienkreise erlebte, blieb er immer froh und zuversichtlich und in festem Gottvertrauen. / „Onkel Ludwig", wie ihn der Volksmund nannte, wird allen, die ihn näher kannten, unvergeßlich bleiben. Durch sein unermüdliches und vorbildliches Wirken hat er sich in den Herzen vieler ein bleibendes Andenken gesichert.

In der Nacht vom 16. zum 17. April 1931 wurde im Prenzlauer Gerichtsgefängnis der Strafanstalts-Oberwachtmeister

Emil Neubauer
in Prenzlau

bei Ausübung seines Dienstes von zwei Gefangenen ermordet. Der Verstorbene, 51 Jahre alt, der eine Witwe mit 3 unversorgten Kindern hinterläßt, hat 22 Jahre als Beamter im Justizdienst gestanden. In treuer Pflichterfüllung hat er seines Amtes gewaltet. Ruchlose Mörderhände haben ihn aus dem Leben gerissen. Möge der Allmächtige durch sein gerechtes Urteil die schreckliche Tat sühnen, den so hartbetroffenen Hinterbliebenen aber Trost und Beistand in reichem Maße zuteil werden lassen. Der Verewigte möge in Frieden ruhen. Pflicht der Lebenden ist es, dem braven Beamten ein dankbares Gedenken zu bewahren.



Wie zwei Wolfshagener Bauern nach Prenzlau zogen, um den Frühling zu kaufen.

Eine alte uckermärkische Sage. / Von Gustav Metscher.

Heute kann man auf schöner, breiter Chaussee von Prenzlau aus über Holzendorf nach Schlepkow und Wolfshagen kommen. Vor ein paar hundert Jahren hatten es die Wolfshagener Bauern noch nicht so gut, als sie sich anschickten zu ihrer Reise nach Prenzlau, um sich dort von dem alten Glöckner Daniel Wietusch den Frühling zu kaufen. Es war das eine gar seltsame Reise.

In Wolfshagen wollte es nach einem harten, bitterkalten Winter durchaus nicht Frühling werden. Die Straßen- und Hofbrunnen waren bis in den März hinein mit Strohgarben umwickelt und auch die Stalltüren wurden ihre Strohmäntel nicht los. Immer wieder blieben die Bauern bei jedem Mondwechsel vor den Haustüren stehen und schauten nach dem Wetter aus, ob es denn sich nicht bald ändern würde. Aber jedesmal kehrten sie mit Leichenbittermiene in die niedrigen Stuben zurück und rieben sich die Rücken an den warmen Oefen.

Da kam eines Tages der Fellhändler Isidor Veilchenthal in den Dorfkrug, um die Felle der im Winter geschlachteten Ochsen einzuhandeln. „Nun wirds „Frohjohr“ werden“, meinten da die Frauen im Dorf, „denn der Veilchenthal ist da; der traut sich nimmer auf die Landstraße, wenn der Wind aus Rußland pfeift!“ Veilchenthal sah aber gar nicht so aus, als ob er den Wolfshagener Veilchen als Frühlingsboten in das Tal streuen würde; denn er stak noch in einem recht molligen, schäbigen Schafspelz. So oft er nun von Haus zu Haus, von Tür zu Tür ging, überall hörte er die gleiche Begrüßungsansprache: „Gott sei Dank, nun wirds Frühling, der Veilchenthal ist da!“ Anfangs schmeichelte den Fellhändler diese Begrüßung. Später aber, als er Haus bei Haus dieselbe Litanei hörte, wurde er unwirsch, schlug die Türen der Tormauern mit einen Knall ins Schloß und setzte sich aufs neue in den Dorfkrug. Zu ihm gesellten sich der alte einäugige Draußenbauer Ephraim Petermann und der Bauer Köne Grieben, den man im Ort den „langen Petrus“ nannte, weil er so lang war „wie der Tag vor Johanni“ und weil er es bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit dem Apostel Petrus hielt. Wollte er etwas Besonderes bekräftigen, so sagte er allemal: „was Petrus auch getan hätte . . .“ Die meisten Wolfshagener hielten ihn für beschränkt und ließen ihn ruhig in seiner Rede gewähren. Die Fremden, die hin und wieder in den Ort kamen, wußten nicht recht, was sie aus ihm machen sollten. Als Köne Grieben in Gegenwart des Fellhändlers auch auf den langen, bitteren Winter zu sprechen kam und seine Klagen mit den Worten schloß: „Da können wir Sterblichen alleben nichts zu machen. Selbst Petrus hätte in solchem Falle keinen Einfluß auf das Wetter gehabt! Stimmts, Isidor?!“ „Köne, da muß ich dir geben unrecht“, sagte darauf der Veilchenthal, „haben wir doch in Prenzlau schon seit einigen Tagen den schönsten Frühling. Allerdings hat er gekostet uns Geld. Der alte Glöckner Wietusch hat ihn besorgt uns für drei Taler und sieben Groschen. Gut, muß er verdienen die sieben Groschen. Laß ihn! Umsonst ist der Tod!“

„Wie habt Ihr das gemacht, Isidor?“

„Wie wir haben es gemacht? Ganz einfach! Wir haben gesammelt drei Taler in den einzelnen Häusern, dazu die sieben Groschen von dem Magistrat und sind dann hinaufgestiegen mit einem Zweizentnersack zum Daniel und haben ihn uns hineinschütten lassen. Daniel weiß doch, wie man fängt die Sonnenstrahlen. Na, und dann haben wir mithinuntergebracht den Sack voll Sonne und haben ihn ausgesät auf die Gärten und die Felder. Ueber Nacht ist aufgegangen die Saat. Nächsten Morgen, den Gott werden ließ, lag überall der Sonnenschein. Da schmolz der Schnee, na, nu, was willst du noch mehr? Laß mir dein Ochsenfell, Köne, und du sollst sehen, daß ich einlege ein gutes Wort bei Daniel Wietusch. Warum soll er Dir und Euch Wolfshagener nicht auch für ein paar Taler diesen Dienst erweisen?“

Köne Grieben stützte den alten viereckigen Bauernschädel auf seine beiden Fäuste und wurde nachdenklich. Noch am selben Abend verhandelte er mit seinem Freund und Gevatter Petermann von „wegen der Reise nach Prenzlau zu dem Daniel Wietusch.“ Ephraim Petermann war kein Spielverderber. Es war nur die Frage zu lösen, woher man die drei Taler wohl nehmen könnte. Da kam ihnen beiden der Dorfkrüger entgegen mit folgendem Vorschlag: „Ich werd Euch die drei

Taler vorschießen. Bringt Ihr bis zum nächsten Abend den Frühling herein ins Dorf, so soll Euch die Summe geschenkt sein, bringt Ihr ihn nicht mit aus Prenzlau, so zahlt Ihr aber das Geld am Abend zurück! Bedingung ist nur, daß Ihr Euch, bevor Ihr morgen abmarschiert, hier bei mir im Krug meldet." Der Dorfkrüger hatte den Schelm im Nacken. Er wußte, warum er seine Gegenforderung so stellte.

Den beiden Bauern schien dieser Vorschlag annehmbar. Mit Handschlag willigten sie ein.

Noch am gleichen Abend mußte Gottfried Sprung kommen, um die Beiden zu barbieren; denn wenn sie in solcher Mission erschienen, dürften nicht die Bartstoppeln wie ein wüstes Krautgestengel im Gesicht erscheinen. Die Köhlern mußte die schwarzen Seidenbinden noch einmal aufplätten, und daß die „Langschäftigen" blitzblank geputzt wurden, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Wegen des mitzunehmenden Sackes einigte man sich dahin, daß ihn Köne von dem Nachbar Kremzow leihen sollte, der hätte die besten Säcke in ganz Wolfshagen.

In aller Herrgottsfrühe brach man auf. Im Dorfkrug hatte der Wirt seine besten Freunde versammelt, die sich im Hinterstübchen aufhielten, um von den beiden unbeobachtet zu bleiben. Erst als der Krüger die beiden Wanderer, die da auszogen, den Frühling zu holen, mit kräftigem Händedruck verabschiedet hatte, traten die stillen Beobachter aus ihrem Hinterstübchen hervor und schauten den Frühlingssuchern nach. Es wurde erzählt, daß einige in demselben Stübchen noch die Heimkehr abgewartet hätten, deren Frauen aber darüber Gift und Galle gespien hätten.

Gerastet haben die beiden Wolfshagener Bauern auf ihrer Reise nach Prenzlau nur einmal, in Dedelow. Als man sie dort im Kruge fragte, ob sie in ihrem Sack Spanferkel kaufen wollten, sei der Köne Grieben fuchsteufelswild geworden und hätte dem Fragesteller eine sehr dumme Antwort gegeben.

Gegen Mittag kamen sie in Prenzlau an. Sie begaben sich sofort zu dem Glöckner hinauf und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der war ein sehr schwerhöriger Mann. Sie mußten ihm ihre Wünsche laut ins Ohr brüllen. Er lächelte, verstand aber sofort die Situation und bat sich ihren Sack aus, mit dem er in das kleine Turmzimmer lief. Sie beide sollten nur einen Augenblick warten. Zuvor fragte der Ephraim Petermann, ob sie wohl den Sack bis Wolfshagen in einem Zuge würden tragen können. „Aber gewiß", erwiderte der Glöckner, „ich werd euch den Frühling gut im Sack zusammenschnüren. Vielleicht könnt Ihr ihn sogar unter den Arm nehmen. Nur aufknoten dürft Ihr den Sack unterwegs nicht!" Nach ungefähr fünf Minuten kam der Türmer mit dem Sack zurück.

Die beiden Wolfshagener Bauern staunten, denn sie glaubten, daß der Türmer mit dickem, vollem Sack zurückkommen würde. Er kam aber mit einem zusammengefalteten und zusammengeknoteten Sack zurück, den man nicht ansehen konnte, daß er den Frühling enthalte.

„Nun aber schön aufgepaßt, Ihr Herren, und den Sack erst aufgeknotet, wenn Ihr zu Hause seid!"

Auf ihre Frage nach der Bezahlung gab der Türmer zu Antwort, daß das Geld durch den Küster der Kirche zu Johanni eingesammelt würde, damit hätte er als Türmer nichts zu tun!

„Um so besser, um so besser", rief Köne, und polterte mit lauten Dankesworten die schmale Holztreppe hinunter. Ephraim Petermann folgte langsam und bedächtig. Er hatte nur vor, in der Ratskellerstube eine kleine Rast zu machen, und das mitgebrachte Brot zu verzehren. Köne aber riet von einer Rast in einem solch belebten Zimmer, wie es die Ratskellerstube war, ab; denn „man könnte nicht wissen, ob in einem unbewachten Augenblick einem nicht der Sack gestohlen werden könnte! Sicher ist sicher! Lieber wäre ihm eine Rast in dem Dedelower Krug, wenngleich ihm der Wirt auch höchst unsympathisch wäre." Er drang schließlich mit seinem Vorschlag durch.

In Dedelow fing der Wirt aufs neue von dem Ferkenhandel an. Es gäbe infolge des strengen Winters sehr wenige gute Ferkel. Die da wären, die wären sehr teuer. In dieser Weise bewegte sich des Wirtes Rede. Köne antwortete überhaupt nicht; er knurrte nur, während Ephraim Petermann zu allem, was der Wirt vorbrachte, sich zustimmend erklärte. Gar zu gern hätte der Dedelower Krugwirt etwas erfahren über Reiseziel und Reisezweck der Wolfshagener Bauern. Die aber waren verschlossen und schweigsam wie das Grab.

Kurz vor dem Abendläuten kam man wieder in Wolfshagen an. Der Krugwirt wartete schon sehnsüchtig vor dem Hause. Seit einigen Stunden schon hatte er Ausschau nach den beiden gehalten. In der Krugstube hatten sich viele Bauern versammelt; denn im Laufe des Tages hatte sich dieses Ereignis herumgesprochen im Dorf. So nötigte denn der Wirt die beiden hereinzukommen. Da wurden sie dann mit lautem Jubel empfangen. Man war begierig

auf den Prenzlauer Frühling. Zuvor aber hieß man sie, sich tüchtig zu stärken. Da ihre Kehlen infolge der langen Reise recht trocken geworden waren, sprachen sie dem edlen Naß recht tüchtig und hastig zu. Als man dann endlich daran ging, den Sack von ihnen öffnen zu lassen, merkten sie beide zu ihrem großen Erstaunen, daß er leer war. Das Gelächter der umstehenden Bauern wollte kein Ende nehmen.

Am nächsten Morgen aber strahlte vom Himmel die goldene Sonne ihre ganze Wärme aus, daß im Umsehen der Schnee zerrann und im Nu das weiße Kleid des Winters verschwunden war. Im Dorf aber hieß es jetzt: es ist doch wahr, daß Köne Grieben und Ephraim Petermann aus Prenzlau den Frühling geholt haben!

Wenn's einmal in unserer lieben Uckermark nach einem langen Winter nicht recht Frühling werden will, so geht noch heut hier und da der Hinweis: wir müssen uns mit den Wolfshagener Bauern in Verbindung setzen!

Der Gesegnete.

Ein Erlebnis von Adolf Meineke, Genzig.

„Nun bin ich völlig erblindet", sagte der Ingenieur Friedrich zu mir, als er mir, von seiner Frau geführt, heute am Waldrande auf der Chaussee begegnete. Der 53jährige sagte es in gefaßter Ruhe, die mich in Erstaunen versetzte: „Wir kommen soeben vom Augenarzt."

Frau Friedrich sah blaß und abgespannt den Gesten ihres Mannes zu, dessen Geist nun sprühend arbeitete und sich freien Weg verschaffte. „Nun wird der Frühling bald da sein, verehrte Frau, und Sie über stumme, harte Stunden hinwegbringen", sagte ich, indem ich ihr zum Abschied die Hand drückte.

„Ach, kommen Sie nur bald zu uns, unser Motorboot steht Ihnen jederzeit zur Verfügung", rief noch warm der Erblindete, als mich schon des Waldes leuchtende Stille in seinen Bann nahm. — — —

Es war an einem sehnsuchtsschwülen Juni-Abend, als ich mich mit meinem Boot langsam dem Landhause des Ingenieurs Friedrich näherte. Am Ufer saß der Erblindete auf einer einsamen Birkenbank, tief in sich versunken, seine Geige neben sich. Er erkannte mich sofort an der Sprache, und bald war er im Erzählen.

„Blind sein ist mehr als sterben. — Meine Schwestern sind diesem Geschick entgangen. In grauer Ahnung, das Augenlicht einst zu verlieren, reisten sie in die Heimat, um deren Schönheit in ganzer Fülle noch einmal einzusaugen. Dann stürzten sie sich gemeinsam in die Flut. Ich bin allein übrig geblieben, und mich überraschte die Augenkrankheit so sehr, und sie schritt mit solcher Beschleunigung vor, daß es mir versagt war, meine Heimat noch einmal zu schauen.

Nun habe ich ein Waisenkind zu mir genommen, das mir warm von seiner und meiner Heimat erzählen kann. — —"

Der Blinde schwieg. Ich ergriff seine Rechte. Da fühlte er langsam nach seiner Geige und ließ sie sprechen. — —

Als ich mich später verabschiedete, wußte ich: Diesen Mann hat sein Unglück groß gemacht.

Was ist das Glück?

Von Wilhelm Melech, Berlin.

Hör', Menschenherz, was ist das Glück?
Du willst's mit Händen fassen?
Schau immer vorwärts, nie zurück,
Dann wird's sich finden lassen!

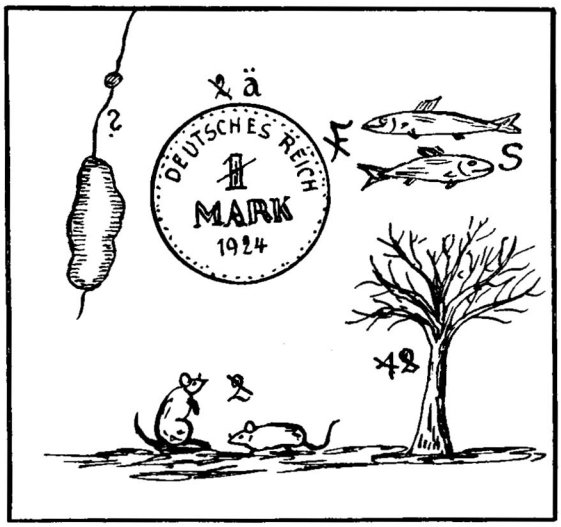
Das Glück ist wie ein Jubellied,
Vom Chor so hell gesungen:
Das andachtsvoll vorüberzieht.
Bald ist's verrauscht — verklungen. . .

Das Glück ist märchenschön und zart
Mit Goldfäden gesponnen,
Aus Sonnenlicht und Glanz gepaart —
Oft wie ein Traum zerronnen. . .

Heimaträtsel*)

Von Bernhard Mätzke, Klockow.

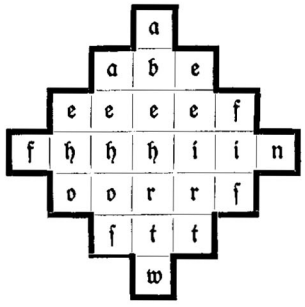
1. Bilderrätsel.



2.

Im Schatten unterm — —
liegt Fritzchen tief im Traum.
Er mußt' zu lange warten
auf Vater hier im — —.
In — — — geschah der Spaß,
daß einer seinen Sohn vergaß.

3. Füllrätsel.



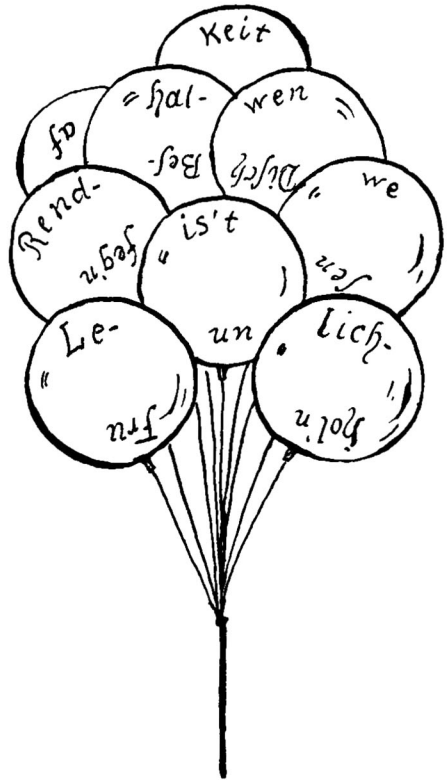
Obige Buchstaben ergeben, richtig eingeordnet, in waagerechter Reihe: 1. Buchstabe, 2. Einfahrt, 3. Name eines berühmten Wallmowers, 4. Spukgestalt, 5. Körperteile, 6. Gewässer, 7. Buchstabe. — Beide Mittelreihen ergeben dasselbe Wort.

4.

Dose, Kater, Klotilde, Mine, Nerven, Nikotin, Sterling.

Trennst du von obigen Wörtern die ersten Silben ab und setzest sie dann richtig zusammen, so erhältst du den Namen eines sehr alten Prenzlauer Gebäudes, von dem jetzt viel die Rede ist.

5. Ballonrätsel.

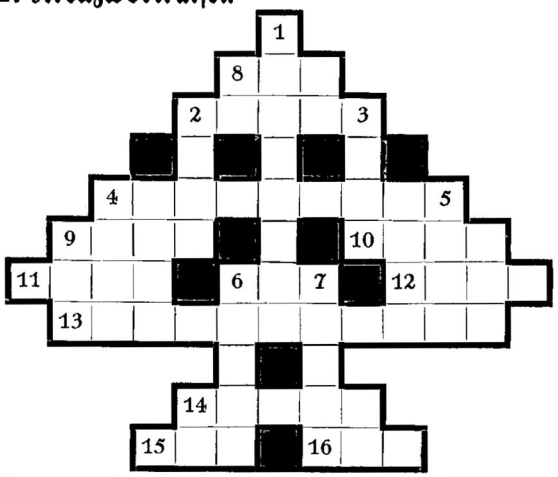


6. Eine schwierige Sache.

Ich nehm' den Stift, besinn' mich gar nicht lang,
streich' weg das „o" von einem braunen Trank,
das „M-a-n-d-a" gewisser Apfelsinen
und auch das „H-e-r" von einer Bleibe.
Wenn ich die Reste dann zusammenschreibe,
gleich ist der Name einer Höhe mir erschienen.

***) Wer die Rätselauflösungen sucht, lese den Kalender von der ersten bis zur letzten Seite aufmerksam durch**

7. Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 2. Weibliche Person. 4. Bezeichnung eines alten Prenzlauer Hauses. 6. Männlicher Vorname. 8. Lebensende. 9. Dünnster Körperteil. 10. Waschergebnis. 11. Deutsches Gebirge. 12. Deutscher Strom. 13. Prenzlauer Mauerdurchgang. 14. Gefährt. 15. Antilopenart. 16. Verneinung.
Senkrecht: 1. Prenzlauer Held. 2. Größte Wassermasse. 3. Unangenehmer Zustand des Geldbeutels. 4. Biblischer Frauenname. 5. Form von „gelten". 6. Dichter. 7. Art des Gebens. (pf = ein Buchstabe. St = zwei Buchstaben.)
4 (waagerecht) und 13 sind durch 1 berühmt geworden.

8.

Willst jemand du etwas — — ,
so laß das lange Bedenken.
Die Gabe sei kein Zwerg,
sie gleiche einem —.
Nun kaufe ein, mach' dich ans Werk,
und fahr' getrost nach — — —!

9. Aus alten Urkunden.

Malech. Oslanin. Riedjard. Sconenfelde. Taschenberge.

Die heute gebräuchlichen Namen dieser Ortschaften sind so untereinander zu schreiben, daß die Anfangsbuchstaben den Namen eines linken Uckerzuflusses ergeben.

10. Besuchskartenrätsel.

P. F. Padrone

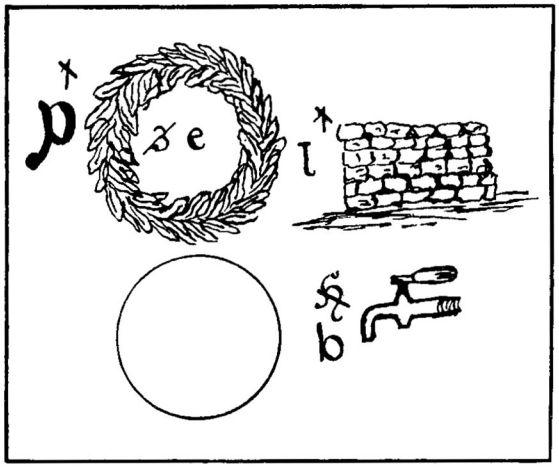
Wo könnte dieser Herr wohl wohnen?

11. Ergänzungsrätsel.

— ar —, — ſ —, — un —, — aſ —, — ant —, — fe —, — ar —.

Obige Wortreste sind zu Wörtern zu ergänzen, deren Anfangsbuchstaben den Namen eines linken Nebenflusses der Ucker bilden.

12. Bilderrätsel.



Ein Vogellied.

Von G. Schulz, Wilhelmsburg.

Wenn mich einmal ein Kummer plagt,
Ich trag' ihn in den Wald hinaus.
Wenn Zweifel mir am Glauben nagt,
Ich fecht' den Kampf dort draußen aus,
Wo Gras und Kraut und Blume sprießt,
Wo Silberstämme um mich steigen
Wie Säulen, die nach droben zeigen,
Wo aller Fragen Antwort ist. —

Dann fällt der Alltag von mir ab,
Mit seinen Sorgen, seiner Not;
Ein Vöglein singt vom Baum herab
So jubelnd hell, als dank' es Gott
Für Blättergrün und Sonnenschein
Und all' die Schönheit in der Runde
Aus vollstem, tiefstem Herzensgrunde. —
Und dabei sollt' ich traurig sein?



Das Grenzdorf Neuensund. Zeichnung von Leo Wiese.

Neuensund, das nördlichste Dorf der Uckermark.

Von Pfarrer G. Peters, Berlin-Schöneberg.

„Im Mai, im schönen Maien hab ich viel noch im Sinn", so klangs mir entgegen, als ich an einem dieser schönen Frühlingstage aus dem alten Strasburg nach Norden wanderte, dahin wo die Uckermark ein Ende hat und pommersche und mecklenburgische Wälder sich mit den uckermärkischen vereinigen. Ein wunderschönes Stück Erde liegt vor mir. Weit, weit liegt die Zeit zurück, als ich zum ersten Male die Straße zog. Damals umgekehrt, aber unvergeßlich blieb mir noch die Erinnerung an die alte, breite Heerstraße, die in Mecklenburg sich stundenlang durch Sand und Heide dahinzog. Verlassen, vereinsamt, nur am Wegrand erinnerten riesige Steinkreuze daran, daß auf dieser Straße Gutes und Böses dahingegangen, gefahren, geritten. Doch nun heißt's wandern, es ist ein tüchtiges Stück bis Neuensund. Rechts der Straße Wismar, dann Hansfelde und nun grüßen schon von weitem die riesigen lichtgrünen Wälder des Pommernlandes, Berg und Tal wechseln, einsamer und einsamer wird die Gegend. Plötzlich bleibt man überrascht stehen. Tief unterhalb der Straße schimmert der blaue Himmel des Maientages dem Wanderer aus einem herrlichen See entgegen. Es ist der sagenumwobene Demenzsee. Still breiten sich seine schilfumrahmten Ufer zu unsern Füßen aus und im leisen Plätschern seiner Wellen erzählt er, daß er nicht immer so geheißen. Auf der alten Sotzmannschen Landkarte von 1796 heißt er noch richtig Mentzsee. Aber die gelehrten Herren haben das plattdeutsche „de" (der) mit in den Namen gezogen und dabei blieb es. Uebrigens ist es nicht richtig dort am stillen See.

Schafhirten waren einst ausgezogen, um einen Dachsbau auszugraben, sie brauchten das Dachsfett für ihre alte lungenkranke Mutter. Einen Dachs hatten sie mit vieler Mühe gefangen und in einen Sack gesteckt. Plötzlich hören sie laut und deutlich aus dem aufgegrabenen Bau am hohen Seeufer eine Stimme: „Menz, Menz" und gleich darauf eine andere „Wat schad't di?" und wie Trompetenruf klingt es in die Stille des Abends: „De oll, einöqiq Sau". Nun wird's den Leuten unheimlich, sie raffen alle Geräte zusammen und rennen nach Hause. Und als sie dort ihre Beute abziehen wollen, sehen sie, daß der gefangene Dachs wirklich nur ein Auge hat. — Aber wir sind nun schon auf dem Gebiet, das zur Herrschaft Neuensund gehört. Der Feldweg, südlich am See vorbei, führt zurück nach Hansfelde, das vom Rittmeister Hans C. Fr. v. Arnim auf Neuensund als Vorwerk 1830 eingerichtet wurde. — Noch eine Wegbiegung und der Burgwall mit seinem schönen grünen Laubwald und der uralten Befestigungsanlage grüßt hoch auf dem Berge. Zu seinen Füßen eine freundliche Herberge, die unter grünen Bäumen den Wanderer zur Rast einladet. Hinauf führt die Straße, pommerscher Wald umfängt uns. Da, wo er aufhört, dehnt sich der nördliche Zipfel der Uckermark aus. Weit schweift der Blick über die Hügelketten dahin, von fern winkt der große Flachsee bei Galenbeck in Mecklenburg — tief unten im Tal sticht die Kirchturmspitze von Neuensund aus den Bäumen hervor.

Quer durch das Dorf führt die Straße, und, wer mitten auf ihr stehen bleibt, kann südlich einen Blick auf die Hauptmasse der Gutsgebäude mit dem von hohen Bäumen überragten Herrenhaus tun, während der Blick nach Norden durch die Reihen der Dorfhäuser schweift. Vor einem Jahrhundert war der Gutsteil von dem übrigen Dorf noch deutlicher abgeschlossen. Eine hohe Scheune, ähnlich wie auf dem Gutshof im benachbarten Gehren, schloß das jetzt offene Viereck und nur eine Durchfahrt gab den Weg zum Schloß frei. Neuensund liegt an der Grenze der Mark, und darum ist seine Geschichte auch aufs innigste mit dem Werden der Mark verknüpft. Grenzkampf und Grenzbehauptung haben es an uralter Stätte menschlicher Ansiedlung entstehen lassen. Es ist bekannt, daß seit dem 12. Jahrhundert deutsche Bauern ihre ehemaligen östlichen Wohnsitze, die ihnen durch den Wendenaufstand von 983 vernichtet waren, zurückeroberten. Diese Tat ist an die Namen der brandenburgischen Fürsten aus askanischem Hause geknüpft. 1134 wird Albrecht mit dem Bären im Wappen der Markgraf von Brandenburg der selbständige Reichsfürst. Unter der gemeinschaftlichen Regierung Johann I. und Ottos III. wurde die Uckermark 1250 erworben und die Grenze gegen das Land Stargard, über welches die Brandenburger schon seit 1236 die Hoheit ausübten, wird ungefähr bei Neuensund vorbeigegangen sein. Auf einer alten Flurkarte von 1785, die A. D. Bluhm 1796 kopierte, findet man noch den Namen „Marggrafen Wässerung". Es ist ein Graben, der jetzt die Neuensunder Wiesen gegen Pommern (Heinrichwalder Feldmark) abgrenzt. Mit dieser Bestätigung der brandenburgischen Herrschaft hing naturgemäß auch eine lebhafte Besiedlung und Sicherung der Grenze zusammen. Und in diese Zeit bis zur Jahrhundertwende wird auch wohl die Anlage von Neuensund fallen. Es gibt zu denken, wenn nach einer Inschrift im Rathaus zu Stralsund, das auch kurzweg „Zum Sunde" genannt wurde, das Gründungsjahr 1230 angegeben wird, und nun mitten im Lande ein neues Sund, das sich in Kürze auch geschichtlich nachweisen läßt.

Gleich rechts am Wege gegenüber dem malerischen Turmhäuschen der Gutsgärtnerei liegt ein merkwürdiges Stückchen Acker. Es erhebt sich über das Straßenniveau und hat offenbar durch menschliche Hand seine Gestalt bekommen. Jeder, der über den frischgepflügten Acker schreitet, findet ihn mit Scherben aller Art übersät. Sie stammen aus dem Mittelalter und die krausesten Formen tauchen auf. Ganz tief unter der Erde hat man auch Steinbeile aus der frühesten Zeit gefunden als Zeichen, daß dieser Hügel wohl, als der inzwischen längst ausgetrocknete See noch bis an das heutige Dorf reichte, schon Germanen als Wohnplatz oder Begräbnisstätte diente. Aber das Kennzeichnende sind diese mittelalterlichen Scherben. Viel Geschirr ist hier gebraucht und zerschlagen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir uns auf dem jetzt so friedlicher Tätigkeit bestimmten Stück Landes eine jener trotzigen Wehranlagen denken, die aus militärischen Gründen errichtet, dem Ort ein bestimmtes Gepräge verliehen und an deren Mauer und um deren Besitz viel gestritten wurde. Aehnlich wie Strasburg lag diese Wehranlage an einer wichtigen Straße von Friedland nach Pasewalk. Als nach dem Aussterben der Askanier um den Besitz der Uckermark von Mecklenburgern und Pommern gestritten wurde, stand sie im Brennpunkt des kriegerischen Lebens. Aus dieser Zeit (1323) ist uns ein langer Pergamentstreifen erhalten geblieben, auf dem zum ersten Mal der Name „Niyensund" auftaucht. Auf diesem Zettel ist dem pommerschen Herzog Wratislaw IV. eine Rechnung seiner Vasallen über erlittene Schäden bei den Kämpfen an dieser Grenze aufgemacht. Darunter wird auch ein Herr Diet-

rich Lepel genannt, der im Gefecht bei Neuenfund seine wunderschöne Rüstung für 200 Mark und Waffen im Werte von 30 Mark einbüßte. Man nahm sie ihm fort, da er in Gefangenschaft geriet. Außerdem mußte er noch 125 Mark Lösegeld bezahlen (wie wertvoll solch lebender Gefangener war!). Auch verbrauchte er 13 Mark für Beköstigung und später, als man ihn nach



Zeichnung von Leo Wiese.

Hügel vor den pommerschen Wäldern.

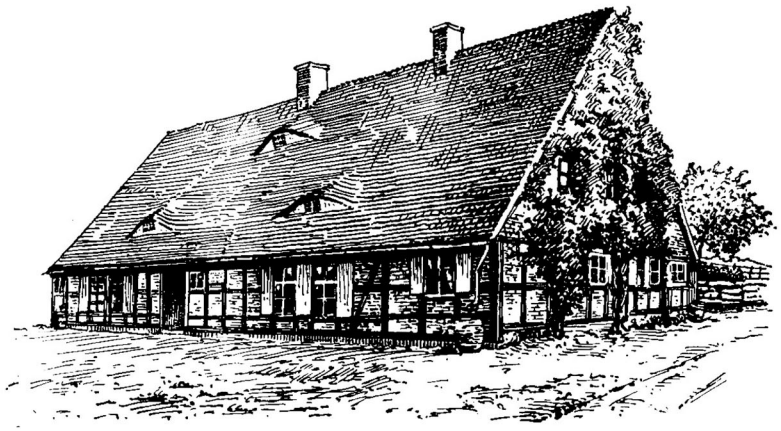
Pasewalk transportiert hatte, 20 Mark. Er hat schon Unglück gehabt! Seinem Bruder Heinrich ging's auf der Kriegsfahrt in Mecklenburg ebenso.

Es folgen die Zeiten, in denen Pommern seine Ansprüche auf die Uckermark durch fortwährende Kriege geltend zu machen wußte. So schreibt Tomas Kanzow in Wolgast, daß der Herzog Barnim im Jahre 1345 „in der Aschermittwoche mit ganzer Macht ausgezogen auf die Uckermark, die in Vorzeiten zum Hause Pommern gehörig was, und hat gewunnen Pasewalk, Prenzlow, Angermünde, Jagow, Brussow, Boizenburgk, Greiffenbergk, Stolp, Schwiedt, Vieraten, Verkenitz, Newensundt, und andere Stätte und Schlösser". Vielleicht stammt noch als Erinnerung an diese Zeit der Name „Asserbeke", der von der Volkssage mit einer großen Schlacht in Verbindung gebracht wird, die am Aschermittwoch an den Ufern dieses Rinnsals geschlagen sein soll. Kanzow berichtet dann weiter, daß in dem schneereichen und große Ueberschwemmung hervorrufenden Winter auf kaiserliche Vermittlung hin Neuensund wieder an die Mark abgetreten wurde. Das geschah 1348 und merkwürdigerweise sollte es auch märkisch bleiben, wenngleich ein großer Teil der nördlichen Uckermark als Entschädigung für die Auslagen, welche der Pommernherzog Barnim in seinem Kampf gegen den falschen Waldemar gehabt, an Pommern fiel. 1354 fühlt sich der Markgraf Ludwig der Römer nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten stark genug, um endlich Ordnung zu schaffen. Man rechnet ab. Am Sonnabend vor Palmsonntag unterschreibt er einen Vertrag in Oderberg, nach welchem große Teile der Uckermark abgetreten werden, nach dem aber Barnim „die nachgeschriebenen Vesten: das Hus zu Gripfenberge und das Hus zu Boyßenburch, den Nuven Sund, Jagow Huß und Stadt, Verckwitz" dem Markgraf zurückgibt. Im nächsten Jahr wird dieser Vertrag dann auch durch den Kaiser bestätigt. Auch hier wird Niensunde als castrum (fester Platz) bezeichnet. Doch Krieg war die Tagesordnung. Markgraf Otto seinerseits versuchte die verlorene Uckermark zurückzuerobern. Vergeblich. Er mußte froh sein, die ihm gebliebenen festen Plätze, darunter auch Neuensund (1370), behalten zu können, um von hier aus wenigstens einen Teil seiner Abgaben eintreiben zu können. Was mögen die Leute in jenen Zeiten erlitten haben! Ueberall ging der Tod umher, und wenn aus jenen Tagen der Chronist berichtet, daß sich die heimatlosen, von Haus und Hof vertriebenen und geschändeten Leute zusammenrotteten und in langen Zügen paarweise sich bei der Hand haltend mit einem Lumpen als Fahne durch Städte und Dörfer zogen, so starrt uns das grenzenlose Elend dieser Tage an. So sangen die Vertriebenen in monotonem Sang:

„Nuy holdet up jwe hende
dat godt ditt sterwen wende!
strecket uth jwe arme,
dat sick godt iwer erbarme!"

Mit den abgetriebenen Gestalten zog der Tod und die Seuche — wohin ging ihr Weg? Sie wanderten, bis die unergründliche Heide die sterbenden Menschen in ihrem Frieden durch den Tod in die Ewigkeit führte. — Ueberall dasselbe Bild: die Herzöge und Edlen berauben einander und verwüsten das Land. Neben diesen noch immerhin ehrlich geführten Kämpfen leiden die Bewohner unter dem offen und heimlich be-

triebenen Straßenraub. Im Kampf gegen diese „Bodenstülper" war nur Selbsthilfe am Platz. In diesen Tagen wird auch wohl die „veste" Neuensund vernichtet sein. Ihre aus Balken mit dazwischen geschüttetem Sand versehenen Umfassungen mit den Warttürmen werden erobert, verbrannt und vernichtet sein. Die Erde nahm das wieder, was aus ihr gekommen, geblieben sind die zertretenen Scherben. 1373 wurde die Mark an Kaiser Karl IV. verkauft. Diesen interessierten weniger Land und Leute als die steuerliche Ausbeutung. In diesem Bestreben hat er uns aber ein wertvolles Dokument hinterlassen, das sogenannte Landbuch aus der Zeit um 1375, in dem die vorhandenen Dörfer und ihr Besitztum eingetragen worden sind. In diesen Eintragungen wird von der Grenzfeste in Neuensund nichts mehr erwähnt. Nyensunt wird als Dorf bezeichnet mit einem Besitz von 60 Hufen Landes. Im Dorf waren zwei Krüge und außerdem noch 15 Kossätenwörden, dazu noch 3 verwüstete. Als Besitzer des Dorfes mit allen Rechten wird ein Zabel Schadebak genannt, offenbar ein Ritter, dessen Geschlecht öfter in märkischen Urkunden erwähnt wird. Einem späteren Vermerk nach hat man aber das ganze Dorf offenbar bei näherer Besichtigung verwüstet gefunden und seine Bewohner vertrieben. Vermutlich ging das Dorf bei dem Einfall der Mecklenburger Herzöge Johann und Ulrich in Rauch auf. 1399 verfassen die Genannten einen Siegesbericht, in dem sie ihren Sieg am 25. November über die Brandenburger schildern. Es kam zum Zusammenstoß beim „Carrenbergh", dicht beim Dorf Neuensund. Es ging hart her, und den Mecklenburgern schien der Ausgang des Kampfes nicht so sicher — wenigstens hatten sie gelobt, falls sie Sieger blieben, in Friedland, wohl in der Marienkirche, ein neues geistliches Amt zu stiften. 1408 haben sie dann auch ihr der heiligen Katharina gegebenes Versprechen eingelöst. Die Frage nach der Lage des Carrenbergh ist nicht mehr so genau zu entscheiden. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat noch die Ueberlieferung, daß der heutige Fuchsberg, ein 86 Meter hoher Hügel, damit gemeint sei. Am Fuß des Hügels lag ein kleiner jetzt ausgetrockneter Pfuhl, genannt der Ihlenpohl. Der soll immer so klares Wasser gehabt haben, daß selbst von Gehren die Frauen kamen, um sich dort Wasser zum Waschen zu holen. Nach einer grausamen Schlacht aber soll er bis an den Rand voll toten Kriegern gewesen sein und seit der Zeit mit Ihlen oder Blutegeln gefüllt, so daß niemand ihn mehr benutzen konnte. Auch erzählt man sich von einer dicht dabei, aber schon auf Rosenthaler Gebiet mitten im Walde gelegenen kleinen Lichtung, daß dort viele Erschlagene begraben seien und man ihr deshalb den Namen Totenkopfwiese gegeben habe. Mit dem neuen Jahrhundert beginnt auch



Altes Bauernhaus in Neuensund an der Straße nach Friedland Mecklbg. (Aus: Die Kunstdenkmäler der Prov. Brdbg.)

für Neuensund eine neue Zeit. 1433 ist es in Händen der Brüder Caspar und Hans v. Arnim, die auch dort ihre segensreiche Wiederaufbautätigkeit entfalteten. Bis 1500 wurde indes nicht Friede und mancher Heerhaufe mag die Grenzstraße durch unser Dorf gezogen sein!

Noch steht am Dorfausgang nach Mecklenburg zu ein Haus, das sich in die übrigen Häuser des Dorfes nicht einzuordnen scheint, und doch ist es wohl das letzte der alten Bauernhäuser. Sein Dachstuhl ist fast noch mittelalterlich konstruiert. Wenn es erzählen könnte! Doch die Eichenbalken sind stumm, und die einstigen Bewohner ruhen längst in der heimatlichen Erde, der Erde, die sie bebauten, die sie mit ihrem Blut verteidigten. Durch mancherlei Hände ist das alte Haus gegangen und mancherlei Zwecken hat es gedient, immer hat sein schirmendes Dach die Menschen behütet.

Und noch ein Stücklein aus Urväter Tagen ist uns erhalten. Es ist die Kirche. Auf einer Anhöhe südlich der Straße liegt sie, ganz versteckt unter hohen Bäumen und eingesponnen in ein Netz von immergrünem Efeu. So bescheiden und versteckt ist sie heute doch der letzte Rest aus den Gründungszeiten des Dorfes. Ihre Mauern blicken aus jenen vergangenen Tagen herüber in

unsere Zeit, und wer auf den hellen Kirchenbänken sitzt, wenn draußen die Sonnenstrahlen durch die hohen Korbbogenfenster hereinfallen, kann ihre ganze Geschichte vernehmen. Viel, viel hat diese Kirche durchgemacht. In jenen rauhen Tagen des Mittelalters wurden ihre

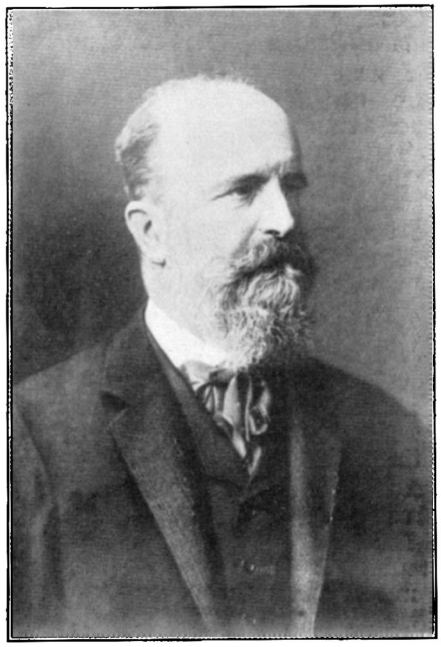


Vor der stillen Dorfkirche. Zeichnung von Leo Wiese.

Steine von nervigen deutschen Kolonistenfäusten mühsam vom Acker zusammengetragen. Mühsam wurden sie rechtwinklig behauen und fügten sich zu einem festen Bau, der im Notfall auch eine Bauernburg darstellen konnte. Doch auch über diesem steingewordenen Heimatwillen triumphierte die Zerstörung. Wohl in jener Zeit des Totentanzes um 1400 ging der Dachstuhl der Kirche in Flammen auf und die rauchgeschwärzten Mauern klagten über dem verwüsteten Heiligtum. Auch diese heilige Stätte, die im 13. Jahrhundert mit 3 Hufen Landes zur Erhaltung ausgestattet, war entweiht. Doch die Steine der Heimat waren stärker als die Sinnlosigkeit der Menschen. Sie trotzten dem Feuer, dem Wind und dem Wetter. Noch heut sieht man gleich hinter dem Altar an der Ostmauer in der Wand eine von einer schlanken Spitzbogenblende umrahmte Kredenznische. In ihr wurden die heiligen Gefäße aufbewahrt, aber wo blieb die mit Eisen beschlagene Eichentür und ihr festes Schloß vor den räuberischen Händen! Vielleicht haben sich Aussätzige auf dem Schutt der zerstörten Kirche damit ein Feuer angezündet. Die Feldsteinmauern hielten. Sie bildeten das erste, was der neue Ansiedler von der verwüsteten Dorfstätte noch erblickte. Die Fachwerkhäuser waren verschwunden — die mit Zyklopenmauern versehene Kirche blieb. Wieder ragte bald über ihr ein Dach empor, ein neuer Altar bildete den Mittelpunkt des Gottesdienstes, und allsonntäglich kamen die neuen Bewohner zur Andacht so, wie es ihre Vorgänger, die sie nicht gekannt, auch getan und von denen Generationen auf dem kleinen Friedhof rings um das Gotteshaus schliefen.

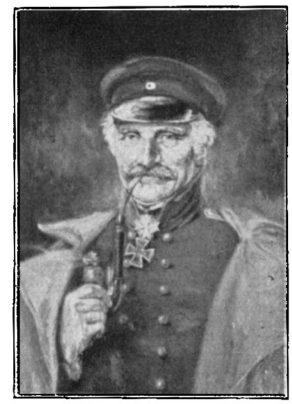
Und die Mauern des Kirchleins erzählen uns von all den Männern, die in ihnen ihres Amtes gewaltet. Auch ein Stück Geschichte des Dorfes seit der Reformation. Sie erzählen von Ern Laurentius Maß, wohl dem ersten evangelischen Geistlichen, und Jost Zebbergen, der um 1560 dort wirkte. Sein Nachfolger ist Paul Pippow (1592—1626). Zu seiner Zeit hatten die von Rieben schon das Dorf an die Gebrüder von Berge und Berndt Wandelin und Hans Trost verkauft. 1629 ist Chr. Böckler aus Rülow dort Pfarrer. Wann er gestorben, wissen wir nicht. Die Schatten des 30jährigen Krieges breiten sich über seine Amtstätigkeit. 1638 schreibt er: „Die Dörfer zur Pfarre gehörig sind zu Grunde eingeäschert, die Patronen nebenst den Kirchspielkindern fast alle des Todes verfahren, dahero die Dörfer verödet und verwüstet". Auch der Pfarrer ist wohl ein Blutzeuge geworden. Erst 1651 zieht ein neuer Geistlicher Heinrich Wollin in die verödete Pfarre ein. Er wohnt in Gehren in einem verlassenen Bauernhaus. Aber hilfreiche Hände helfen ihm beim Aufbau der Gemeinde. 1657 schenkt Johann Philipp Meyer einen kleinen noch heute vorhandenen Kelch. Und die alten Kirchenmauern erzählen weiter von dem Pfarrer Michael Wenthin (1674—1706), unter dem die Kirche durch Herrn von Oertzen erst wieder aufgebaut wurde, von Johannes Rauch (1707—1717), der die alte zersprungene Glocke umgießen und eine neue für 66 Taler kaufte, auch Martin Kuken und seine Frau Katharina Krüger schenken ein Paar Zinnleuchter. Das Dorf hatte Herr von Fristwold gekauft. Wenthins Nachfolger war Georg Eggert aus Lübbenow bis 1745. Unter ihm wird vom Gutsbesitzer, dem Dragoneroberst C. von Sternbach, der schlichte und doch stimmungsvolle Altar-

aufbau geschenkt. Schade um das alte Mittelbild aus ihm, das jetzt hinter dem Altar steht. Sternbachs schöner Grabstein befindet sich noch heute an der Nordwand des 1851 erbauten Turms. 1748 kommt Daniel Labesius aus Güstow als Pfarrer nach Gehren und zu seiner Zeit tritt



Hans von Arnim-Neuensund, Mitglied des Kreisausschusses und Kreisdeputierter von 1877 bis 1914.

Neuensund wieder in das Licht der größeren Geschichte. Es waren die Zeiten des 7jährigen Krieges. Die Schweden tauchen wieder in der Mark auf als Verbündete der Oesterreicher. Zwar waren sie anders als ihre Vorväter im 30jährigen Krieg, doch schlimm genug waren auch jetzt die Kriegslasten für den Landmann. 1758 erfolgt ein neuer Vorstoß der Schweden. Zur Erntezeit war ihre ganze Macht in der Neuensunder Gegend gesammelt, und hier wurde von den tapferen Landsern, die unter der Führung des Husarenmajors von Stülpnagel standen, ein gewichtiger Gefangener gemacht. Der spätere Marschall Vorwärts, Generalfeldmarschall Gebhard von Blücher, Fürst von Wahlstatt. Damals war er noch schwedischer Feldkornett. In seiner draufgängerischen Art wagte er sich zu weit beim Patrouillenritt vor und wurde gefangen. Es war aber gar nicht leicht, ihn zu überwältigen, denn er schlug wie ein Verzweifelter um sich. Erst, als ein alter Stülpnagelscher Haudegen mit wallendem Vollbart auf ihn zusprang mit dem Ruf „Jung, ick fret di up", ließ er vor Staunen über diese Art für kurze Zeit den Säbel sinken und wurde so von den andern entwaffnet. So beginnt durch das Gefecht bei Neuensund Blüchers hervorragendes Wirken im preußischen Heere. Ganz genau drückt das Berliner Denkmal Blüchers sein Wesen aus und noch genauer der Berliner Volkswitz, der den mit einem Degen bewaffneten Helden auf dem Postament mit den Worten charakterisiert: „Det mir keener uff diesen Ofen ruffkommt". In den Jahren 1760 und 1761 kam es noch zu harten Kämpfen auf den stillen Feldern um unser Dorf. 1776 verwaltet C. Fr. Gieme aus Strasburg die Pfarre bis 1809. Er hatte die traurigen Jahre des preußischen Zusammenbruches erlebt. Das Hohenlohesche Korps kapitulierte bei Prenzlau, am 29. Oktober schon standen die französischen Vorposten in Neuensund. Unaufhörliche Truppendurchmärsche beginnen, unnachsichtliche Erpressungen der Bewohner erfolgen, auch unser Dorf gehört nun mit zur französischen Provinz. Eine Notiz vom 3. August 1807 im Kirchenbuch besagt, daß „der Pferdeknecht Martin Bartelt der am 30. Juli von einem Kommando Hessen, die durch Neuensund zogen, zum Wegweiser ergriffen und, da er sogleich einen anderen an seine Stelle verschaffen wollte, so wurde er mit der Kolbe des Gewehres eines Hessen im Genick geschlagen, so daß er zu Boden stürzte. Er lebte noch drei Tage". Traurige Zeiten waren es. Erst 1808 zogen die Franzosen aus dem Lande und dann kam mit dem Brausen des Frühlingssturmes das Jahr 1813. Sinnend fällt unser Blick auf die von der sonst üblichen Form abweichende Heldengedächtnistafel der Befreiungskriege. Sechs Namen stehen auf ihr, voran der Sohn des Besitzers. Unsere Gedanken wandern zu dem Sandsteinwürfel im alten Schloßpark. Auf ihm stehen die Worte „Wer in dem Kampf für Freiheit fällt, dem lohnt Unsterblichkeit." Das Dorf ehrt seine Toten. Unter P. Johann Wohlfahrt aus dem Schwarzburgischen (1809—1837) wurde die Ehrentafel im Gotteshause angebracht. Ihm selbst setzten treue Hände die Grabschrift: „So manchem Armen brach er gern sein Brot, so



Generalfeldmarsch. v. Blücher
(Mit Genehmigung des Verlages Hanfstaengel's Nachfolger, Berlin.)

manchem Kranken half er in der Not, so manchem Trauernden sprach Gottes Trost herein, so mög er selig jetzt bei Gott im Himmel sein". Seine Nachfolger im Amt waren: H. Berger (1838 bis 1860), A. Freytag (— 1886), A. Jacobi (— 1917), Michaelis (— 1919) und Probst Stender. — So manches kann uns noch die alte Dorfkirche erzählen, doch draußen lacht der Sonnenschein. Vor der Kirchtür grüßt uns das Ehrenmal der elf im Weltkriege gefallenen Helden. Ihre Namen sind auf einem riesigen Findling der Heimatflur eingemeißelt. — Vorüber gehts am altertümlichen Gutshause und dem schönen Park durch die weiten Felder, auf denen fleißige Hände arbeiten. Bald umfängt uns der Hochwald von Kleppelshagen mit seinen seltenen Bäumen, wirklichen Naturdenkmälern aus Humboldts Zeit. Noch einmal schweift der Blick über die weite Landschaft. In der sinkenden Sonne Schein grüßen von fern die Türme von Anklam, winken am Horizont die Berge von Wollin — aus dem Tal klingt die Abendglocke von Neuensund über die Felder . . . sieh dort den Abendstern am klaren Himmel!

Die schwarze Kuhle.

Eine märkische Sage, erzählt von Emmy v. Winterfeld-Warnow.

Tief liegt die „Schwarze Kuhle" im Grund. Ihre Oberfläche spiegelt nie das Licht wider wie ein blaues Gottesauge. Schwarz, unheimlich, dunkel liegt sie da, umstanden von Weiden- und Erlengebüsch. Nur eine Seite ist offen. Die Leute erzählen sich, da wüchse kein Baum und Strauch, weil hier in Vollmondnächten eine goldene Kutsche ihren Weg nähme. — — Mitternacht schlägts vom Kirchturm von Fahrenwalde. Schwer fallen die Schläge in die tiefe Stille. Nun sind sie verhallt. Da ertönt ein Pferdegetrappel, dann klingt Wagenrollen hinein. Wer jetzt noch draußen ist auf einsamem Wege heimwärts, der duckt sich ängstlich hinter einen Strauch oder einen der großen Steine vom Hünengrab. Gleißendes Mondlicht liegt über dem Acker. Nur die Schwarze Kuhle droht finster im Grunde. Nun strahlt es auf, das Auge blendend, die Sinne verwirrend, die goldene Kutsche, gezogen von vier feurigen Rappen. Strahlenbündel fliegen von ihren Nüstern aus, Feuer weht aus ihren Augen. Hinter gläsernen Scheiben sitzt ein junges Paar. Wie hold das zarte Antlitz der Frau ist, und doch erstarrt im Grauen! Ein weißer Schleier deckt die goldene Haarflut. Wie eine weiße Rose wächst der schneeige Nacken aus dem lichten Mieder. Neben ihr der Mann — — ist's Mephisto selber? Die Hahnenfeder schwankt auf der roten Kappe, rot ist das Mäntelchen, das die Schultern deckt. Aber grausiger Hohn steht in dem starren Antlitz, das unentwegt die Schöne neben sich im Bann hält. Dreimal umkreist das Gefährt die Schwarze Kuhle, dreimal fliegt der Spuk durch die Mondnacht, dann schlägt das Wasser hochauf. Ein Gurgeln, ein Rauschen . . . weite Kreise ziehen sich über die Wasserfläche, kleiner werden sie, immer kleiner, bis sie wieder still liegt, still und tot.

Von der Fahrenwalder Kirche schlägt es eins. — — Silbern und feierlich ruht das Mondlicht auf dem stillen Ort. Leise nur flüstern die Blätter der Erlen, und tief neigen sich die Zweige der Weiden auf die Schwarze Kuhle herab. Vollmondzauber. Der Spuk ist aus.

*

„Irmingardis, Ihr wißt nicht, wie schön Ihr seid! Ihr wißt nicht, wie wahnsinnig mich Eure Kälte macht! Irmingard!"

„Was erkühnt Ihr Euch, Graf Artois? Mein Gatte kommt bald zurück von weiter Kriegsfahrt. Ihr habt mir gesagt, daß Ihr ein Freund des Herrn von Werle wäret, da habe ich Euch aufgenommen. Aber wenn Ihr so zu mir redet, beleidigt Ihr die Ehre meines Gatten, und ich muß Euch bitten, das Schloß zu verlassen."

Hochaufgerichtet stand die schöne Frau und blickte zürnend auf den Mann, der ihr gegenüber am Pfeiler des Söllers lehnte. Jetzt zog ein Lächeln über sein Gesicht, ein kaltes Lächeln, in dem sich Hohn mit Siegesfreude mischte. „Ah . . nun endlich geht Ihr aus Eurer Zurückhaltung heraus! So bist du erst schön, Irmingard, das schönste Weib, das ich sah! Mir hat noch keine widerstanden, du widerstehst mir auch nicht!" Und seine schwarzen Augen bannten sie an ihren Platz. Die Frau wollte fliehen. Umsonst! Die Augen des Mannes hielten sie fest wie die Schlange ihr Opfer bannt. Sie fing an zu zittern, zu beben. Sie sank machtlos auf die Steinbank, die den Söller zierte. Beide Hände drückte sie aufschluchzend vor ihr Gesicht. Bebend flüsterte sie den

Namen ihres Gatten: „Kuno, komm doch! Kuno, hilf mir!“ Aber der Gatte war fern. Niemand hier, sie zu schützen vor dem Basiliskenblick des Verführers. Ach, ihr Herz war schwach geworden. Der Fremde war schön, seine Nähe berauschend. Wohin sollte sie fliehen vor den eigenen Wünschen? Keiner sprach . . . Nur immer tiefer wurde das Lächeln des Triumphes auf den Lippen des Mannes. Schwül war der Mittag. Die Sonne stand im Zenit. Schwer dufteten die Levkojen aus dem Burggärtlein. Da trat der Mann auf die weinende Frau zu, beugte ein Knie und umfing die Bebende mit seinen Armen. Heiß flüsterte er: „Heute abend, Irmingard, wenn deine Diener berauscht in der Halle liegen, hält die Kutsche mit den vier Rappen vor dem Seitenpförtlein. Mein Just wird unser Kutscher sein. Wir fahren hinaus ins Leben, ins Glück! Du mein, Irmingard, ich dein! Und über uns der Vollmond mit seinem Zauber!“

Noch einmal ging ihr Name wie ein Hauch an ihrem Ohr vorüber: „Irmingard, bis heute abend“ . . . Verwirrt blickte sie auf. Hatte sie geträumt? Nein, da lag sein Handschuh. Sie bückte sich, hob ihn auf und drückte ihr Antlitz gegen das weiche, duftende Leder. „Heute abend, wenn die Sonne unter ist! Ich komme, Liebster! . .

Vor dem Hinterpförtlein hielt die Glaskutsche, die feurigen Rappen scharrten ungeduldig mit den feinen Hufen. Leise öffnete sich die Pforte. Heraus traten zwei Menschen eng aneinander geschmiegt. Fast trug der Mann das schöne Weib. Schon wollte der Graf seine holde Last in den Wagen heben, da stand eine große Gestalt neben ihnen. Ein weißer Bart glänzte auf, eine Stimme gebot: „Halt!“

„Reinhold“, schrie die Frau, „du!“

„Ja, Frau Irmingard, ich, der einzige, der seines Herrn Ehre wahren will, wenn eine Pflichtvergessene sie in den Staub tritt. Bleibet, Frau Irmingard, denkt an Euren treuen Gatten! Seht mein weißes Haar! Ich habe ihn als Knaben betreut, ich will auch jetzt seine Ehre wahren!“

„Schweig, alter Schwätzer“, donnerte Graf von Artois, „gib den Weg frei!“ Seine Hand schleuderte mit Gewalt den alten Diener zur Seite, daß er taumelnd gegen die Steinmauer fiel. Schnell hatte der Graf seine Beute in den Wagen gesetzt, da hob der Alte die Hand: „Ah, kann ich Euch denn nicht halten, so seid verflucht! Für ewig unerlöst sollt ihr fahren in dieser Kutsche! Ruhelos! Friedlos! Verfehmt auf Erden, verflucht im Tode! Alle Vollmondnächte sollt ihr fahren müssen, bis ihr im Dunkel versinkt.“

„Vorwärts!“ befahl der Graf. Entsetzt barg Irmingard ihr Haupt an seiner Schulter. Die Rappen zogen an.

Der treue Diener verhüllte sein Antlitz, schaudernd vor seinem Fluch, dann stöhnte er: „Mein Herr, mein armer Herr!“ Er dachte nicht an den Schmerz in seinen alten Gliedern, er dachte nur an den Schmerz seines Herrn, wenn er bei seiner Heimkehr die geliebte Frau nicht mehr finden würde . . .

Jahrhunderte sind dahingegangen. Schön Irmingard und ihr rätselvoller Begleiter fahren noch immer in Vollmondnächten durch das Land. Noch ist der Zauber nicht gebrochen. Noch hält die Schwarze Kuhle ihn fest . . . Vollmondzauber . . .

Die Frau in der Sonne.

Nacherzählt von P. Peters-Schöneberg.

Einmal ist der alte Pferdehirt aus Kleppelshagen des Abends noch zu einem Nachbarn gegangen, um mit ihm etwas zu schnacken. Unterwegs begegnete ihm der Tod, der ihn gleich mitnehmen wollte. Aber der alte Mann bat so lange, bis der Tod ihm versprach, ihn erst am nächsten Abend abzuholen. In der Frühe des nächsten Tages ging der Pferdehirt seiner gewohnten Beschäftigung nach, und wie er so einsam auf der Koppel bei den Tieren sitzt, kommt plötzlich aus der Sonne heraus eine schöne Frau auf ihn zugeschritten und erkundigt sich, warum er so traurig sei. Als der alte Mann ihr sein Leid klagt, daß ihn der Tod holen wolle, verspricht sie ihm, bei ihm zu bleiben und mit dem Tod zu reden. Und wirklich, den ganzen Tag über, so lange die Sonne schien, blieb die Frau im Strahlenglanz neben dem Alten. Doch die Schatten werden länger und länger. Die Sonne wollte untergehen. Da plötzlich steht der Tod mit der Sense neben dem Hirten. Sofort tritt die fremde, schöne Frau auf ihn zu und sagt zu ihm die Worte: „Gnade, Gnade!“ Nach diesen Worten geht sie fort und auch der Tod muß immer hinter ihr her — „as een lütten Zieker“. Er ist auch so lange nicht wieder zu dem alten Hirten gekommen, bis er ihn selber herbeirief. Seitdem sagt man, wenn die Sonne untergeht — „sie geht zu Gnaden!“

Probleme der Prenzlauer Stadtgründung.

Von F. Richter, Stettin-Kückenmühle.

Die Geschichte der ältesten Siedlung Prenzlau läßt sich nur undeutlich bis in jene Zeit zurückverfolgen, in der die Slaven den größten Teil der heutigen Mark Brandenburg bewohnten. Ueber die Geschichte der Uckermark in slavischer Zeit informiert gut die Arbeit von Bruns-Wüstefeld: Die Uckermark in slavischer Zeit, ihre Kolonisation und Germanisierung (in Arbeiten des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins, Heft 6). Es ist aus vielen Gründen verständlich, daß schon früh an der Stelle des heutigen Prenzlau eine Ansiedlung entstand. Die durch die Natur bevorzugte Lage des Platzes an einem geeigneten Uebergang über den Uckerstrom, der Fischreichtum der Gewässer, die günstige Verbindung mit der Ostsee auf dem Wasserwege gewährleisteten von Anfang an eine Siedlung größeren Stils. Es sei hier verwiesen auf die Arbeiten von Schachtner: Die Uckerseen im Uckertal (mit Tiefenkurvenkarte), Prenzlau 1924, und von Martin Rudolph: Die geographische Lage der Stadt Prenzlau und die Grundlagen ihres mittelalterlichen Wirtschaftslebens (in Mitt. d. Uckerm. Mus.- und Gesch.-Vereins, Band 7, Heft 4). Leider ist von den Anfängen der ersten Siedlung nichts Urkundliches überliefert. Die Ausgrabungen verraten eine frühe Besiedlung der Gegend. Man gehe einmal durch die Räume des Uckermärkischen Museums zu Prenzlau und überzeuge sich davon, daß viele Funde von Pfriemen, Nadeln, Kämmen aus Knochen, Schläfenringen aus Silber und Bronze, Gewichten aus Blei, Glasperlen und Glasringen, Eisengeräten verschiedenster Art, sowie vieler verzierter Tongefäßscherben eine Besiedlung des uckermärkischen Landstriches durch Slaven in mittelalterlicher Zeit verraten. Aus allen Funden aber läßt sich nicht auf das, was für unsere Kenntnis wichtig wäre, auf den Charakter der Siedlung schließen.

Die erste Form der Siedlung wird das Dorf gewesen sein. Dieses hat sich angelehnt an eine alte Befestigung, vielleicht Burg, aus dem 12. Jahrhundert. Nach Micraelius (Sechs Bücher vom alten Pommerland, Teil II, § 71, S. 151) hatte Wratislav von Pommern gelegentlich eines unter den Uckerwenden ausgebrochenen Aufstandes die Burg Prenzlau um 1127 angelegt. Dieser Ansicht folgt de la Pierre. (Ausführliche Geschichte der Uckermark, S. 275.) Beide Meinungen sind unbegründet. Genauer urteilt Dreger (Cod. Pom. Dipl., Teil I, S. 168), daß das Schloß nicht vor 1140 gegründet sein könne, da die Stiftungsurkunde des Bistums Wollin es nicht erwähne. Erst 1188 würde die Burg als castrum bezeichnet. In den Zeitraum dieser 48 Jahre müsse die Gründung der Burg Prenzlau fallen. Grundmann ist (in seiner Uckermärkischen Adelshistorie, Teil I, S. 6) der Meinung, daß das Schloß schon bestanden habe, aber noch nicht zum Wollinschen Sprengel hinzugerechnet worden sei. Ueber die Geschichte der Bistümer Wollin und Kammin, die demnach für die Geschichte der ältesten Zeit der Siedlung Prenzlau etwas zu bedeuten hat, seien im folgenden noch Literaturhinweise gebracht. Zu des Prenzlauer Chronisten Secks Zeiten (um 1780) sollen Fundamentreste auf dem Platz des Predigergartens von St. Nikolai gefunden worden sein (Seckt, Gesch. der uckerm. Hauptstadt Prenzlau, Teil I, S. 4), auf Grund derer man hier auf den Platz des Prenzlauer castrum schloß. Während man heute nichts Genaues über die Burggründung weiß, setzen die obengenannten älteren Historiker das Bestehen einer Burg zu dieser Zeit ohne jeden Zweifel voraus. Eine mittelalterliche Urkunde kennt und bezeugt das castrum. Es ist dies die Urkunde des falschen Woldemar von 1348. (Gedruckt bei Riedel, Cod. Dipl. Brandenburgensis, A 21, S. 165.) Ebenso wie über den Platz der Burg nur Vermutungen bestehen, sind die Meinungen über den Gründer derselben geteilt. Bruns-Wüstefeld (a. a. O., S. 173) verläßt sich auf die Angaben bei Herbord (Herbordi dialogus de Ottone episcopo Bambergensi III, 11 und 12 in Jaffé, Bibl. rer. Germ, Berlin 1869, Band V, S. 789 f) und Ebo (Ebonis vita Ottonis episcopi Bambergensis, III, 14 und 15 in Jaffé, Bibl. rer. Germ, Band V, S. 659 f), welche diese für das Jahr 1127 machen, und nimmt an, daß Wratislav I. den heute noch zur Uckermark gehörigen Teil damals zwar schon zu seinem Lande hinzugerechnet, darin jedoch keineswegs wirklich geboten habe. Eine endgültige Klärung dieses Problems ist m. E. nicht möglich. Reich umkränzen Legenden die älteste Vergangenheit der Siedlung. Von den Ansichten de la Pierres (a. a. O., S. 259), Micraelius (a. a. O. II, S. 155) und Cramers (Hist. eccles. Pom. I, S. 57) gilt dasselbe wie

von Seckts Meinung (a. a. O. I, S. 7), die er aus einem uns nicht mehr erhaltenen Fragment begründet. Die bereits damals stark voneinander abweichenden Auffassungen beweisen, daß wegen des Fehlens von sicheren Quellen Legenden Raum gegeben wurde. Selbst Riedel (Magazin des prov. und stat. Rechts, S. 4) war legendarischen Berichten gegenüber nicht kritisch genug. Soviel geht jedenfalls aus den Legenden hervor, daß ihr Stoff nicht einfach erfunden ist, sondern daß um diese Zeit bereits eine Siedlung bestanden haben muß. Die Frage, ob ein Pommernfürst der Herr des Landes war, hält Bruns-Wüstefeld (a. a. O., S. 168) letzten Endes für unbeantwortbar, weil man nicht genau wüßte, wann und wie die Stämme der Uckermark sich dem Pommernherzog untergeordnet haben.

Die uckermärkische Geschichtsforschung ist über die Quellenarmut der ältesten Zeit der Siedlung wenig hinweggekommen. Daß eine Siedlung im Anfang des 12. Jahrhunderts schon bestanden haben kann, wird wahrscheinlich, wenn man die natürliche Lage des Siedlungsplatzes betrachtet. Ausgrabungen aus dieser Zeit auf dem Stadtgebiet würden die Ergebnisse weiterführen.

Ein sehr dürftiges Bild ergibt sich mithin von der Vorgeschichte der Siedlung Prenzlau. Bestand die Siedlung als ein slavisches Dorf um die Mitte des 12. Jahrhunderts, so werden dieselben Verfassungs- und Wirtschaftsverhältnisse in demselben angenommen werden müssen, wie Bruns-Wüstefeld (a. a. O., Seite 138 ff.) von diesen für die Uckermark ein Bild entwirft.

Einige Münzfunde aus dieser Zeit auf dem Prenzlauer Stadtgebiet seien hier noch erwähnt, aus denen folgt, daß die Ansiedler bereits den Geldverkehr kannten. Sechs Prenzlauer und sogar in Prenzlau geprägte zweiseitige Denare sind in den Münzkabinetten zu Kopenhagen, Berlin und im Privatbesitz des Numismatikers Emil Bahrfeld vorhanden. Unter diesen nennt einer einen Pommernfürsten Bogislav, den Bahrfeld (Die uckermärkischen Münz- und Geldverhältnisse während des Mittelalters, in Mitteil. des Uckerm. Mus.- und Gesch.-Vereins, Band I, S. 5) für Bogislav I. († 1187) hält. Die Münzen nennen als Münzmeister einen Godefredus und als Münzort: Perenncelave bezw. Perenncele. (Vgl. Dannenberg, Pommerns Münzgeschichte im Mittelalter, S. 27 f.)

Nach der Bekehrung Pommerns zum Christentum durch Boleslav III. und Otto von Bamberg (vergl. Wiesener, Die Geschichte der christl. Kirche in Pommern zur Wendenzeit, Berlin 1889, S. 46 ff) zu Beginn des 12. Jahrhunderts, begründet Papst Innozenz II. am 14. Oktober 1140 in Wollin ein Bistum. (Vergl. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Band IV, S. 585 ff.) Prenzlau scheint damals noch nicht zum Christentum bekehrt gewesen zu sein. Die Bistumsgründungsurkunde (bei Hasselbach und Kosegarten, Cod. Dipl. Pom., Nr. 16) erwähnt Prenzlau noch nicht unter den Pfarreien der Diözese. Nachdem das Bistum von Wollin nach Kammin verlegt worden war (vergl. Hauck, a. a. O., S. 588), erscheint 1187 in einer Urkunde des Bischofs Siegfried von Kammin ein Zuzlysla de Brenszla als Zeuge der Urkunde. Diese Tatsache läßt auf Beziehungen zwischen Prenzlau und Kammin schließen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts kann in der nördlichen Uckermark die Christianisierung erfolgt sein. In der Person des Zuzlysla hat man jedenfalls einen Christen und slavischen Edlen zu sehen, der sich im Gefolge des Bischofs befunden haben muß. Das Jahr 1188 gibt mit einer weiteren Kamminer Urkunde mehr Aufschluß über die örtlichen Verhältnisse der Siedlung Prenzlau. (Urk. bei Dreger, a. a. O., Nr. 15.) Der Urkunde liegt der Anlaß zu Grunde, daß Bischof Siegfried von Kammin sich mit Reformabsichten an den 1187 gewählten Papst Clemens III. gewandt und ihn um Ordnung der Rechtsverhältnisse in seiner Diözese gebeten hatte. In der obenerwähnten Urkunde vom 24. Februar 1188 erhielt Siegfried von Clemens III. die Zusage und Bestätigung der Besitzungen des Bistums, die im einzelnen aufgezählt sind. Außer den 1140 genannten castra: Wollin, Demmin, Tribsees, Gützkow, Wolgast, Usedom, Groswyn, Pyritz, Stargard, Stettin, Kammin und Kolberg gehört laut Urkunde von 1188 noch Prenzlau, und zwar dies als einzige neue Pfarrei, dazu.

Prenzlau muß, den Angaben der Urkunde nach zu urteilen, damals bereits eine größere Siedlung gewesen sein. Erstmalig wird der Gesamtcharakter der Siedlung als castrum bezeichnet. Hiermit ist die Burg gemeint. Dann lassen sich einige weitere Dinge aus der Urkunde erkennen: Die Siedlung besaß damals bereits ein forum (Markt) und eine taberna (Wirts- und Kaufhaus), wie nur Kammin, sonst keins der angeführten Pfarreien, aufweisen konnte.

Aber ist es nicht möglich, daß Prenzlau vor 1188 einer anderen Diözese als der Kamminer angehört haben kann? Bis ins 12. Jahrhundert hatte die Diözese Brandenburg ihre Gren-

zen bis in den Gau der Buueri gesteckt (vergl. Curschmann, die Diözese Brandenburg, Leipzig 1906, S. 175 f). Wir lesen in keiner Urkunde weiter davon, und in Anbetracht dessen, daß die Kirche des Mittelalters sehr genau über ihren Besitz orientiert war und häufig ihn in aller Ausführlichkeit aufzählte, mag es nicht zu gewagt erscheinen, hier aus einem argumentum e silentio die gestellte Frage zu verneinen. Vielmehr kann die Urkunde von 1188 als ein Beweis angesehen werden dafür, daß die christliche Missionierung Fortschritte gemacht hatte. Prenzlau ist die südlichste Pfarrei der Diözese Kammin. Mit ihm war in der Mitte des 12. Jahrhunderts jener Landstrich christlich geworden, dessen Bewohner nach legendärer Ueberlieferung zur Zeit Ottos von Bamberg noch des Heils unwürdig waren (Ebo, a. a. O., S. 671, desgl. Herbord, a. a. O., S. 815). Außer den castrum, forum und taberna erwähnt die Urkunde von 1188 noch das Vorhandensein anderer appendicia. Gehen wir hier auf die angegebenen Stücke ein: forum ist Marktplatz. Man hat also wegen der günstigen Lage der Siedlung an der Uckerfurt Handel getrieben. Riedel schreibt (Die Mark Brandenburg im Jahre 1250, Berlin 1831, S. 461 f) Prenzlau gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein ausgedehntes Handelsrecht zu, welches er — wahrscheinlich geht er hierin zu weit — aus dieser Urkunde herleitet. Das Vorhandensein einer taberna als einer öffentlichen Gaststätte war für die Lage des Ortes ebenfalls verständlich. Zugleich spricht es dafür, daß Prenzlau bereits damals mehr als eine Burg besaß. Burgen pflegten im allgemeinen nicht dem durchziehenden Wanderer mit Speis und Trank aufzuwarten, es sei denn aus Nächstenliebe. Unter appendicia ist sicher auf Land, dann mit einiger Gewißheit auf das Vorhandensein einer Kapelle zu schließen, zumal da keine der aufgezählten Pfarreien 1188 besonders das vorhandene Gotteshaus erwähnt. Ueber den Bau einer Kirche in Prenzlau oder die Umwandlung eines heidnischen Gotteshauses in ein christliches existieren nur legendäre Ueberlieferungen. (Vergl. Nagel, Quellen und Hauptprobleme uckerm. Kirchengeschichte in Mitt. des Uckerm. Mus.- und Gesch.-Vereins, Band VIII, Heft 2.) Von einer bestimmten Verfassung der Siedlung Prenzlau, die, wie wir sehen, gegen Ende des 12. Jahrhunderts schon eine gewisse Bedeutung hatte, hören wir noch nichts. Kirchliches Recht wird in Uebereinstimmung mit der Ueberzeugung des jeweiligen Landesherrn mehr oder weniger Geltung gehabt haben. Untersuchungen über Rudimente slavischen Rechtes im später geltenden Recht dieses Landstriches (vergl. Riedel, Magazin des prov. und stat. Rechts, I, S. 11 ff, und Bruns-Wüstefeld, a. a. O., S. 138 ff und v. Sommerfeld, Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter, Leipzig 1904, S. 12 ff) können m. E. zu keinen nennenswerten Ergebnissen führen.

Der nördliche Teil der Mark Brandenburg gehörte gegen Ende des 12. Jahrhunderts politisch zu Pommern. Am 27. Dezember 1235 verlieh der Pommernherzog Barnim I. der Siedlung Prenzlau das Stadtrecht (Urk. bei Riedel, Cod. Dipl. Brand. A 21, S. 87). Die Gründungsurkunde der Stadt ist das älteste und sicherste Dokument der Prenzlauer Vergangenheit und zugleich das erste Zeugnis für die Einrichtung einer Verfassung und Verwaltung. Prenzlau soll nach der Urkunde als eine „freie Stadt" gelten. Diese wird der bei Anlage deutscher Städte üblichen Methode entsprechend mit einer Feldmark ausgestattet. Barnim I. schenkt 300 Hufen Land, 200 auf der östlichen Uckerstromseite, 100 auf der westlichen. Er gestattet weiter die freie Benutzung des Wassers der Ucker und den Bau von Mühlen. Die Förderung und Verwaltung der jungen Stadt, für die allerdings noch keine genaueren Angaben gemacht werden, überträgt er acht Bürgern aus Stendal. Ihre Namen sind: Walter, Jordan, Jordans Bruder, Willikin, Esyk, Henric, Helya, Paul. Es handelt sich bei diesen 8 wohl nicht um adlige Herren, sondern um schlichte Bürger. Walter sollte prefectus der Stadt sein, also im Auftrage des Landesherrn die landesherrliche Gewalt verkörpern. Die Stadt sollte 3 Jahre hindurch steuerfrei sein. Danach sollte von jeder Hufe jährlich ein halber ferto (vierter Teil eines Pfundes) entrichtet werden. Die 8 Herren sollten als Lehen jeder 10 Hufen, insgesamt 80, erhalten. Nach der Erbauung der Mühlen wollte der Landesherr $^2/_3$ der Mühleneinkünfte für sich beanspruchen. $^1/_3$ sollten die erhalten, die sich am Mühlenbau finanziell beteiligt hätten. Ebenso beanspruchte Barnim von den Einkünften aus freien Plätzen und anderen Nutzungen (Einnahmen aus dem Markt- und Zollrecht) ganze $^2/_3$. Den 3. Teil sollten die 8 erhalten. Als Recht wird der Stadt das Magdeburger Stadt- und Burggrafenrecht zuerkannt. Schließlich sollten die Prenzlauer Kaufleute die Zollfreiheit im ganzen Lande Barnims genießen. Letzteres wird für die besonders landwirtschaftlich ertragreiche Prenzlauer Gegend ein Grund zu baldigem Wohlstand gewesen sein. In dem Achtmänner-

Kollegium kann man bereits die Anfänge der Regierungsform, welche gegen Ende des Jahrhunderts als die für die Verfassungsgeschichte der deutschen Städte typische gilt, die Ratsherrschaft, erblicken.

Mit der Gründungsurkunde vom 27. Dezember 1235 waren der Siedlung Basis und Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung einer städtischen Verfassung und Verwaltung gegeben.

Jung'ns.

Van Max Lindow.

De dree Jung'ns holl'n tohoop as Peck un Schwefel. In'n Winter sind se all dree togliek up dat Jes inbroken, un nu in'n Sommer ströpen se Dag för Dag dat Feld af. Hos' un Hemd, dat is all's, wat se up'n Liew hebb'n.

In de School sitten se mehr an dat ünnerst Enn, awer in't Lopen, Springen, Klawwern, Schwömmen, Wrangen, Klüten un Schmieten kümmt er so licht keener öwer. Angeln doon se ok, awer dor hebb'n se noch nich de richtige Geduld to.

Se hebb'n ehr eegen Signol, un dat hört sich an, as wenn Krischo Füerhook in'n Schloßgoorn ropen deit. Ji kenn'n em doch? — In'n Winter hebb'n de Bengels soveel Indianerschmökers lest, dat ehr de Kopp dorvan rookt hett.

Nu awer is dat richtige Indianerwerer! Buten is een Hitt, un dat Woter in'n Wulfssee is warm as Brögwoter! Ferien sind ok. So schlieken de Bengels den Widenweg entlang, bunte Hohnsferern üm den Kopp, dat Kriegsbiel in de Fust, Bogen un Pielers as Utrüstung, un de Bost mit gelen Lehm, schwarten Morrer un rode Kried bemolt. Bang kann eener kriegen!

Se krupen as Schlangen dörch dat Krut, holen sich ut den hollen Widenboom ehr Piepen rut, un steken in de Preesterbarg, wo ehr keener sehen kann, ehr Logerfüer an.

Eenes Doogs gohn se ok öwer de Grenz; de Welt bi to Hus rüm is ehr to eng un klein word'n.

Se komen an eenen blogen See. Dat Oewer is sannig. Hier teekent sich de Foot van den witten Mann prick af. Bunt' Schneckengehüs' ligg'n öwerall rümher. Dat giwwt Kriegsschmuck!

Süll'n denn hier keen Krewt to find'n sind? Man versöken! Richtig, unner den ersten flacken Steen sitt al eener! Gliek hebb'n de Jung's blanke Ogen. Fritz is in de School de Dümmster, awer hier wett he Bescheid. He schnidd eenen langen Stock af, spallert em an dat een Enn up, steckt een Stück Holt dortwischen, un de Krewtklemm is farig. — Nu awer vörsichtig! — Dor sitt eener! Ganz heemlich schüwwt sich dat Stockenn neeger. Wupp, sitt de Broder in de Klemm, angelt mit de Been un grippt mit de Scheren, awer dat kann all's nüscht helpen, he müdd rin in den Ruckfack. Dat geiht jo fein! Hans un Willem moken sich ok eenen Krewtstock torecht, un nu is dat schaffiger. Dat duert gor nich lang, dunn is dat Dutzend vull. Schod, dat se keenen Kookpott bi sich hebb'n, hier harrn se mol schön afkoken künnt. Na, de Krewt schmecken obends ok noch.

De Jung'ns schwömmen een beten, ball up'n Buk, ball up'n Rüggen, treden Woter, dükern unner un scheeten kobolt in't Woter.

Nu ströpen se an dat Oewer entlang. Hier müdd'n se in'n Harwst mol her un de Brombeer'n verhör'n.

Twischen Krüzdoorn steiht een Barkenboom, piel as een Fohnenstang. Fritz kann kieken as een Höwk! He süht gliek, dat up den Boom een Nest is, 't ward woll een Krähgennest sind. Dor müdd eener rup. Se sehen ok, dat een Schwanz öwer den Rand van dat Nest röwerkiekt. De Ollsch ward woll brögen!

Hans steiht Buck, he is de Stiewster. Fritz nu rup. Se peeken sich an den Doorn, awer dat is nu mol nich anners!

Is dat awer een Enn hoch, un denn keen Tacken un keen gor nüscht. Nu is he rin in de Kron. Dor flarrert dat ut dat Nest rut — mit schwarten Kopp un Krogen, mit witte Bost un schwarte Flüchten. De langen Schwänz wippen up un af un schillern bloog un grön. „Schackelstern!" röppt dat van unner rup, un Hans un Willem danzen as de Indianer üm den Doorn un Boom rüm. „Fritz, griep se doch!" Jo, Fritz is ok al hinnerher as de Katt hinner de Sparlings, awer de jungschen Schackers hupsen van eenen Teljen no den annern. „Schüddel doch, Fritz!" Dat is ok wohr. Un Fritz schüddelt, as fall he Plumen schüddeln. De Elstern krallen sich fast, wippen no hinnen un vör un jammern ok mit ehre heeschen Kinnerstimmen. Ehr Oellern sitten wietaf up een Doornheck. Se

kön ok nich helpen, ropen bloot hen un werrer „ſchack! ſchack!“

Fritz ſchüddelt, wat he bloot kann. Dor flarrert ok al een Jungelſter run van den Barkenboom, de annern folgen!

Nun geiht dor unner een Jagd los! Fritz is mit eenen wohren Hurri van den glatten Boom rutſcht, is dörch den peekigen Doorn gohn, ohn wat to marken un to föhlen. Hans ſchriggt as een Willer, he hett al een Schacker, ſtrielt ehr de Ferern glatt un kiekt ehr in de Ogen. „Schack! ſchack!“ ropen de Oellern und fleegen in'n groten Bogen hen no den Barkenboom, wo dat nüſcht mehr to redden giwwt.

Willem is den letzten Ogenblick henfall'n, ſüſſ harr he ok al ſienen Vogel hadd, awer nu is de Elſter unner den Doorn kropen. De Jung will ſe hebb'n, peekt ſich binoh de Ogen ut den Kopp und kriggt ſchließlich ſienen Willen.

Fritz is al ut Luft un Oden. Sien Elſter kann am beſten fleegen. Se flüggt een Enn, un wenn Fritz ran is, hett ſe ſich verdoolt un ritſcht em ut, eh' he tofoten kann. Wenn ſe bet an den hogen Roggen kümmt, denn is ſe nich mehr to kriegen. — Mit eenen Witſch hett de Jung ſien Hemd van'n Liew; denn ſpringt he los, un gerod', as de quod Elſter werrer upfleegen will, ſchmidd ehr Fritz dat Hemd öwer den Kopp. Nu hett he ehr! Wat de awer vör Ogen möckt! Un bieten kann de, gliek bloodt de Hand.

Dat hett ſich lohnt. De Jung'ns ſind ſo in Upregung, dat ſe ball den Ruckſack mit de Krewt harrn liggen loten. To Hus ward'n ſe Ogen moken! Awer dat is gor nich ſo ſchlimm. „Jung, wat ſöl'n wi mit een Elſter,“ ſeggen de Oellern van Willem un Hans.

Bloot Fritz is öwerglücklich. Sien Voter, de Dörpſchnierermeiſter, kriggt ok gliek Luft dorto! Se hebb'n een dröhtern Kükenbucht, dor kümmt de Schacker rin. De ſall ganz tohm mookt ward'n, un wenn dat glücken deit, denn lehrt ſe viellicht ok reden.

Fritz weekt Brot up, awer de klein Elſter will nüſcht nehmen, will nich ſchlucken. Wat is dorbi to moken? Awer morgen ſall Fritz den Förſterjungen, de hier ok no de School geiht, frogen; de ward woll Beſcheid weeten.

Den annern Morgen komen Willem un Hans ganz bedröwt no Fritz; ehr Elſtern ſind öwer Nacht al krepeert. Fritzen ſien lewt noch. Se hupſt in ehren Burken rümher un ſchnappt de Jungs no de Finger. Wenn ſe bloot freten mücht! De Förſterjung kümmt jo nich no de School, 't ſind jo Ferien! Dunn rönnt Fritz in eenen Draff no de Förſteri! Gewiß, de Förſterjung wett Beſcheid, hett ok al ees een quod Elſter grootföd't. De is noher frie up den Hoff rümherflogen un rümherhupſt, hett Hund'n un Katten, Hohn un Höhner argert. Dunn is awer ees een frömd Förſter mit ſienen Hund komen. De Elſter hett den groten Jagdhund in den Schwanz beten, un de hett den Spoß falſch verſtohn. Een Haps, de luſtig Elſter hett doot an de Erd legen, un dat Blood is ehr ut den ſchwarten Schnöwel lopen. — Jo, de Förſterjung kennt dat! Fritz ſall ehr man rohg Fleeſch, Kees, Klackei un ok Brod gewen.

To Hus geiht dat Forern gliek los, un dat glückt. Dat duert nich lang, dunn kann de Elſter gor nich genoog kriegen.

Fritz ſitt den halwen Dag bi ſien Schackelſter. Reden will ſe nich lehr'n, awer ſe ſeggt doch „ſchack! ſchack!“, und dat is jo ok genoog. Mudder mag den nüdlichen Vogel ok gärn lieden, un ſe ſorgt för witten Kees. Bald löppt de Elſter up den Hoff rümher un kümmt an, wenn ſe ropen ward. Se hitt Schackla, wett dat, un dat ganze Dörp nömt ehr ſo.

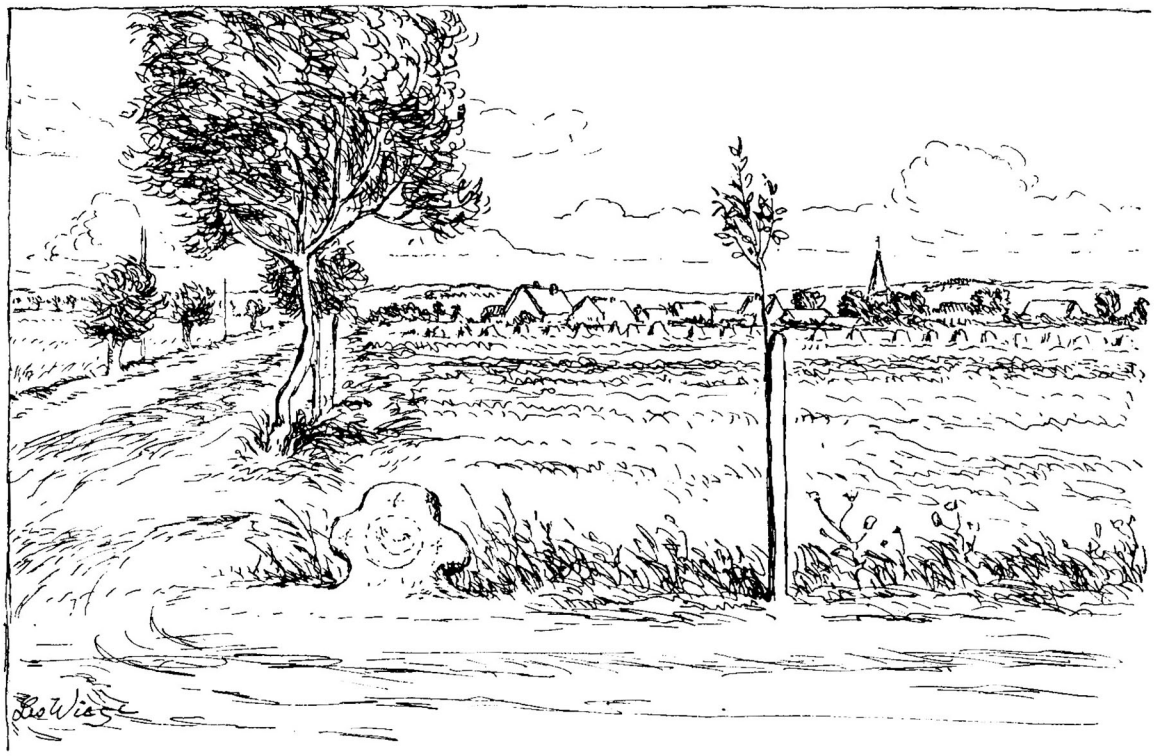
De Meiſter hett Schackla doch de Spitzen van de Flüchtenferern mit ſien ſcharpe Scher afknipſt. Fleegen kann Schackla nich, awer up den Tun kümmt ſe doch. Wenn Fritz ut de School kümmt un „Schackla! Schackla!“ röppt, denn löppt ſe em entgegen un freut ſich.

För den Schnierer is de Elſter een groot Vergnögen. Wenn een Minſch tum Motnehmen orrer Anpaſſen in de Warkſtell is, denn lockt he Schackla dörch dat Fenſter, un ſe müdd ſich präſenteeren un up den Schniererdiſch rümherſpazeeren. Dat is denn ümmer een grotes Wunnerwarken un Högen.

Eenmol weer nu den Schnierer ſien Fingerhoot weg. De Meiſter weer krüzunglücklich. Dat weer ſien Glücksfingerhoot. De weer ſo blank as Sülber, un de Meiſter harr em van Fru Meiſtern kregen, as ſe noch Brutlüd weeren. Dat weer een richtig Malheur, dat dat Glückdings weg weer. All's würd üm un dümkehrt! Nüſcht to find'n.

Schackla harr üm diſſ Tied anfung'n, ſich in'n Stall up eenen Balken een Oort van Neſt to buen. Allerhand Strüker leegen dor al. Fritz wull ſich dat neeger bekieken, ſeeg wat blinkern un wüßt gliek Beſcheid. Voter müßt komen. De wunnerte ſich erſt bannig un wull Doden upſtohn loten. Mit ees ſchlög he ſich vör den Kopp un ſär: „Dat harr ik weten müßt, denn in uns Leſ'book ſtünn een Stück, dat heet: „Die diebiſche Elſter“.

Wenn nu ees in'n Hus wat ſökt würd un nich to find'n weer, denn heet dat: „Kiek mol no, ow dat Schackla werrer ſtohlen hett.“



Das Steinkreuz an der Abzweigung des Ellinger Weges von der Chaussee Prenzlau—Woldegk. / Blick auf Ellingen.
Zeichnung von Leo Wiese.

Das Sühnekreuz.

Von W. Groß, Prenzlau.

Der heiße Sommertag tauchte in die Kühle des Abends unter. Ueber die alten Weiden an der Landstraße von Woldegk nach Prenzlau hauchte der flammende Himmel goldenes Licht und malte allerlei Bilder um Stämme und Steine.

Zwei wandernde Steinmetzen kamen die Straße daher. Stiefel und Kleider, sogar Felleisen und Hut waren dicht bestäubt. Bei jedem Schritte wirbelte ein grauer Schwalm neben ihnen auf, begleitete sie eine Weile und zerfloß hinter ihnen in Nichts. Das Gesicht des einen war hoch gerötet. Der Schweiß hatte sichtbare Rinnen über die runden Wangen gezogen. Der andere war schmaler von Gestalt und sah blaß aus. Um seine Augen hatte die Anstrengung blaue Schatten gelegt. Sein Mund war leicht geöffnet und lechzte nach einem labenden Tropfen. Sein Auge aber trachtete in die Weite voraus, wo die Türme und Dächer Prenzlaus im Abendlichte funkelten. Dort lag ihre Heimatstadt, das Ziel ihrer Wanderung nach langer Abwesenheit.

„Kuno", sprach der Blasse, und seine Schritte stockten, „wir finden die Tore geschlossen, wenn wir dort sind, laß uns in Ellingen einkehren, ich kann nicht mehr weiter." Und dabei stand er still, zog ein rotbuntes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete die Stirn.

„Weiter, weiter, Hennerke", forderte Kuno ihn auf, „wer wird sich kurz vor dem Ziele noch besinnen!" Und rüstig schritt er zu, ohne sich umzusehen. Hennerke aber stützte die Hand an einen Weidenstamm, ließ den Kopf hängen, fiel dann mit einem leisen Seufzer in das dürre Gras am Wege und blieb hingestreckt liegen.

Kuno ging endlich zurück und redete auf ihn ein, die halbe Meile noch auszuhalten. Hennerke aber breitete die Arme aus, ließ sein Haupt darauf sinken und schloß die Augen. Der Marsch

von Lübeck her hatte ihn doch angepackt. Und kurz vor dem Ziele versagten seine Kräfte. Ein jäher Hustenanfall schüttelte ihn hin und her und ließ ihn erschöpft liegen.

Kuno bückte sich, nahm ihm fürsorglich das Felleisen vom Rücken, schob es unter sein Haupt und öffnete ihm den Kragen. „Dann wollen wir wenigstens versuchen, das Dorf zu erreichen", meinte er sanft. Und als er Blutstropfen auf den Lippen seines Gefährten bemerkte, wischte er sie vorsichtig ab.

Während sie am Wege saßen, waren einige vollbeladene Erntewagen an ihnen vorbeigefahren und seitwärts nach Ellingen abgebogen. Langsam schleppten die Pferde die Last hinter sich durch den tiefen, mahlenden Sand. Kaum waren in dem dichten Staube ihre Mäuler zu erkennen. Ihrem müden Schlenkern war anzumerken, daß sie unter Hitze und schwerer Arbeit tagelang ihren Strang gezogen hatten. Das Volk der Schnitter aber saß in fröhlicher Stimmung auf dem letzten Wagen um eine aufgestellte Strohpuppe und sang ein Erntelied, denn die Ernte war beendet. Von den erhobenen Harken der Binderinnen flatterten bunte Bänder und verkündeten die letzte Fuhre. Als der Wagen an den beiden Wegmüden vorbeifuhr, flog ein kleiner Aehrenkranz hernieder. Kuno griff danach und schwang ihn freudig empor, während der Gesang auf dem Wagen plötzlich verstummte. Ein Mädchen winkte ihm von oben lachend zu. Dann trottete auch dieses Gefährt vorbei, und es wurde ganz still auf der Straße. Ein kurzer Lerchenschlag wachte noch einmal aus den Stoppeln auf und endete mit einem jubelnden Triller. Darauf reckten sich die Schatten der Weiden länger und länger, bis sie sich nur noch wenig von der einfallenden Dämmerung abhoben und in ihr völlig zerflossen.

Hennerke hatte sein Haupt schwer in die hohle Hand gestützt. Seine Brust hob sich stoßweise, seine Augen aber hingen verlangend an dem Aehrenkranze, den Kuno noch hin und her drehte. Er seufzte schwer auf, richtete sich dann empor und stellte sich mühsam auf die schwankenden Füße. „Mich friert", stieß er mit tonloser Stimme hervor, „komm, laß uns eine Herberge suchen. Vielleicht meine letzte".

„Hennerke, was redest du", lachte Kuno und war ihm behilflich. „Der kleine Anfall wird bald vorübergehen, wenn du erst einen Abendtrunk genommen. Es war heute sehr heiß. Morgen sind wir daheim, und dann wird dich Mutter tüchtig pflegen." Langsam bogen auch sie dann nach dem Dorfe ab. Es war Abend geworden. Nur die Türme von St. Marien trugen noch ein Fünkchen Sonnenlicht auf ihren Dächern. Hennerke winkte lächelnd noch einmal hinüber, ehe sie im Dorfkruge nach Handwerksbrauch um ein Nachtlager vorsprachen.

Dort aber herrschte lustiges Leben. Unter der breitästigen Rüster auf der Dorfaue schritten schon junge Paare nach dem Klange der Schalmeien zum Tanz. Immer mehr Mädel und Burschen fanden sich ein, den Tanz um die letzte Garbe zu führen, die an einem tiefen Aste des Baumes als Puppe aufgehängt war.

Kuno und Hennerke waren nach gründlicher Säuberung und kurzem Imbiß auf dem Heuboden zur Ruhe gegangen. Aber keinem wollte der erquickende Schlaf kommen. Während Hennerke ein trockner Husten plagte und ihm der Atem röchelnd durch die Brust fuhr, lag Kuno der Klang der Schalmeien im Ohr, und es kribbelte ihm merklich in den Füßen. Er versuchte zu schlafen. Aber immer wieder jauchzten die Töne bekannter Tanzweisen durch seine Sinne, bis er endlich flüsterte: „Junge, Hennerke, ich halt's nicht mehr aus. Willst du mit zum Tanz?" Doch der mochte nicht, redete ihm vielmehr zu, allein zu gehen. Da erhob sich Kuno von seinem Lager, entnahm seinem Ranzen eine saubere Bluse, ordnete Haar und Anzug, nahm den Aehrenkranz, der neben ihm gelegen hatte, stieg die Leiter hinab und mischte sich unter das junge Volk.

Der Platz war durch Kienfackeln erleuchtet. Flackerndes Licht goß sich über die tanzenden Paare und warf ihre Schatten in bunter Bewegung durcheinander. Bestürzt und erschrocken zugleich starrte Kuno in den Trubel. In seinem Hirn wirbelte es noch bunter als auf dem Platze. In seiner Brust fühlte er einen Druck, daß er die Arme heben mußte. Als er so dastand und den Aehrenkranz einen Augenblick hoch über seinem Haupte hielt, löste sich aus den tanzenden Paaren eine Tänzerin, ließ ihren Burschen stehen und schritt gesenkten Hauptes auf Kuno zu. Vor ihm knickste sie dreimal, schlug die Augen auf und lächelte ihn an. Er aber setzte ihr den Kranz auf ihre dicken, blonden Zöpfe, die sie wie eine Krone um ihr Haupt geschlungen hatte, legte seinen Arm um ihre Hüften und schritt mit ihr zum Tanz. Alle machten Platz und stellten sich rings im Kreise auf. Das Mädchen hielt Kuno bei der Hand und stand mit ihm unter der Puppe. „Du mußt sie anzünden", flüsterte es ihm zu. Er begriff nicht. Ihm war, als ginge er an der weichen Hand des Mädchens durch ein Land, in dem die

Blumen rot wie Fackeln leuchteten und der Nachtwind wie Schalmeienton durch die Wipfel strich. Er hörte nicht das breite Lachen der Burschen und das heimliche Kichern der Mädchen. Er fühlte nur seine Hand ab und zu gedrückt und den Klang lieber Worte im Ohr. Ihm war so wohl, als wäre er daheim.

Da sprang plötzlich ein großer, schmaler Bursche in städtischer Kleidung, derselbe, den das Mädchen vorhin losgelassen, aus dem Kreis der verstummenden Zuschauer hervor, ergriff eine Fackel und entzündete die Puppe, daß sie hell aufloderte und wie Pulver verbrannte. Die Schalmeien setzten mit schnellen Takten ein, die Paare faßten sich an und bildeten einen dichten Ring um den herabfallenden glimmenden Rest. „Wir müssen hinüberspringen", flüsterte das Mädchen. Doch Kuno stand noch wie geblendet und fühlte sich von dem Burschen beiseite gedrängt. Schon hatte der die Widerstrebende bei der Hand, als eine helle Empörung unter den Zuschauern ausbrach. Laute Rufe: „Der Steinmetz soll springen, er hat den Kranz gehabt, weg mit dem Schneider", ertönten. Da wachte Kuno auf, er packte den Burschen an Arm und Wams und warf ihn unter Hohngelächter aus dem Kreise hinaus. Dann riß er das Mädchen, das ihm entgegenlachte, an sich und führte es mit hellem Jauchzer zum Sprunge. Die Schalmeien schmetterten, die Paare klatschten im Takt dazu und sprangen den beiden fröhlich nach. Im Tanze wirbelten sie weiter. Eine Mühle und eine Dreitur wurden vom Kiekbusch und Klapptanz abgelöst, bis man sich nach dem „Gode Nacht" bei verlöschenden Fackeln trennte.

Die Schalmeien schwiegen, und still gingen die Paare heim. Sie hatten einem alten Brauche genügt und die letzte Garbe verbrannt. Kuno aber nahm sein Mädel bei der Hand, und sie wanderten langsamen Schrittes zum Dorfe hinaus. Die Blonde hatte die letzte Garbe auf dem Felde gebunden, hatte ihren Aehrenkranz einem Burschen zuwerfen und ihn für sich gewinnen dürfen. Und nun hatten sich beide gefunden.

Der Mond stieg hinter ihnen glührot aus den Uckerwiesen auf und warf ihre dicht aneinander geschmiegten Schatten lang voraus.

Derweil lag Hennerke immer noch von Schmerzen in der Brust gequält auf seinem einfachen Lager. Er hielt die Augen weit offen, und ihm war, als sähe er Kuno an der Seite eines frohen Mädchens durch die Nacht schreiten. Eine furchtbare Unruhe warf ihn hin und her. Er bemerkte einen menschlichen Schatten hinter ihnen von Baum zu Baum gleiten, sah funkelnde Augen und einen blinkenden Dolch. Ein schriller Schrei traf da sein Ohr und riß ihn hoch. Er tastete zu dem Beilager hinüber und fand es leer. „Kuno, lieber Kuno", seufzte er und sank ermattet zurück. Schweiß trat ihm vor die Stirn, und vor Aufregung zitterte er an Händen und Füßen. Zwischen Traum und Wachen brachte er die Zeit bis zum Morgen zu. Als Kuno immer noch nicht zurück war, erhob er sich mühsam und hielt im Hofe und vor dem Tore Umschau. Dann trieb es ihn zum Dorf hinaus. Wo der Weg in die Straße einbog, stockte sein Fuß. Dort saß ein Mädchen über Kuno gebückt und hielt sein Haupt im Schoße. Unaufhörlich streichelte es sein Haar und seine Stirn. Seine Wangen aber waren in dem Morgenlichte weiß wie Schnee, die Augen hielt er geschlossen, und über seine geöffneten Lippen tropfte hellrotes Blut.

Hennerke ahnte erschrocken, daß sein Gesicht in der Nacht Wahrheit gewesen und daß Kunos Leben in Gefahr sei. Er stürzte in die Knie, legte sein Ohr auf des Freundes Brust und vernahm nur noch einen langsamen, schwachen Herzschlag. Aus dem Auge des Mädchens sprach die furchtbare Pein jäh zerrissener Hoffnung, die kein Wort, keine Gebärde Hennerkes zu ändern vermochte. Als er am Boden eine große Blutlache sah, wußte er um das Geschehene, strich dem Mädchen dankbar über die Hand und eilte so schnell es ihm möglich war ins Dorf zurück, um Hilfe zu holen. Einige Männer fanden sich zusammen, um den Steinmetzen auf einem kleinen strohbeschütteten Wagen zu holen, brachten aber unter Begleitung des unaufhörlich schluchzenden Mädchens nur seine Leiche zurück.

Am Nachmittage wandte sich Hennerke heimwärts. Und weil er eine doppelte Last mit sich schleppte, ging er nur langsam. Es quälte ihn der Vorwurf, in den letzten Tagen nicht schneller gewandert zu sein, dann wären sie gestern oder gar schon früher daheim gewesen, und Kunos Eltern hätten ihn gesund und frisch begrüßen können. Es bedrückte ihn auch unendlich, daß er ihm noch zugeredet, auf den Dorfplatz zum Tanz zu gehen. Vielleicht wäre das Unglück auch dann vermieden.

Als er über den Quillow schritt, fesselte das schnellfließende, blinkende Wasser seinen Blick. Er lehnte sich an das steinerne Brückengeländer und sah lange hinein. Die Sonnenstrahlen tanzten in flimmerndem Spiele über den Bach, und es funkelte und leuchtete darüber wie aus hundert kleinen Spiegeln. Plötzlich kroch eine Wolke über die Sonne, vernichtete den Glanz

und ließ zerrissene Schatten darin untertauchen. Hennerke glaubte Kunos blasses Gesicht dahinter zu erkennen. Doch spülten die wechselvollen Wasser dies Bild bald wieder hinweg. Aber vor seiner Seele stand es und wollte nicht weichen. Immer höher türmte sich sein Schuldbewußtsein auf, immer stärker hämmerte sein Herz unter dem Druck des Erlebten. Hilfeflehend wanderten seine Augen über die Umgebung und gewahrten am Ufer eine starke Steinplatte aus graurotem Granit. Erlöst atmete er auf, denn im gleichen Augenblick bewegte ihn ein sühnender Gedanke. Er ging auf den Stein zu, zog Hammer und Meißel aus dem Ranzen und begann, ihn zu prüfen. Und weil er kernig und brauchbar war, stand sein Entschluß fest, daraus ein einfaches Kreuz für seinen Freund zu formen. Diese Absicht gab ihm Kraft, das letzte Wegstück forscher zu durchschreiten. Und als er vom Kuhtore aus in die Strohstraße eintrat, sah ihm niemand mehr die Schwere der Wanderung an. Am Ende der Strohstraße bog er rechts in die Baustraße ab, um die Bude seines Vaters, eines ehrsamen Schneiders, aufzusuchen.

Einsilbig schrillte die Glocke über der geöffneten Haustür. Kühle Luft schlug ihm aus dem langen, schmalen Flur entgegen. Ihm wurde schwindlig und er mußte sich am Treppengeländer halten, als seine Mutter ihm mit blassem, müdem Gesicht entgegentrat. Es zuckte kein Strahl der Freude um ihren schmalen Mund, und die Augen schienen rot vom Weinen. Welk und matt reichte sie ihm nur die Hand. Auch der Vater blickte verstört drein und fand kein liebes Wort des Willkommens. Kalt und freudlos wie der Empfang schien ihm das ganze Haus. Wie anders hatte er sich doch die Heimkehr ausgemalt. Seines Bruders Platz auf dem Arbeitstisch war leer. Nun erfuhr er auch, daß derselbe heute früh in hastiger Eile auf die Wanderschaft gezogen sei, ohne sich ordnungsgemäß von seinem Gewerk und von seinem Vater, der zugleich sein Meister war, abzumelden. Er sei mehr geflohen als gegangen. —

Nach drei Tagen stand Hennerke am Grabe Kunos, der in dem Friedgarten am Stettinschen Tore eingesenkt wurde. Viele trauerten um den so jäh Dahingegangenen. Hennerkes Eltern aber waren daheimgeblieben. Ihr Gebaren wunderte ihn mehr und mehr. Und aus Stichelreden und absichtlich hingeworfenen Worten der Teilnehmer mußte er schließen, daß sie ihren guten Ruf irgendwie eingebüßt hatten. Zu Hause sprach er sanft mit der Mutter, wußte seine Rede auf das Gehörte zu bringen und erfuhr nun aus ihrem Munde, daß sein Bruder im Verdacht stehe, Kuno hinterrücks erstochen zu haben. Da ging er still in seine Kammer und sank gebrochen auf sein Lager. Tagelang konnte er sich vor wühlenden Schmerzen nicht erheben. Nur der guten Pflege und dem tröstenden Zuspruch der Mutter gelang es, so glaubte sie, daß er überhaupt wieder hochkam.

Dann trieb es ihn, trotz seiner Schwäche sein Vorhaben auszuführen. Nachdem er Kunos Eltern aufgesucht und ihnen von den gemeinsam verlebten letzten Tagen erzählt hatte, wanderte er jeden Tag langsamen Schrittes an den Quillow, um das Kreuz zu formen. Er hatte nicht die Kraft, den Stein noch selbst zu wenden und bat manches Mal einen Vorübergehenden darum. Aber bei jedem Hammerschlag gab es ihm einen Ruck durchs Herz, und immer schwerer lastete die Schuld seines Bruders auf ihm. Seine Arbeit sollte sie beide entsühnen. Nach vierzehn Tagen konnte er nicht mehr den Weg gehen. Einen Arm, der den gezückten Dolch halten sollte, hatte er nur noch im Kreisbilde des Kreuzes roh andeuten können, denn zur Ausführung reichten seine Kräfte nicht mehr.

Auf seinem Sterbelager beichtete er der Mutter flüsternd seine schwere Gewissensangst. Er starb mit der Bitte, das Steinkreuz an dem Wege zu errichten.

Dort steht es noch heute als Sühnekreuz und erzählt den Vorübergehenden von der unbedachten Tat.

Winters Anfang.

Von Joachim v. Winterfeld, Damerow.

Früh in Wolkenfloren Abend drängt herbei.
Hoch im Dunst verloren schriller Wildgansschrei,
Wie von blankem Stahle messerscharf gezückt,
Daß mit einem Male alle Luft erstickt. —
Weißes Niederschweben hebt der Flocken an,
Dichter sich verweben Himmel, Feld und Tann.
Welt und Weg versinken, müd' die Füße sind;
Suchst des Lämpchens Blinken nur in Scheiben blind,
In verglühter Sonnen schwachem Widerschein
Nur ein sanft umsponnen spät Beruhigtsein.

Die Wallberge bei Wilsickow.

Von Dr. Walter Effenberger in Berlin-Oberschöneweide, mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Einige Meßtischblätter des Kreises Prenzlau verzeichnen hier und da langgestreckte, schmale, wallförmige Erhebungen, so z. B. das Blatt Wallmow (Nr. 1237) die Rehberge östlich der Straße von Carmzow nach Cremzow und das Blatt Nechlin (Nr. 1145) die Eiskellerberge bei Malchow und vor allem die Schanzberge östlich Wilsickow.

Die Schanzberge sind zweifellos die bedeutendsten Wallberge im Gebiete des Prenzlauer Kreises. Sie beginnen hart südlich der großen Straße von Strasburg nach Pasewalk, dort, wo diese hinter Wilsickow in fast genau östliche Richtung umbiegt. An dieser Stelle erreicht der Wall mit 55 Meter Höhe über dem Meere seinen höchsten Punkt. Er erstreckt sich von hier aus in süd-südwestlicher Richtung bis an die Straße von Wilsickow nach Nechlin. Dort ist er etwa 12 Meter niedriger als an seinem Nordende. Durch die Straße Wilsickow—Brietzig wird der Wall unterbrochen, und auch nördlich von dieser Stelle sind einige schmale Lücken in seinem Verlaufe erkennbar. Seine Gesamtausdehnung beträgt etwa 2800 Meter.

Genau in seiner Mitte, nur durch eine Senke, in der ein Bächlein der nahen Beeke zuströmt, von ihm getrennt, beginnt ein zweiter Wall. Er verläuft etwa 450 Meter in westlicher Richtung und findet sodann Anschluß an eine Kette von kürzeren und längeren Wällen, die in der Nähe von Wilsickow die Strasburg—Pasewalker Landstraße kreuzen und nach einer Gabelung in zwei Aeste noch ein Stück auf das Gebiet des Meßtischblattes Pasewalk (Nr. 1053) übergehen.

Einen Teil dieses Systems von Wällen lernte der Verfasser am 31. Mai 1931 kennen. Herr Rittergutsbesitzer von Holtzendorff auf Wilsickow hatte die Liebenswürdigkeit, trotz der drückenden Hitze die Führung zu übernehmen. Ihm sind einige der folgenden Angaben zu danken, zunächst der Hinweis darauf, daß niemand in der Gegend den Namen „Schanzberge“ kennt. Im Volksmund heißen sie „Brietziger Berge“. Den südlichen Teil des Walles nennt man allgemein die „Prenzlauer Berge“, wohl weil bei gutem Wetter von ihrer Höhe aus die Türme der Marienkirche in Prenzlau in der Ferne erkennbar sind. Dagegen führt der Teil des Walles, der an der Strasburg—Pasewalker Straße endet, den Namen „Primerberge“.

Am Rande der anmutigen, von dem Mühlbach oder der Beeke durchflossenen Wiesenlandschaft, die sich deutlich als Tal zwischen den flachkuppigen Moränenhügeln zu erkennen gibt, führt eine Allee herrlicher Bäume auf das Südende der Prenzlauer Berge zu. Hier ersteigt man den Wallrücken und sieht sich bald von lichtem Walde umgeben, der besonders schön am westlichen Hange ist (siehe Abbildung 1). Bereits in diesem Teile des



Abb. 1. Auf der Höhe der Prenzlauer Berge bei Wilsickow.

Walles erregen große Steine die Aufmerksamkeit des Naturfreundes. Sie liegen verstreut, wie hingewürfelt, auf dem Boden und waren früher weit zahlreicher als heute. Die inzwischen verschwundenen haben irgendwo und



Abb. 2. Kiefer auf den Prenzlauer Bergen bei Wilsickow.

wann bei einem Bau Verwendung gefunden. Unter den Bäumen, die zum großen Teil vom Vater des jetzigen Besitzers und noch früher angepflanzt worden sind, erregen wegen ihres herrlichen Wuchses und ihrer stattlichen Höhe einige Kiefern (siehe Abbildung 2) und Birken unser Entzücken, und auch der dichte, düstere Bestand südlicher Schwarzkiefern sowie die im schneeigen Weiß ihrer Blüten prangenden Weißdorndickichte erfreuen das Auge dessen, der auch für bescheidenere Naturbilder empfänglich ist.

Es ist nicht beabsichtigt, in diesem Aufsatze die Pflanzenwelt des Walles genauer zu behandeln. Zwei auffällige Pflanzengestalten verdienen es jedoch, genannt zu werden. Das gilt vor allem für die Nickende oder Wiesen-Küchenschelle (Pulsatilla pratensis). Trockener Boden, den sie in lichten Kiefernwaldungen, auf Heiden und auf sonnigen Hügeln findet, sagt ihr besonders zu. In solchen Boden senkt sie ihren kräftigen Wurzelstock tief ein. Ihm entsprossen Jahr für Jahr ein oder mehrere Stengel von 7 bis 30 Zentimeter Höhe. Sie tragen am Ende die hell- bis schwarzvioletten, abwärts hängenden großen Blüten, die außen dicht mit weißen, seidigen Haaren bedeckt sind (siehe Abbildung 3). Am Tage des Besuches des Walles waren die Küchenschellen bis auf vereinzelte Nachzügler bereits verblüht. Sie trugen schon ihre zottig behaarten Fruchtschöpfe, die denen des im Riesengebirge allbekannten Teufelsbartes sehr ähnlich sind.

Die Küchenschelle wächst auf dem Walle in geradezu unglaublichen Mengen. Es muß ein prachtvolles Bild sein, wenn Rücken und Flanken des Walles mit Tausenden und Abertausenden von Blüten der Küchenschelle über-

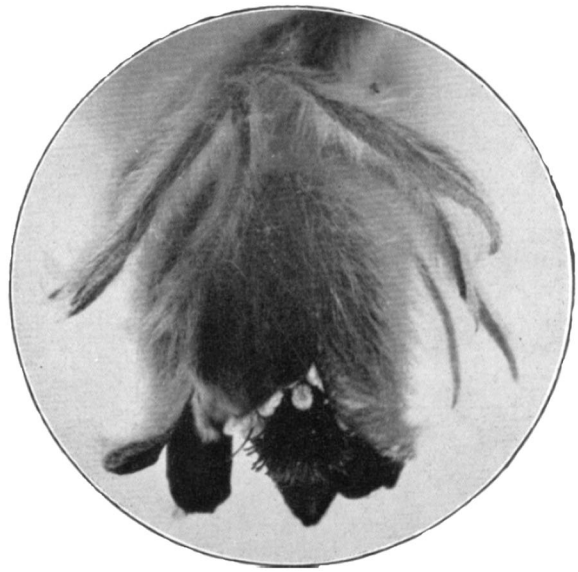


Abb. 3. Blüte der Nickenden Küchenschelle. (Pulsatilla pratensis.)

sät sind. Vielleicht findet sich im Kreise Prenzlau ein naturliebender Künstler, der solchen Schmuck der heimatlichen Landschaft im Bilde wiederzugeben vermag.

Neben der unter Naturschutz stehenden Küchenschelle ist auf dem Wallrücken der Wiesensalbei (Salvia pratensis) ver-

treten. Er ſtand, beſchienen von leuchtender Sonne, in voller Blütenpracht und bedeckte die Abhänge des Walles mit tiefblauen Teppichen.



Abb. 4. Unterbrechung des Wallberges bei Wilſickow an der Straße Wilſickow – Brietzig, öſtlicher Abhang.

An mehreren Stellen findet man den Wallrücken durch Steinbrüche angenagt. Sie ſind „Aufſchlüſſe“ im Sinne des Geologen, die ihm einen Einblick in das innere Gefüge des Walles geſtatten und ihn das Material erkennen laſſen, aus dem der Wall aufgebaut iſt.

Der mit den Ergebniſſen erdgeſchichtlicher Forſchungen nicht Vertraute wird geneigt ſein, die Wälle von Wilſickow für Anlagen zu halten, die von den Bewohnern jener Gegend in früherer Zeit zum Zwecke der Verteidigung gegen andringende Feinde aufgeworfen worden ſeien. In der Tat würde an einem ſolchen von Verteidigern gut beſetzten Wall der Anſturm der Angreifer wohl zum Stehen kommen. Wenn man nun aber in den „Aufſchlüſſen“ erkennt, wie in einer feineren, teils lehmigen oder mergeligen, teils ſandigen Grundmaſſe zahlloſe kleine und viele große, zuweilen zentnerſchwere Blöcke ganz regellos verteilt ſtecken, ſo wird man ſich doch fragen müſſen, ob ſolch ein Wall als Werk von Menſchenhand angeſprochen werden kann, oder ob nicht vielleicht natürliche Kräfte den Wall aufgeſchüttet haben. Es iſt jedenfalls nicht einzuſehen, warum ſich Menſchen die Mühe gemacht haben ſollten, die ſchweren Steine herbeizuholen und in den Wall einzufügen. Und wenn ſie ſich von deren Einbau irgend einen Erfolg verſprochen haben ſollten, dann wäre wiederum nicht recht zu verſtehen, daß dieſe ſchweren Steine nicht als feſte Grundlage des Walles benutzt, ſondern offenſichtlich planlos in die Bodenmaſſen eingelagert wurden. Solche Ueberlegungen und vor allem auch die Erwägung, daß der Bau allein des einen Dammes, der, wie geſagt wurde, 2800 Meter lang iſt, außerordentliche Arbeitsleiſtungen durch Jahre hindurch erfordert hätte, zwingen dazu, dem Wall eine Entſtehung durch natürliche Kräfte zuzuſchreiben.

Die Geologen haben die Wälle bei Wilſickow anläßlich der geologiſchen Aufnahme und Kartierung des Gebietes genau unterſucht.



Abb. 5. Unterbrechung des Wallberges bei Wilſickow an der Straße Wilſickow – Brietzig, weſtlicher Hang mit Geſchiebeblöcken.

Nicht allein die bereits damals vorhanden gewesenen Aufschlüsse wurden eingehend durchforscht, sondern darüber hinaus suchte man durch eine Reihe von Bohrungen den inneren Aufbau der Wälle zu ergründen, um aus den Ergebnissen zu einer Vorstellung von der Entstehung dieser Gebilde zu gelangen. Ueber diese Arbeiten wird in den „Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten, 66. Lieferung, Gradabteilung 28, Nr. 34, Blatt Nechlin" berichtet. Der Verfasser der „Erläuterungen", R. Klebs, gibt neben dem Text einige Abbildungen von Aufschlüssen und außerdem einen Längsschnitt durch den Hauptwall. Aus seinen Darstellungen erkennt man deutlich den verwickelten inneren Bau der Wälle und gewinnt die Ueberzeugung, daß es sich hier nicht um ein Werk von Menschenhand handeln kann.

Schwierig ist die Frage nach der Entstehung der Wälle zu beantworten. Der Auffassung, daß sie während der letzten Bedeckung Norddeutschlands mit dem Eise, das sich aus Skandinavien verschob, gebildet wurden, wird wohl von keiner Seite bestritten. Dagegen sind die Geologen über das Wie der Entstehung noch nicht zu einer einheitlichen Deutung gelangt. Die Erstreckung der Wälle über weite Strecken und ihre geringe Breiten- und Höhenentwickelung sprechen dafür, daß das Aufbaumaterial in Spalten, die bis auf den Grund des Inlandeises hinabreichten, zusammengehäuft wurde, und Faltungserscheinungen in den Aufschlüssen lassen die Annahme berechtigt erscheinen, daß die gewaltigen Kräfte der bewegten Eismassen das Material vielerorts preßten und durcheinanderkneteten. Die Frage, ob die Spalten, in denen solches geschah, oben offen oder geschlossen waren, bleibe unerörtert. Dagegen sei darauf hingewiesen, daß die Wallrücken in Norddeutschland zu den selteneren eiszeitlichen Bildungen gehören. Im Sinne des Heimat- und Naturschutzes, aber auch aus wissenschaftlichen Gründen ist die Erhaltung nicht nur der Wilsickower, sonder möglichst aller Wallrücken erwünscht.

Frühe im Walde.

Von Joachim v. Winterfeld-Damerow.

Trüben Sinnes floh ich lang vor Tage
Waldwärts über blasse Felder;
Rauch von Bränden gleich und düsterer Sage
Lag im Heer der Stämme Nebelgrauen,
Daß ich durch die dämmernden Gestelle,
Die vertrauten, ein Bedrängter, irrte;
Kälte schauerte aus matter Helle,
Feindschaft drohte mir aus starrem Schweigen.

Siehe da: Es nähert sich, es breitet
Licht sich aus im bleichen Dunstverwehen;
Und ein hehrer Wundertäter schreitet,
Rührt die Aeste an, daß golddurchwirkt sie,
Und umfängt mich wie mit Heilandsarmen,
Unversehns mit weiten Liebesarmen,
Daß im Leuchten rings, im Duft des warmen
Lebens ich von heiliger Lust erfüllt bin.

Vor den Augen, wipfelwärts erhoben,
Meinen schwachen glanzberauschten Augen,
Ist des Grauens letzter Hauch zerstoben
In dem reinen Blau des Himmelsdomes.
O, daß alle von des Daseins Mühe
Hartbedrängten sich mir zugesellten,
Und am Wunder dieser Waldesfrühe
Sich erlabten, sich erlösten!



Ein verwunschenes Plätzchen

Von Elfriede Rheinen-Kühne.

Wer kennt dies idyllische Fleckchen in unserm lieben Prenzlau? Ich glaube, es sind nicht viele. Liegt es doch ganz versteckt, außerhalb der Stadt. Der schmale Fußsteig, der uns hinführt, ist wenig verlockend. Gerümpel, Steinhaufen, altes Eisen, zerbrochene Mühlräder säumen den immer enger und fast unkenntlich werdenden Pfad, an dessen Seiten riesig hohe Brennessel- und Distelstauden in üppiger Fülle wuchern. Holunderbüsche und Erlen gewähren nur selten einen verstohlenen Blick auf den uns in mehreren Metern Abstand begleitenden Fluß. Es ist eben ganz so wie im Märchen! Wer mit nüchternen Alltagsaugen schaut, wer sich nicht einspinnen läßt von dem Zauber des Verwunschenen, Geheimnisvollen, der bleibe lieber fern. Wer aber mit Märchenaugen und Märchenohren schreitet, der wird auch ein Märchen erleben. — Bald hört man ein leises Rauschen und Raunen! Eine uralte, riesige Linde heißt uns willkommen. Ein schmaler Balken, der über den Fluß gelegt ist, führt uns vollends zu dem verwunschenen Plätzchen. Nicht weit davon entfernt rast der Verkehr auf der sehr belebten Chaussee, wirbelt der Staub, schießen die Autos dahin, knattern die Motorräder! An diesem stillen Winkel scheint die Zeit mit ihrem sinnlosen Hasten und Jagen spurlos vorüberzugehen. In köstlicher Frische, verträumt liegt er da, als dächte er vergangener Zeiten, da die Welt ein anderes Gesicht trug als heute, da noch Beschaulichkeit und gemächliche Ruhe herrschten. Träumend schaue ich in die Zweige der uralten, wunderbaren Linde, die sich über dem rauschenden Wasser ausbreiten. Geheimnisvoll flüstern und raunen sie von längst entschwundenen Tagen. Viel hat die alte Linde geschaut und erlebt im Wechsel der Zeiten, und immer rauschte das Wasser unermüdlich herab, bis es in dem kleinen Bächlein Ruhe fand, über dessen unergründlich grün schimmerndem Wasser Erlen und Pappeln schützend ihre Zweige neigen. Sinnend blicke ich hinein in das schäumende Silber des Wassers. Grün bemoost schimmern die Steine! Ein einsamer Haselnußstrauch, in dessen Zweigen ein Vöglein sein leises Abendliedchen singt, steht mir gegenüber hart am Rande des Wasserfalles; auch er träumt in den Abend hinein. Jetzt kommen langsam über die sanft ansteigende grüne Höhe ein paar Kühe näher, bleiben stehen und glotzen mit großen dummen Augen fragend zu mir herüber. Wir

sehen uns eine Weile stumm in die Augen, bis es ihnen wohl klar geworden ist, daß ich ebenso harmlos bin wie sie. Golden leuchtet die scheidende Sonne und taucht alles in ein zauberhaftes, warmes Licht. Ich träume weiter. Einst waren Linde und Wasserfall Mittelpunkt eines herrlichen alten Parkes, in dessen verschlungenen Wegen helle Stimmen und Kinderlachen erklangen. Glückliche Tage sahen die alte Linde und der Wasserfall. Ueber den Bach, in dessen klarem Wasser muntere Forellen hin und her huschten, sprangen weiße, zierliche Brücken, die sich lustig im Wasser spiegelten. Vergißmeinnicht und Sumpfdotterblumen, Gräser und Kräuter schmückten die Ufer. Um den Baumstamm der Linde lief eine weiße Bank. Welch seliges Sonnenglück erlebten Linde und Wasserfall! Schluchzend erklang in den warmen Mainächten das Lied der Nachtigall im Gebüsch, und der silberne Mond lugte geheimnisvoll durch die zitternden Blätter der hohen Pappeln, die wie Wächter am Flusse aufragten. — Doch ich will nicht ausplaudern, was mir die alte Linde anvertraute und der Wasserfall zuflüsterte. Komm' selbst, lieber Leser, und laß dich einspinnen von dem Zauber dieses köstlichen Winkels.

Es rauscht der Wasserfall,
Rauscht ohne Ruh,
Flüstert mit leisem Schall
Dir Märchen zu.

Die Linde neigt sich leis'
Und streuet süßen Duft;
Und Abendfrieden weht
In lauer Sommerluft.

Etwas vom Pelzwerk und von der Zucht der Edelpelztiere.

Von H. Belling, Berlin-Pankow.

Unter Pelzwerk versteht man Tierhäute, die mit langen, dichten und weichen Haaren oder Daunen bedeckt sind und, leicht gegerbt oder sonst zugerichtet, zur Kleidung, zu Teppichen, zu Wandbekleidungen usw. gebraucht werden. Die Häute stammen mit wenigen Ausnahmen von Säugetieren, unter denen wieder die Raub- und Nagetiere die meisten und zugleich die schönsten und kostbarsten Pelze liefern. Die Benutzung der Felle und Pelze ist uralt. Erzählt doch schon die Bibel, daß nach dem Sündenfall die Schürzen aus Feigenblättern, die das erste Menschenpaar sich gefertigt hatte, alsbald abgelegt wurden; denn Gott, der Herr, machte Adam und Eva Röcke von Fellen und zog sie ihnen an. Die Fürsten und Vornehmen der Meder und Perser, die Großen anderer Völker des Altertums, so wird berichtet, trugen vielfach Pelzbesatz an ihren Gewändern. Die alten Germanen, denen die Römer die Bezeichnung „Bepelzte Männer" beigelegt hatten, verwendeten Tierhäute zur Kleidung, wohl auch aus dem Grunde, damit dem Manne ein kriegerischeres und wilderes Aussehen gegeben wurde.

Als die wichtigsten Edelpelztiere sind, um nur einige zu nennen, aufzuführen: Der Rotfuchs, die nordamerikanischen Füchse, nämlich der Schwarzfuchs, der Silberfuchs und der Kreuzfuchs, dann die Polarfüchse, d. s. der Weißfuchs und der Blaufuchs, ferner der Nerz, der sibirische und der nordamerikanische Zobel, der Silberdachs, der Iltis, das Wiesel, das Hermelin, der Edel- und der Steinmarder, der nordamerikanische Sumpfmarder, der Fischotter, der Waschbär, das Stinktier, dessen Pelz unter dem Namen „Skunks" bekannt ist, die Zibethkatze, der Biber, der Sumpfbiber, nach seinem Pelze Nutria genannt, die Bisamratte, das Eichhörnchen, der Hamster, das Chinchilla, das amerikanische Opossum, der Maulwurf, das Karakulschaf, das Kaninchen, die Hauskatze. Der Wert des Pelzwerks wird neben seiner Güte, Schönheit und Leichtigkeit von örtlichen Verhältnissen bestimmt. Es bildet den Gegenstand eines schwunghaften Handels, des Pelzhandels, der auch Rauchwarenhandel genannt wird. In der Erzeugung von Pelzwerk stehen Rußland, besonders Sibirien, und Nordamerika, namentlich Kanada und Alaska, obenan. Bedeutend für den Pelzhandel der Welt sind die Messen von Nischnij-Nowgorod und Irbit, ferner Astrachan und Kiachta und als feste Plätze Petersburg und Moskau, sodann die Pelzauktionen in London und Kopenhagen, wie die Handelsstätten Berlin, Wien und Budapest. Der Hauptweltmarkt für Pelzwerk aber ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts die Welt-Messestadt Leipzig, die jährlich zur Oster- und Michaelismesse von etwa 4000 Rauchwarenhändlern aller Nationen besucht wird. Diese Händler sind meist Käufer und Verkäufer zugleich. Es war folgerichtig, daß an dem Mittelpunkte des Pelzhandels und der Pelzveredlungsindustrie Leipzig im Sommer 1930 die Internationale Pelz- und Jagdausstellung, die Ipa, eine der

schönsten und lehrreichsten Ausstellungen, abgehalten wurde. Unendlich viel Material war dort zusammengetragen worden. Auch Berlin kann sich rühmen, im vorigen Jahre eine sehenswerte Pelztierschau gehabt zu haben. Diese Schau, die Erste Allgemeine Deutsche Edelpelztier-Ausstellung, war ein Unternehmen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und wurde in den Ausstellungsräumen am Kaiserdamm in den Tagen vom 29. November bis 1. Dezember 1930 abgehalten. 42 Züchter von Edelpelztieren waren in Wettbewerb getreten. Ausgesucht schöne Tiere waren es, die dem Beschauer hier vorgeführt wurden. Und das Wichtigste und Interessanteste an dieser Schau war, daß alle die prächtigen Geschöpfe, die man in unmittelbarer Nähe vor sich sah, mit Sorge und Fleiß, mit Liebe und Sachkenntnis in deutschen Edeltierfarmen gezüchtet worden waren.

Der Bedarf an Pelztieren hat im Laufe der Zeit eine gewaltige Ausdehnung angenommen, dergestalt, daß er aus den Beständen der in freier Wildbahn lebenden Pelztiere nicht mehr gedeckt werden kann. Der Mangel an Material ist zum nicht geringsten Teil in dem Fortschreiten der Kultur begründet, das ein Seltenerwerden der Pelztiere zur Folge hat. Wälder werden ausgerottet, Oedländereien urbar gemacht, Schlupfwinkel beseitigt und dadurch die Tiere in ihren Daseinsbedingungen beunruhigt, und aus ihren alten Heimstätten verdrängt. Sie nehmen an Zahl ab; ihre Felle kommen seltener als früher auf den Markt. Angebot und Nachfrage bestimmen auch hier den Preis, der mit seinem Ansteigen den Pelzjäger zu desto eifrigerem Nachstellen des Wildes anreizt. Dadurch aber erhält der Wildstand immer größere Lücken. Wenngleich nun auch die Felle einiger Haustiere (Schafe, Ziegen, Kaninchen, Katzen, Kälber, Fohlen) „veredelt" und zu Pelzwerk verarbeitet werden, so reicht doch der damit geschaffene Zugang für den Bedarf der Pelzindustrie nicht aus. Ueberdies bleibt eine Nachahmung stets eine solche und wird einen echten Pelz nie ersetzen. Um dem Mangel zu steuern, wurden vor 30 bis 40 Jahren Versuche gemacht, Edelpelztiere zu züchten, und zwar unabhängig voneinander in Rußland und in Kanada. Während man in Rußland befriedigende Ergebnisse nicht erzielen konnte, waren in Amerika den Versuchen gute Erfolge beschieden. Hier auf der im südwestlichen Teile des St. Lorenz-Golfes gelegenen, zur Dominion Kanada gehörigen Prince Edwards-Insel, wo man zunächst sich begnügte, eingefangene Tiere bis dahin zu pflegen, daß ihr Pelz höheren Ansprüchen genügte, sind die Anfänge der eigentlichen Zucht zu suchen. Der kanadische Farmer Dalton war der erste, dem es im Jahre 1894 gelang, Silberfüchse in der Gefangenschaft kopulieren zu lassen und die Jungtiere aufzuziehen. Die Preise für Zuchttiere stiegen ins Unermeßliche. 35 000 Dollar, d. s. 147 000 Mark, wurden für ein Zuchtpaar gefordert und bezahlt. Für Felle mußten bis 2700 Dollar, d. s. 11 340 Mark, entrichtet werden. Zur Freude der Züchter ergab sich aber, daß die Felle der gezüchteten und unter besten Bedingungen lebenden Tiere weit besser und schöner waren als die der Tiere aus der Freiheit.

Dem Unwesen der Preiswucherung und der sonst zutage getretenen, abwegigen Entwicklung des Zuchtwesens trat die kanadische Regierung tatkräftig entgegen. Sie übernahm die Aufsicht über den neuen Berufszweig und ließ nach Ausscheiden von minderwertigem Material die Tiere registrieren und bewerten.

Welchen Aufschwung die Pelztierzucht in Kanada, dem Lande, das noch heute an der Spitze der Pelzwerk erzeugenden Länder steht, und in einigen anderen Staaten genommen hat, mögen folgende Zahlen dartun. Ende 1923 bestanden in Kanada 1227, Ende 1928 schon 4371 Farmen. Gezüchtet wurden im Jahre 1926 u. a. 57 961 Silberfüchse usw., insgesamt 67 777 Pelztiere. Eine ähnliche Entwicklung ließ sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bemerken. In Rußland bildeten Weltkrieg und Umsturz Hemmnisse für die Pelztierzucht. Vor dem Kriege waren 20 Farmen besetzt; gegenwärtig sind es 10. Die größte Zuchtanstalt ist die Erste Moskauer Zoofarm, deren Leiter ein deutscher Zoologe ist. Noch vor dem Weltkriege hatte Norwegen, das besonders gute Vorbedingungen für die Pelztierzucht und eine günstige Lage zum Weltmarkt hat, mit der Zucht begonnen. Gezogen wurden im Jahre 1929 35 000 Silberfüchse, 3000 Blaufüchse, 1000 Rot- und Kreuzfüchse. Auf Spitzbergen waren außerdem Pelzseehunde und Moschusochsen angesiedelt worden. Die Zucht Norwegens dürfte heute derjenigen Kanadas an Bedeutung gleichkommen. In Deutschland, wo der Zucht die klimatischen Verhältnisse nicht entgegenstehen und genügend preiswerte Nahrung vorhanden ist, wurde auf Anregung des Münchener Professors Demoll die erste deutsche Silberfuchsfarm im Jahre 1921 im Allgäu errichtet. Die Zuchttiere stammen aus Kanada. Anfangs hatte man mit Schwierigkeiten bei

der Aufzucht zu kämpfen; dann aber ging es mit Riesenschritten vorwärts. Zu Beginn des Jahres 1930 zählte man in Deutschland, neben Farmen mit fast allen anderen Pelztieren, 330 Silberfuchsfarmen, 150 Nerzfarmen, 25 Marderfarmen, 50 Karakulzuchtanstalten und etwa 12 Nutriafarmen. Bayern ist mit Zuchtanstalten dicht besetzt; dann folgen die Küstengebiete. Die Mündungen der Elbe und der Weser werden, da dort die Seefische als Futter frisch und billig zu haben sind, von den Farmen vorteilhaft ausgenützt. Im Inland bestehen Zuchtanstalten in Ostpreußen, Schlesien, in Hessen, in der Pfalz, im Harz, in Thüringen, Baden usw. In der Mark Brandenburg werden Zuchtanstalten in Berlin-Britz, Berlin-Borgsdorf, Berlin-Vogelsdorf und Berlin-Wittenau unterhalten.

Eine weitere Farm für Edelpelztiere soll in Lichtenberg (Mark), Eisenbahnstation Löwenberg (Mark) bestehen.

Das Zuchtergebnis für Deutschland im Jahre 1929 waren u. a. 10 000 Silberfüchse, 5000 Nerze, 400 Karakulschafe. Deutschland steht mit seiner Edelpelztierzucht an 3. Stelle hinter Kanada und Norwegen. Seine Erfolge reizte andere europäische Länder zur Nachahmung an, die indessen in ihrer Gesamtheit höchstens den Stand von Deutschland erreichten.

Als Tierarten, die für die Edelpelztierzucht hauptsächlich in Frage kommen, sind zu nennen: das Karakulschaf, das Edelkaninchen, die Katze, der Silberfuchs, der Kreuzfuchs, der Weißfuchs, der Blaufuchs, der Nerz, der Baummarder, der Steinmarder, der Fischermarder, der Fichtenmarder, der Zobel, der Iltis, das Wiesel, das Hermelin, der Otter, der Biber, der Sumpfbiber, die Bisamratte, der Waschbär, das Stinktier, der Silberdachs, das amerikanische Opossum, das Chinchilla, der Maulwurf, das Eichhörnchen, der Hamster.

Das Karakulschaf (bucharisches Schaf), dessen junge Lämmer den kostbaren Persianerpelz liefern, trägt seinen Namen von der Stadt Karakul in der Bucharei (Zentralasien). Seine Zucht ist sehr alt, und es verlautete, daß man die wertvollen Felle nur in Zentralasien gewinnen könne. Das trifft jedoch nicht zu. Die Zucht wird auch in Südrußland (Krim), in den Kaukasusländern, auf dem Balkan, in Oesterreich, Deutschland und in anderen Ländern durchgeführt. Halle a. d. Saale ist der Sitz der Vereinigung Deutscher Karakulzüchter. Dort wird auch die größte Herde reinblütiger Karakulschafe unterhalten (Vollblutkarakuls). Tiere, die durch Kreuzung von Vollblütern und Schafen anderer Arten entstanden sind, bezeichnet man als „Landkarakuls"; sie liefern zwar meist gute Fellchen, sind aber züchterisch mit Vorsicht zu verwenden. Der Preis eines reinblütigen Tieres stellt sich auf etwa 1500 Mark. Man tötet die Lämmer lediglich ihres Vlieses wegen; schon wenige Tage nach der Geburt müssen sie ihr Leben lassen.

Das Edelkaninchen ist hart und widerstandsfähig. Es wird gefüttert und gehalten wie jedes andere Kaninchen.

Die Zucht der Katze ist bekannt. Sie wird besonders in Holland betrieben.

Der Silberfuchs ist das edelste und wertvollste, wie für die Farmer wichtigste Pelztier. Seine Zucht hat sich bislang am besten bewährt. Der Leser, der noch keinen echten Silberfuchs gesehen hat, darf nicht glauben, daß dessen Balg durchweg silberglänzende Haare trägt oder silberscheinende Grannen auf schwarzem Grunde zeigt. Nein; das Haar ist von der Wurzel aus schwarz, dann folgt ein silberner Ring, die Haarspitzen glänzen tiefschwarz, die längeren Haare silbern. Wenn man das Haar in den Händen leicht wellen läßt, funkelt es dem etwas entfernten Beobachter mit glänzendem Silberschein entgegen. Je stärker der Silberschein ist, desto wertvoller ist der Balg. Das Unterhaar ist dicht, seidenartig und schwarz. Die Spitze des kräftigen, schwarzen Schwanzes ist schön weiß. Ein Nachahmen der Silberung durch Färben ist ausgeschlossen.

Es ist eine weit verbreitete, irrtümliche Annahme, daß nur in einer größeren Höhenlage und nur bei strengerem und hartem Winter ein guter Pelz zu erreichen sei. Nach den gemachten Erfahrungen kann nur dann ein schönes Haarkleid gewonnen werden, wenn die Unterlage dafür durch eine gute Ernährung gegeben ist. Ist die Pflege vorhanden, so bedarf es nur einer Kälteperiode, die einige Tage mit einer Temperatur von wenigen Grad unter Null dauert. Eine wichtige Vorbedingung ist allerdings die vorsichtige Auswahl der Zuchttiere, ein guter Stammbaum und treffende Paarung. Der Silberfuchs wirft, wie alle Füchse, nur einmal im Jahr, und zwar meist 4 Junge. Die Paare sollen, wenn sie nicht ständig zusammenbleiben, im November in ihr dauerndes Gehege gebracht und gepaart werden. Manche Züchter ziehen polygam, d. h. ein und derselbe Rüde dient zum Decken mehrerer Fähen. Von Mitte Januar des nächsten Jahres ab kommen die Tiere in die Ranz. Jede Störung muß in dieser Zeit von ihnen fern-

gehalten werden, wenn nicht die ganze Nachzucht in Frage kommen soll. Die Tragezeit währt 51 bis 52 Tage. Erfüllt die Fähe ihre Mutterpflichten getreulich, so werden die Jungen bis 8 Wochen bei der Mutter belassen und erhalten dann eigene Gehege. Die Altfüchse bleiben 10 bis 12 Jahre lang fortpflanzungsfähig. Ein wichtiger Punkt ist die Beobachtung größter Sauberkeit; besonders sind die Tiere ungezieferfrei zu halten. Recht kostspielig stellt sich natürlich die Ernährung. Tauben und andere Vögel, Kaninchen, kleine Säugetiere, Wild, Fische, Obst, Gemüse, Brot und Milch, Kartoffeln werden gereicht, also neben Fleischkost auch Cerealien. Die Fähen erhalten in der Zeit, da sie Junge säugen, Milch. Der Silberfuchs ist gegen Krankheit zwar recht widerstandsfähig; er wird jedoch von Eingeweidewürmern stark belästigt, die ihm u. a. den Tod bringen können. Jeder gut aussehende Fuchs wird in das Zuchtbuch eingetragen und hat seinen Stammbaum, nach dem er gepaart werden kann. Im Dezember, wenn die Pelze am schönsten sind, erfolgt das große Sterben. Die zum Verkauf als Pelztiere bestimmten Füchse werden durch Chloroform betäubt und schmerzlos getötet. Noch sei bemerkt, daß für ein Zuchtpaar z. Zt. 3000 bis 6000 Mark angelegt werden müssen. Ein Fell kostet 500 bis 800 Mark. Ueber die Bauart und Abmessungen der Gehege ist zu sagen, daß sie in den einzelnen Farmen sehr verschieden sind. Für einen Rüden wird der Käfig ein Ausmaß von 3×15 Meter, für eine Fähe 5×15 Meter haben müssen.

Ich habe im Sommer 1929 die bei Benneckenstein (Oberharz) gelegene Edelpelztier-Farm besucht, wo damals Silberfüchse, Waschbären, Nerze und amerikanische Opossums gezüchtet wurden. Die Farm liegt auf einer großen Waldblöße; sie erstreckt sich auf über 100 Meter in die Länge und Breite. Um jede Beunruhigung der Tiere durch Unberufene fern zu halten, ist sie von einem 2,5 Meter hohen Bretterzaun umgeben. Handgroße Einschnitte in dem Zaun in Augenhöhe gestatten, ohne daß man die umzäunte Fläche zu betreten braucht, eine Beobachtung der Tiere. Diese sind paarweise in langen, aber schmalen Drahtkäfigen untergebracht.

Der Kreuzfuchs, ein aus Kreuzung zwischen dunklem Silberfuchs und geeignetem Rotfuchs gewonnener Bastard, zeigt bei roter Grundfarbe auf dem Rücken eine dunkle Zeichnung in Gestalt eines Kreuzes. Für die Zucht gilt dasselbe wie für den Silberfuchs.

Der Weißfuchs kommt für die Zucht in Deutschland weniger in Frage, da er als arktisches Tier viel Kälte verlangt.

Der Balg des Blaufuchses, der als eine Mutation des Weißfuchses anzusprechen ist, zeigt bräunlich-blaue Farbe. Auch dieser Fuchs verlangt die gleiche Behandlung wie der Silberfuchs.

Als neuestes Zuchttier ist der Nerz, der nordamerikanische Sumpfmarder oder Mink, anzusprechen. Er stammt in den schönsten Arten aus Alaska oder North Quebeck und hat die Gestalt und Größe eines Wiesels. In Holstein und in Ostpreußen sollen Nerze in der Freiheit vorkommen. Sofern für Zuchtzwecke nur eine kleine Fläche zur Verfügung steht, dürfte die Zucht angebracht sein, da die Nachfrage nach Nerzfellen ständig wächst. Der Nerz verlangt aufmerksame Abwartung; Fasttage müssen eingeschaltet werden, damit das Tier für die Ranz nicht zu fett ist. Das Futter besteht aus rohem Fleisch, Gemüse, Obst und gekochten Cerealien. Nüsse, Maikäfer, kleine Vögel sind beliebte Leckerbissen. Die kleinen Gehege sind einfach hergestellt und mit Schlafkasten ausgestattet. Ein Paar bringt Anfang März 3 bis 11 Junge, meist 5 zur Welt. Ein Paar Nerze kostet 1000 bis 1400 Mark; ein Fell bringt etwa 120 Mk.

Zur Zucht des Baum-, Stein-, Fischer-, Fichtenmarders, des Zobels, Iltis, Wiesels und Hermelins, die alle viel Bewegungsfreiheit beanspruchen, werden noch meistens Tiere aus der Wildnis verwendet, die oft sehr zahm werden. Die Tiere verlangen eine sehr aufmerksame Fütterung. Ein Paar Marder kostet etwa 300 Mark. Der Iltis ist als Albino unter der Bezeichnung Frettchen schon lange gezüchtet worden.

Mit der Zucht des Fischotters hat man in Deutschland begonnen.

Für die Zucht des Bibers kommt in erster Reihe der nordamerikanische Biber in Betracht. In Europa ist der Biber fast ausgestorben; in Deutschland wird er nur noch an der mittleren Elbe und an der Mulde in etwa 150 Exemplaren angetroffen. Der Preis für ein Zuchtpaar bewegt sich zwischen 2500 und 3300 Mark.

Der südamerikanische Sumpfbiber, die Nutria, wird in Deutschland als wichtiges Pelztier seit etwa 2 Jahren gezogen. Er ist ein Pflanzenfresser, der Gräser, Schilf, Wurzeln, Kohl usw. annimmt und sich meist im

Wasser aufhält. Wartung und Fütterung sind leicht und billig. Schwimmgelegenheit muß vorhanden sein. Beim Fell ist die Unterwolle von besonderer Wichtigkeit; die Farbe soll möglichst dunkel sein. Die Pelze erzielen einen Preis von 40 bis 100 Mark. Auf ein männliches Tier rechnet man 6 bis 10 Weibchen. Die Vermehrung ist eine gute, da zweimal im Jahre 4 bis 6 Junge geworfen werden.

Die Weibchen haben die Zitzen auf dem Rücken nach der Seite zu, um auch im Wasser die Jungen säugen zu können. Zuchtpaare kosten 500 bis 1000 Mark.

Die Zucht der Bisamratte ist in Deutschland nicht gestattet.

Der Waschbär, der Schupp unserer Pelzhändler, nimmt pflanzliche und tierische Kost und ist daher billig zu unterhalten. Die Zucht ist einfach. In einem luftigen Zwinger mit einer Grundfläche von mindestens 2,50 × 2,50 Meter und einer Höhe von 1,80 Meter und mehr vereinigt man 1 Männchen mit 1 bis 3 Weibchen. Im März oder April kommen die Jungen zur Welt, die nach 8 Wochen abgesetzt werden; ihre Zahl ist 2 bis 6 im Jahre. Die schwarzen Waschbären sind sehr gesucht, daher auch teurer als die grauen, von denen das Paar etwa 400 bis 500 Mark kostet. Die grauen Felle bringen bis 80 Mark das Stück.

Die Heimat des Stinktieres oder Skunkses ist Nordamerika. Die Gehege sind aus Drahtgeflecht hergestellt und mit einem Schlafkasten ausgestattet. Die Verpflegung ist einfach und billig. Man teilt einem Rüden bis zu 4 weibliche Tiere zu. Der Skunks ist ein sehr reinliches Tier. Wenn er angegriffen wird, macht er Gebrauch von seiner furchtbaren Waffe, dem Inhalt der Stinkdrüse, mit dem er den Angreifer bespritzt. In der Gefangenschaft wird dem Tiere die Drüse durch eine Operation entfernt. In Deutschland haben sich seit 1926 Zuchtanstalten aufgetan.

Auch der Silberdachs stammt aus Nordamerika. Gehege und Futterzettel wie beim Waschbären. Die Rollzeit fällt in den Herbst; 3—5 Junge kommen im darauf folgenden März oder April zur Welt. Ein Paar Zuchttiere kostet 600 Mark; der Preis für ein gutes Fell wird mit 100 bis 150 Mark berechnet.

Das amerikanische Opossum, ein Beuteltier von häßlichem Aussehen, ist in der Freiheit wegen seiner Blutgier sehr verhaßt, dagegen in der Gefangenschaft ruhig und zahm. Höchst eigenartig ist der mit schuppiger Haut bedeckte Wickelschwanz, der den Körper frei, ohne Stütze, tragen kann. Das Opossum vermehrt sich stark; die Tragezeit dauert nur vier Wochen. Die 6 Jungen sind, wenn sie geboren werden, von Erbsengröße und bleiben monatelang im Beutel der Mutter.

Das Chinchilla ist ein kleines Nagetier von der Schneegrenze der Anden. Das wunderbar feine Fell von zartgrauer Farbe wird an Duftigkeit wohl von keinem anderen Pelzwerk erreicht. In Argentinien besteht nur eine Zuchtanstalt. Strenge Gesetze zum Schutze der Tiere und gegen die Ausfuhr sind erlassen. Es ist beabsichtigt, auch in den deutschen Alpen eine Chinchillafarm anzulegen. Ein Fellchen kostete im Jahre 1929 über 250 Dollar = 1050 Mark. Da zu einem Mantel 100—140 Fellchen gehören, ist der Pelzwert eines solchen auf rund 147 000 Mark zu veranschlagen.

Maulwurf, Eichhörnchen, Hamster. Hamster kommen in der Freiheit in genügender Zahl vor; daher dürfte sich die Zucht zunächst nicht lohnen. Schwierigkeiten würden bei der Zucht, wenn vom Maulwurf, der Insektenfresser ist, abgesehen wird, kaum entstehen. Das graue, dichte Winterfellchen des sibirischen Eichhörnchens wird als Feh jährlich zu Millionen in den Handel gebracht.

Die Edelpelztierzucht ist ein neues, aufwärts treibendes Unternehmen geworden. In der Not der Gegenwart und bei dem Darniederliegen der deutschen Wirtschaft bietet sie eine vielversprechende Erwerbsmöglichkeit, ja schafft vielleicht sogar dem Einzelnen eine sichere, auskömmliche, bei sachkundiger Leitung hohen Gewinn bringende Lebenshaltung. Sie macht uns vom Auslande weniger abhängig, da sie die Einfuhr von Edelfellen vermindert und die sonst dafür aus dem Lande gehenden, nicht geringen Beträge uns für andere notwendige Zwecke verwenden läßt. Man darf sie als einen Zweig der deutschen Tierzucht ansehen, der das Gute hat, anderen Zweigen dieser Zucht nicht nachteilig zu sein. Sie kann in andere Betriebe unschwer eingeschoben werden und gibt die Möglichkeit, die Arbeitskräfte und Betriebsmittel besser auszunützen.

Diese Ausführungen drängen zu der Frage: „Wer kann züchten?" Darauf ist zu antworten, daß in erster Reihe die Besitzer großer und kleiner Liegenschaften, also vornehmlich die Landwirte, berufen sind, Züchter zu sein; dies auch aus dem Grunde, weil sie durch ihren Beruf Erfahrungen in der Zucht und Haltung von Tieren gesammelt haben. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Pelztiere, die wir bald

unter den Fleisch-, bald unter den Pflanzenfressern zu suchen haben, die bald größer, bald kleiner, bald teuer, bald billig zu haben sind, erscheinen aber auch die verschiedensten anderen Berufe in der Lage, sich mit der Zucht zu befassen. Ich denke hier an Förster, Gärtner, Baumschulenbesitzer, Geflügelzüchter, Rentner, Pensionäre und sonstige Leute, die etwas Land, Garten, Hofraum besitzen, um einige Gehege oder einzelne Käfige aufzustellen. Natürlich muß der Züchter das erforderliche Kapital und die nötige Zeit haben; aber auch Liebe zu Tieren. Geschick in der Pflege und Haltung und die nötige Sachkenntnis sind Förderer der Zucht. Es sollte niemand mit einer Zucht beginnen, der die Behandlung der Pfleglinge nicht gründlich versteht. Die Pelztierzucht ist ein Beruf, der wie jeder andere Beruf erlernt sein will und Fachkunde verlangt. Solche erwirbt man wohl durch verständiges Studium guter, einschlägiger Bücher, besser aber durch den Besuch von Fachschulen für Edelpelztierzucht, von Lehr- und Musterfarmen und durch Beratung erfahrener Fachmänner. Schon das Aufbauen der Gehege usw. verlangt Kenntnisse, ebenso der Ankauf der Zuchttiere, bei dem, wenn man den Wert der Tiere nicht beurteilen kann, es erforderlich erscheint, sich eines unabhängigen, sachkundigen Beraters zu bedienen.

Welche Tiere soll der Anfänger nun zunächst züchten? Entscheidend für die Antwort sind d r e i Punkte, nämlich die aufzubringenden Geldmittel, der verfügbare Platz und die persönliche Neigung. Der Großgrundbesitzer und der Kapitalist werden den edlen Silberfuchs und den schwarzen Waschbären vorziehen; der kleinere Landwirt und der Besitzer eines Gartens oder eines Hofraums wählt vielleicht den Waschbären, den Silberdachs oder den Nerz. Der kleine Mann, der nur einen schmalen Geldbeutel und ein Gärtchen sein eigen nennt, wird sich mit dem grauen Waschbären oder dem Edelkaninchen abfinden müssen. Ist jemand Besitzer eines Teiches, eines Baches, einer sumpfigen Wiese, eines Moores, so darf er die Nutriazucht betreiben.

Wenn wir noch die wirtschaftliche Seite der Pelztierzucht streifen wollen, so muß leider gesagt werden, daß eine unbedingt sichere Vorausberechnung, wie sie der Kaufmann gewöhnlich aufstellt, bei dieser Zucht nicht möglich ist, weil alle einzusetzenden Zahlen schwanken. Soviel ist aber wohl richtig, daß im Betriebe größere Zuchtanlagen verhältnismäßig größeren Gewinn abwerfen als kleinere.

Auch für die Veranschlagung der Kosten der ersten Anlage einer Zuchtanstalt lassen sich allgemein gültige Anhaltspunkte nicht geben, da die Verhältnisse in den einzelnen Gegenden zu sehr voneinander abweichen. Zu berücksichtigen werden sein der Umfang des Betriebes der Farm, die Art des Materials, aus dem die Baulichkeiten und Gehege hergestellt werden sollen, die Preise der Tiergattungen, die man züchten will, usw. Die erste Farmanlage kann einfach gehalten werden, um lieber mehr Geld für wertvollere Tiere anlegen zu können.

Für den Zusammenschluß der Züchter gibt es in Deutschland vier ältere und größere Pelztierzüchter-Vereinigungen, die zu jeder einschlägigen Beratung und Wahrung der Belange ihrer Mitglieder bereit sind, nämlich:

Die „Deutsche Pelztierzüchter-Vereinigung e. V." (D.P.V.) in München; die „Vereinigung Ostdeutscher Edelpelztierzüchter e. V." in Allenstein; der „Westdeutsche Verband für Pelztierzucht", Köln; der „Reichsverband Deutscher Pelztierzüchter", Leipzig. Die Tätigkeit der im Jahre 1926 gegründeten Reichs-Zentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung (R.Z.) in Leipzig erstreckt sich auf das Gesamtgebiet der Pelztierforschung.

Möge die deutsche Edelpelztierzucht, die ungeachtet der kurzen Zeit ihres Bestehens so erfreuliche Fortschritte gemacht hat, sich weiter günstig entwickeln und zu einem beachtenswerten Faktor in der Gesamtvolkswirtschaft unseres verarmten Vaterlandes auswachsen!

Die erste Schwalbe / Von Gustav Metscher.

Die erste Schwalbe
Blitzt durch den Morgen;
Sie hält unter den Flügeln
Den Sommer verborgen.

Sie hat ihren Schnabel
An der Sonne gewetzt
Und froh ihre Kehle
Mit Halmtau genetzt.

Wie Goldschaum liegt
Auf den schmalen Schwingen
Des nahenden Sommers
Fernfeines Singen.

Verzeichnis der Märkte für das Jahr 1932.

Fk	heißt Ferkelmarkt.	Ham	heißt Hammelmarkt.	P	heißt Pferdemarkt.	Schlv	heißt Schlachtviehm.
Fl	„ Flachsmarkt.	J	„ Jahrmarkt.	R	„ Roßmarkt.	Schw	„ Schweinemarkt
Fettv	„ Fettviehmarkt.	K	„ Krammarkt.	Rdv	„ Rindviehmarkt.	V	„ Viehmarkt.
Gefl	„ Eeflügelmarkt.	L	„ Leinwandmarkt.	Schf	„ Schafmarkt.	Z	„ Ziegenmarkt.

Die eingeklammerte Zahl hinter dem Datum der Märkte gibt die Zahl der Markttage an. Die Zahl vor dem Strich bedeutet den Tag, die Zahl hinter dem Strich bedeutet den Monat, also z. B.: 3 4. = 3. April.

Provinz Brandenburg.

Regierungsbezirk Potsdam.

Alt Landsberg. K: 17/3. 16/6. 20/10. **Angermünde.** K: 20/10. **Baruth.** K: 7/3. 9/5. 11/7. 12/9. 14/11. Weihn: 12/12. RdvPSchw: 30/1. 5/3. 2/4. 7/5. 4/6. 9/7. 6/8. 10/9. 8/10. 12/11. **Beelitz.** KJugendm: 3/5. 25/10. KPSchw: 10/12. Schw: 2/1 30/1. 2/4. 4/6. 18/6. 2/7. 6/8. 24/9. 8/10. 5/11. 3/12. P-Schw: 16/1. 13/2. 27/2. 12/3. 16/4. 30/4. 14/5. 23/7. 27/8. 10/9. 22/10. 19/11. **Beeskow.** K: 18/3. 28/10. Schw: 7/1. 28/1. 11/2. 25/2. 31/3. 2/6. 16/6. 7/7. 28/7. 8/9. 22/9. 6/10. 10/11. 24/11. V: 17/3. 14/4. 12/5. 18/8. 27/10. 15/12. **Belzig.** KFk: 8/2. 20/6. 10/10. KRdvPFk: 17/3. 25/8. 31/10. WeihnFk: 20/12. PFk: 6/1. 29/2. 13/4. 13/7. 23/11. Fk: 20/1. 17/2. 31/3. 27/4. 11/5. 8/6. 29/6. 27/7. 10/8. 7/9. 21/9. 5/10. 9/11. 7/12. PFohlFk: 26/5. **Berlin.** Weihn: 11/12. b. 27/12. in den Verwalt.-Bez. 1-6. Schlachtviehmarkt) Rindvieh, Kälber, Schafe, Schweine) Dienstags und Freitags auf dem Zentralviehhof. Fleischgroßmarkt (Frischfleisch aller Art außer Pferdefleisch) werktags vorm. auf dem städtischen Fleischgroßmarkt an der Landsberger Allee, Heu- und Strohmarkt Dienstags, Mittwochs, Freitags u. Sonnabends. **Berlin-Charlottenburg.** K: 5/4. 5/7. 4/10. P: 12/1. 26/1. 9/2. 23/2. 8/3. 22/3. 12/4. 26/4. 10/5. 24/5. 14/6. 28/6. 12/7. 26/7. 9/8. 23/8. 13/9. 27/9. 11/10. 25/10. 8/11. 22/11. 13/12. 27/12. Pferdemärkte Sommer 8-18 Uhr, Winter 8-16 Uhr. Jahrmärkte 8-19 Uhr. **Berlin-Cöpenick.** K: 14/3. 8/8. 17/10. 5/12. Jahrmärkte 8—19 Uhr. Wochenmärkte Dienstags und Freitags vorm. (Sommer 7—12 Uhr, Winter 8—12 Uhr). **Berlin-Spandau.** Wochenmärkte Dienstags und Freitags vorm. (Sommer 6½—13 Uhr) auf dem Lutherplatz, Mittwochs u. Sonnabends vorm. (Sommer 6½ bis 13 Uhr) in der Altstadt. **Berlin-Weißensee.** P: 5/1. 19/1. 2/2. 16/2. 1/3. 15/3. 5/4. 19/4. 3/5. 17/5. 7/6. 21/6. 5/7. 19/7. 2/8. 16/8. 6/9. 20/9. 4/10. 18/10. 1/11. 15/11. 6/12. 20/12. **Bernau.** J: 2/3. 1/6. 7/9. 2/11. **Boitzenburg** K: 15/3. 4/10. **Brandenburg (Havel).** KP: 10/3. 16/6. 13/10. 10/11. P: 18/2. 4/8. **Brück i. Mark.** KSchw: 9/12. WeihnSchw: 16/12. Schw: 8/1. 15/1. 22/1. 29/1. 5/2. 12/2. 19/2. 26/2. 4/3. 11/3. 18/3. 24/3. 1/4. 8/4. 15/4. 22/4. 29/4. 6/5. 13/5. 20/5. 27/5. 3/6. 10/6. 17/6. 24/6. 1/7. 8/7. 15/7. 22/7. 29/7. 5/8. 12/8. 19/8. 26/8. 2/9. 9/9. 16/9. 23/9. 30/9. 7/10. 14/10. 21/10. 28/10. 4/11. 11/11. 18/11. 25/11. 2/12. 23/12. 30/12. **Brüssow.** KVV: 8/3. 22/6. 23/11. **Dahme.** K: 22/6. 26/10. Christm: 19/12. RdvPSchw: 19/1. 16/2. 19/4. 24/5. 21/6. 23/8. 20/9. 25/10. 15/11. 13/12. Schw: 22/3. 19/7. Sämtl. Viehmärkte dauern nur ½ Tag und finden vorm. statt. **Dallmin.** KFk: 18/5. 19/10. Fk: 20/1. 17/2. 16/3. 20/4. 15/6. 20/7. 17/8. 21/9. 23/11. 21/12. **Bad Freienwalde an der Oder.** K: 16/3. 13/7. 5/10. **Freyenstein.** Fk: 6., 13., 20. u. 27/1. 3., 10., 17. u. 24/2. 2., 9., 16., 23. u. 30/3. 6., 13., 20. u. 27/4. 4., 11., 18. u. 25/5. 1., 8., 15., 22. u. 29/6. 6., 13., 20. u. 27/7. 3., 10., 17., 24. u. 31/8. 7., 14., 21. u. 28/9. 5., 12., 19. u. 26/10. 2., 9., 23. u. 30/11. 7., 14., 21. u. 28/12. Alle Märkte nur vorm. **Friesack i. M.** KRdvPSchw: 5/2. 6/5. 5/8. 4/11. **Fürstenwerder.** K: 12/10. **Gerswalde (Uckermark).** J: 10/5. **Glöwen.** Fk: 20/1. 24/2. 23/3. 20/4. 25/5. 22/6. 20/7. 24/8. 21/9. 26/10. 23/11. 21/12. **Golzow.** KFk: 4/5. 26/10. WeihnFk: 14/12. Fk: 13/1. 27/1. 10/2. 24/2. 8/3. 23/3. 6/4. 19/4. 18/5. 1/6. 15/6. 6/7. 20/7. 3., 17. u. 31/8. 14/9. 28/9. 12/10. 8/11. 22/11. 28/12. **Gramzow.** J: 11/6. **Gransee.** KRdvP: 18/3. 18/10. K: 6/12. **Greiffenberg (Uckermark).** K: 20/10. **Havelberg.** Fk: 6/1. 3/2. 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 3/8. 22/9. 5/10. 2/11. 7/12. PSchw: 21/1. 18/2. 17/3. 21/4. 19/5. 16/6. 21/7. 18/8. 20/10. 24/11. 22/12. VPFohl: 6/9. **Jüterbog.** K: 25/6. 5/11. Wochenschw: 6/1. 10/2. 2/4. 10/8. 7/9. 12/10. 23/11 VP: 21/1. 10/3. 14/4. 11/5. 2/6. 23/6. 7/7. 25/8. 22/9. 3/11. 15/12. **Königs-Wusterhausen.** K: 11/3. 20/10. RdvSchw: 10/3. 19/10. **Khritz.** KRdvPSchw: 14/1. 18/3. 19/5. 14/7. 19/8. 14/10. RdvPSchw: 15/12. Schw: 11/2. 14/4. 17/6. 15/9. 15/11. **Lehnin.** KFk: 4/5. 5/10. **Lenzen a. Elbe.** KRdvPSchw: 3/5. 16/12. K: 19/10. RdvPSchw: 18/10. Füll: 26/8. Außerdem jeden Dienstag Fk. **Liebenwalde.** K: 3/3. 2/6. 6/10. **Luckenwalde.** KSchw: 4/2. 14/4. 22/9. 10/11. Weihn Schw: 8/12. PSchw: 24/2. 23/3. 4/5. 1/6. 27/7. 31/8. 26/10. 30/11. Schw: 30/6 Pferde- und Schweinemarkt nur vormittags. **Lychen.** KRdvPSchw: 8/3. 21/6. 8/11. **Mehenburg (Brignitz).** Jeden Montag mit Ausnahme des Oster-, Pfingst- und Weihnachtsmontags Fk. **Mittenwalde.** K: 16/3. 11/5. 17/8. 12/10. 7/12. RdvPSchw: 9/2. 15/3. 12/4. 10/5. 14/6. 12/7. 16/8. 13/9. 11/10. 8/11. 6/12. **Neuruppin.** RdvPSchw: 13/1. 17/2. 6/4. 25/5. 8/6. 6/7. 3/8. 28/9. 12/10. 9/11. 7/12. RdvPSchwSaat: 16/3. **Neustadt a. Dosse.** K: 20/5. 14/10. **Niemegk.** KSchw: 14/3. 2/5. 4/7. 24/10. 12/12. Schw: 11/1. 25/1. 1/2. 15/2. 29/2. 4/4. 18/4. 23/5. 6/6. 20/6. 18/7. 8/8. 22/8. 5/9. 19/9. 3/10. 7/11. 21/11. 19/12. **Oderberg i. Mark.** K: 1/3. 21/6. 6/9. 8/11. **Oranienburg.** J: 15/3. 21/6. 27/9. 15/11. **Perleberg.** WRdvPSchw: 22/2. 31/3. 26/5. 25/8. 20/10. 15/12. Außerdem jeden Sonnabend SchwFk. **Plaue a. Havel.** K: 12/5. 13/10. **Potsdam.** J: 10/3. 23/6. 25/8. 13/10. 24/11. **Pritzerbe.** K: 11/5. 5/10. **Pritzwalk** RdvPSchw: 10/3. 28/4. 23/6. 25/8. 6/10., 10/11. Außerdem jeden Sonnabend Fk. **Putlitz.** K: 8/10. Schw: 3/3. 7/4. 6/5. 2/6. 7/7. 4/8. 8/9. 7/10. 3/11. Schweinem. nur vorm. Außerdem jed Sonnabend, falls dieser auf einen Feiertag fällt, am vorhergehenden Werktage Fk. **Rathenow.** K: 9/6. 6/10. RdvPSchwFk: 8/6. 5/10. **Rheinsberg (Mark).** K: 17/3. 23/6. 3/11. **Rhinow.** RdvPSchw: 13/4. 14/9. 9/11. **Saarmund.** J: 11/2. 1/12. **Schwedt a. O.** KRdvPSchwZ: 5/4. 28/6. 25/10. RdvPSchwZ: 22/2. 15/3. 15/11. **Storkow.** K: 14/7. 15/12. RdvPSchw: 9/3. 13/4. 12/5. 15/6. 13/7 10/8. 14/9. 12/10. 9/11. 14/12. **Templin.** K: 3/3. 10/11. **Teupitz.** KRdvPSchw: 1/3. 2/5. 2/8. 1/12. RdvPSchw: 1/6. 26/10. **Trebbin.** K: 25/1. 21/3. 23/5. 15/8. 17/10. 19/12. VPSchw: 23/1. 20/2. 19/3. 23/4. 21/5. 25/6. 16/7. 13/8. 17/9. 15/10. 12/11. 17/12. **Treuenbrietzen.** KPFk: 9/3. 20/4. 24/8. 19/10. 21/12. Fk: 8/1. 22/1. 5/2. 19/2. 18/3. 8/4. 6/5. 20/5. 3/6. 17/6. 8/7. 22/7. 5/8. 19/8. 2/9. 16/9. 7/10. 4/11. 18/11. 2/12. 16/12. **Wendisch Buchholz.** KV: 12/3. 3/5. 30/8. 29/10. 10/12. V: 2/7. **Werder a. H.** Keine Märkte. **Wiesenburg.** Fk: 14/1. 28/1. 25/2. 10/3. 22/3. 7/4. 21/4. 3/5. 19/5. 2/6. 16/6. 7/7. 21/7. 4/8. 18/8. 1/9. 15/9. 13/10. 27/10. 17/11. 1/12. 15/12. **Wilsnack.** Schw: 5/1. 16/2. 15/3. 12/4. 10/5. 7/6. 5/7. 9/8. 13/9. 11/10. 8/11. 6/12. **Wittenberge.** (Bez. Potsdam). RdvSchw: 6/1. 20/1. 3/2. 17/2. 2., 16. u. 31/3. 13/4. 27/4. 11/5. 25/5. 8/6. 22/6. 6/7. 20/7. 3.,

17. u. 31/8. 14/9. 28/9. 12/10. 26/10. 9/11. 23/11. 7/12. 14/12. **Wittstock.** Schw: 2., 9., 16., 23. u. 30/1., 6., 13., 20. u. 27/2., 5., 12., 19. u. 26/3., 2., 9., 16., 23. u. 30/4., 7., 14., 21. u. 28/5., 4., 11., 18. u. 25/6., 2., 9., 16., 23. u. 30/7., 6., 13., 20. u. 27/8., 3., 10., 17. u. 24/9., 1., 8., 15., 22. u. 29/10., 5., 12., 19. u. 26/11., 3., 10., 17., 24. u. 31/12. RdvPSchw: 2/2. 1/3. 3/5. 6/9. 4/10. 22/11. **Wriezen.** K: 2/3. 15/6. 12/10. **Zechlin,** Flecken. Jeden Freitag Fk. Wenn Feiertag, am Werktag vorher. **Zehdenick.** K: 2/3. 16/6. 6/10. 18/11. **Zossen.** K: 9/6. 10/11. 15/12. RdvPSchw: 3/2. 2/3. 6/4. 4/5. 8/6. 6/7. 3/8. 7/9. 5/10. 9/11. 14/12.

Regierungsbezirk Frankfurt.

AltDöbern. K: 11/3. 27/5. 26/8. 28/10. 9/12. RdvPSchw. 2/2. 2/4. 24/5. 23/8. 18/10. Viehmärkte nur vormittags. **Alt Karbe.** KVFk: 7/3. 23/5. 29/8. 19/12. VFk: 11/1. 25/1. 8/2. 22/2. 21/3. 4/4. 18/4. 2/5. 6/6. 20/6 4/7. 18/7. 1/8. 15/8. 12/9. 26/9. 10/10. 24/10. 7/11. 21/11. 5/12. Vieh- und Ferkelmärkte nur vormittags. **Alt Lipke.** KV: 3/5. 18/10. **Alt Reetz.** Rdv: 18/8. **Arnswalde.** K: 17/3. 15/12. **Bärwalde (Neumark).** K: 16/3. 6/7. 9/11. **Beitzsch.** K: 10/10. **Berlinchen.** K: 16/3. 19/10. **Bernstein.** K: 27/5. 4/11. **Bobersberg.** KRdvPSchw: 2/3. 6/4. 8/6. 20/7. 17/8. 28/9. 26/10. 14/11. **Burg (Dorf).** KRdvSchw: 25/3. 5/8. 14/10. RdvSchw: 27/5. Weihn: 6/12. **Calau.** K: 8/2 (2). 21/3. 2/5 (2). 4/7. 12/9 (2). 12/12. Schw: 8/1. 5/2. 18/3. 29/4. 1/7. 5/8. 9/9. 7/10. 25/11. RdvP: 9/1. 6/2. 19/3. 30/4. 2/7. 6/8. 10/9. 8/10. 26/11. Die Märkte am 21/3. u. 12/12. sind sogen. guter Montag und dürfen nur die Handelsleute aus Calau, Sonnewalde, Vetschau, Drebkau, Lübbenau, Luckau und Lübben hierzu erscheinen. **Christianstadt a. Bober.** K: 21/12. KVP: 8/10. VP: 12/3. 18/6. 20/8. Die Viehmärkte dauern von 8—12 Uhr. **Cottbus.** K: 3/4 4/9 (je 4). Schw: 7., 21. u. 28/1., 11., 18. und 25/2., 10., 17., 24. und 31/3., 7., 14., 21. u. 28/4., 4., 12. u. 19/5., 2., 9., 16. u. 30/6., 7., 14. u. 28/7., 4., 11. u. 25/8., 1., 8., 15., 22. u. 29/9., 13., 20. u. 27/10., 10., 17. u. 24/11., 1., 15., 22. u. 29/12. GroßvPSchw: 14/1. 4/2. 3/3. 5/4. 26/5. 23/6. 21/7. 18/8. 6/10. 3/11. 8/12. Karpfen (Börse) GroßvPSchw: 6/9. Die Viehmärkte dauern im Sommer von 6—15 Uhr und im Winter von 7—14 Uhr. **Crossen a. O.** K: 16/3. 29/6. 19/10. 7/12 (je 2). RdvP: 9/2. 15/3. 12/4. 24/5. 28/6. 26/7. 23/8. 20/9. 18/10. 15/11. 6/12. Die Viehmärkte dauern ½ Tag. Außerdem jeden Donnerstag Schweine- und Geflügelmarkt. **Dobrilugk.** K: 2/3. 3/8. 5/10. Schw: 6/1. 3/2 6/4. 6/7. 2/11. 7/12. RdvPSchw: 1/3. 2/8. 4/10. RdvSchw: 3/5. 7/6. 6/9. **Weihn:** 23/12. Viehmärkte nur vorm. **Dollenchen** (Sallgast). RdvPSchw: 22/4. 2/9. **Drebkau.** K: 11/4. 27/6. 19/9. 5/12. RdvP Schw: 13/2. 12/3. 9/4. 21/5. 25/6. 23/7. 20/8. 17/9. 15/10. 12/11. **Fürstl. Drehna.** K: 24/11. KRdvSchw: 22/6. RdvSchw: 12/4. 19/10. 23/11. Die Viehmärkte finden nur vorm. statt. **Driesen.** K: 16/3. 22/6. 14/9. 14/12. RdvPSchwZ: 12/1 9/2. 15/3. 12/4. 10/5. 21/6. 12/7. 13/9. 11/10. 8/11. 13/12. RdvPFüllSchwZ: 9/8. Die Viehm. finden nur vorm. bis 13 Uhr statt. **Drossen.** K: 15/3. 26/4. 25/10. 13/12. **Finsterwalde.** K: 10/3. 12/5. 4/8. 6/10. RdvPSchw: 12/1. 9/2. 16/6. 16/8. 27/9. 8/11. RdvPSchwZ: 28/4. Schw: 3/3. 12/7. 8/12. **Weihn:** 10/12. 17/12. Viehmärkte nur vorm. Zu den Weihnachtsmärkten werden nur Händler aus den Städten Dobrilugk, Kirchhain und Sonnewalde zugelassen. **Forst (Lausitz).** KRdvPSchw: 16/2. 10/5. 11/10. K(Weihn.): 13/12. Gefl: 19/1. 1/3. RdvPSchw: 15/3. 12/7. 3/9. Außerdem jeden Sonnabend Schweinemarkt. Viehmärkte vormittags (bis 13 Uhr). **Frankfurt a. O.** Messe Böttcher-Topf: 29/2. 4/7. 17/10 (je 14). RdvPFohlSchwSchfSchlv: 6/1. 3/2. 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 3/8. 7/9. 5/10. 2/11. 7/12. Schuh: 8/3. 12/7. 25/10. Weihn: 11/12 (14). **Friedeberg N.-M.** K: 9/3. 25/5. 31/8. 2/11. RdvPSchwFk: 8/3. 5/4. 24/5. 30/8. 4/10. 1/11. **Friedland N.-L.** KV: 9/3. 24/8. **Fürstenberg a. O.** KRdvPSchw: 8/3. 21/6. 11/10. 6/12. RdvPSchw: 3/5. 16/8. Viehmärkte vorm. (bis 13 Uhr). **Fürstenfelde.** K: 4/5. 12/10. **Fürstenwalde.** K: 2/2. 2/8. 4/10. RdvPSchwSchfZGefl: 13/1. 3/2 (2). 2/3. 6/4. 4/5. 1/6. 6/7. 3/8. 14/9. 5/10. 23/11 7/12. Die Viehmärkte dauern von 8—14 Uhr. **Gassen N.-L.** KRdvPSchw: 9/2. 22/3. 10/5. 16/8. 4/10. 29/11. RdvPSchw: 14/6. Viehmärkte nur vorm. **Göritz a. O.** K: 8/3. 18/10. 6/12. **Golßen.** K: 21/3. 27/6. 17/10. KRdvPSchw: 14/12. RdvPSchw: 6/2. 19/3. 21/4. 19/5. 25/6. 23/7. 28/8. 15/9. 15/10. 10/11. Die Viehmärkte finden vorm. statt. **Groß Leuthen.** KVPSchw: 9/3. 8/6. 14/9. **Guben** K: 2/5. 12/9. 7/11 (je 2). RdvP: 16/2. 22/3. 19/4. 3/5. 14/6. 12/7. 16/8. 13/9. 11/10. 8/11. 13/12. Außerdem jeden Montag, sofern dieser nicht ein Festtag ist, Schweinemarkt. **Kirchhain N.-L.** K: 16/3. 22/6. 31/8. 19/10. Schw: 13/1. 24/2. 20/4. 18/5. 27/7. 9/11. RdvPSchw: 15/3. 21/6. 30/8. 18/10. Die Viehmärkte dauern nur ½ Tag. **Königsberg (Nm.).** K: 6/4. 2/11. **Königswalde.** K: 9/3. 10/8. 19/10. Christm: 5/12. **Kriescht.** K: 6/5. 14/10. 9/12. **Küstrin.** K: 1/3. 3/5. 4/10 (je 2). RdvPSchwFk: 5/1. 20/1. 2/2. 17/2. 1/3. 16/3. 5/4. 20/4. 3/5. 18/5. 7/6. 22/6. 5/7. 20/7. 2/8. 17/8. 6/9. 21/9. 4/10. 19/10. 1/11. 23/11. 6/12. 21/12. Viehmärkte vormittags (bis 13 Uhr). **Landsberg a. W.** K: 20/7. 19/10 (je 2). Fk: 6., 13., 20. u. 27/1., 3., 10., 17. u. 24/2., 2., 9., 16., 23. u. 30/3., 6., 13., 20. u. 27/4., 4., 11., 18. u. 25/5., 1., 8., 15., 22. u. 29/6., 6., 13., 20. u. 27/7., 3., 10., 17., 24. u. 31/8., 7., 14., 21. u. 28/9., 5., 12., 19. u. 26/10., 2., 9., 23. u. 30/11. 7., 14., 21. u. 28/12. RdvP: 8/1. 15/1. 5/2. 19/2. 4/3. 18/3. 1/4. 15/4. 6/5. 20/5. 3/6. 17/6. 1/7. 15/7. 5/8. 19/8. 2/9. 16/9. 7/10. 21/10. 4/11. 18/11. 2/12. 16/12. Die Viehmärkte finden nur vorm. statt. **Lebus.** K: 24/10. V: 2/5. **Letschin.** K: 17/3. 20/10. **Liebenau b. Schwiebus.** KRdvPSchw: 28/6. 25/10. Schw: 15/3. 13/9. **Lieberose.** KRdvSchw: 17/2. 16/3. 20/4. 29/6. 5/10. 14/2. RdvSchw: 20/1. 25/5. 27/7. 31/8. 9/11. Viehmärkte nur vorm. **Lippehne.** K: 27/10. **Luckau.** K: 3/2. 9/3. 11/5. 10/8. 12/10. 14/12. RdvPSchw: 5/1. 2/2. 8/3. 5/4. 10/5. 14/6. 5/7. 9/8. 13/9. 11/10. 1/11. 6/12. Die Märkte am 9/3. u. 14/12. sind nur für Händler aus den Städten Luckau, Calau, Drebkau, Lübben, Lübbenau und Vetschau. Viehmärkte nur vorm. **Lübben.** K: 7/3. 9/5. 26/9. 21/11 8/12. Schw: 15/1. 29/1. 12/2. 4/3. 18/3. 1/4. 22/4. 6/5. 27/5. 17/6. 8/7. 22/7. 5/8. 19/8. 2/9. 23/9. 30/9. 14/10. 28/10. 18/11. 16/12. RdvP: 16/1. 13/2. 5/3. 2/4. 7/5. 28/5. 18/6. 9/7. 20/8. 3/9. 24/9. 29/10. 19/11. 17/12. Der Krammarkt am 8/12. ist nur für Verkäufer aus Lübben, Luckau, Calau, Vetschau, Lübbenau u. Golßen. Viehmärkte nur vorm. **Lübbenau.** K: 14/3. 13/6. 15/8. 7/11. K(Weihn): 10/12. Schw: 16/2. 11/3. 10/6. 11/8. 30/9. 4/11. Rdv: 12/3. 11/6. 12/8. 5/11. Der Markt am 10/12. ist nur für Händler aus Calau, Straupitz, Lübben, Vetschau und Luckau. Die Viehmärkte sind vormittags. **Mohrin.** Die Märkte kommen vom Jahre 1932 ab in Fortfall. **Müllrose.** KRdvSchw: 12/2. 8/4. 10/6. 5/8. 7/10. 9/12. RdvSchw: 8/1. 4/3. 6/5. 8/7. 2/9. 4/11. Die Viehmärkte sind vorm. **Müncheberg.** K: 16/3. 7/12. **Neudamm.** K: 11/3. 22/6. 28/9. 18/11. **Neuwedell.** K: 16/3. 11/5. 22/6. 24/8. 12/10. 14/12. RdvPSchw: 15/3. 10/5. 21/6. 23/8. 11/10. 13/12. **Peitz.** KRdvPSchw: 8/3. 24/5. 25/10. RdvSchw: 6/1. 10/2. 13/4. 3/5. 15/6. 13/7. 16/8. 14/9. 4/10. 23/11. K(Christm.): 21/12. Die Viehmärkte sind vormittags, jedoch am 8/3 24/5. u. 25/10. den ganzen Tag. **Pförten.** KRdvPSchw: 8/3 22/6. 19/10. 14/12. Viehmärkte von 7—14 Uhr. **Reetz.** K: 11/2. 26/5. 18/8. 20/10. 15/12. RdvPSchw: 10/2. 16/3. 25/5. 17/8. 19/10. 14/12. Viehmärkte von 8—13 Uhr. **Reppen.** K: 27/4. 12/10. 7/12. **Bad Schönfließ Nm.** P: 28/1 (2). 4/3. Schön-

walde. RdvPSchw: 16/3. 4/5. 8/6. 24/8. 19/10. 23/11. Märkte nur vorm. **Schwiebus.** KRdv-PSchw: 2/3. 4/5. 31/8. 19/10. 7/12. **Seelow.** K: 10/3. 28/4. 25/8. 24/11. Weihn: 21/12. **Sellnow.** KRdv: 11/5. 9/11. **Senftenberg.** K: 14/3. 4/7. 7/11. KleinyRdvPSchwZ: 11/3. 4/5. 1/7. 3/6. 14/9. 4/11. **Soldin.** K: 13/5. 9/9 11/11. Fk: 2., 9., 16., 23. u. 30/1., 6., 13., 20. u. 27/2., 5., 12., 19. u. 26/3., 2., 9., 16., 23. u. 30/4., 7., 14., 21. u. 28/5., 4., 11., 18. u. 25/6., 2., 9., 16., 23. u. 30/7., 6., 13., 20. u. 27/8., 3., 10., 17. u. 24/9., 1., 8., 15., 22. u. 29/10., 5., 12., 19. u. 26/11., 3., 10., 17., 24. u. 31/12. RdvP: 24/2. 23/3. 12/10. 9/11. Ferkelmärkte vorm. P- u. Rdv-Märkte von 8—14 Uhr. **Sommerfeld.** K: 9/3. 27/4. 7/9. 23/11 (je 2). RdvPSchw: 9/3. 27/4. 6/7. 10/8. 7/9. 5/10. 23/11. Außerdem jeden Donnerstag vormittags Schweinemarkt. **Sonnenburg.** K: 16/3. 11/5. 17/8. 26/10 8/12. **Sonnewalde.** K: 24/2 11/5. 29/6. 28/9. 26/10. K- (Weihn.): 8/12. RdvSchw: 27/1 24/2. 30/3. 11/5. 29/6. 3/8. 28/9. 26/10. 30/11 (je ½). Die Viehmärkte sind vorm. bis 13 Uhr. **Sorau N.-L.** K: 29/6. 14/9. KRdvPSchw: 11/3. KRdvP: 28/6. 13/9. Schw: 8., 15., 22. u. 29/1., 5., 12. u. 19/2., 4/3. 18/3. 1., 8., 15., 22. u. 29/4. 13., 20. u. 27/5., 3., 10. 17. u 24/6., 1., 8., 15., 22. u. 29/7. 5., 12., 19. u. 26/8., 2., 9., 16., 23. u. 29/9., 7., 14. u. 21/10., 4., 11., 18. u. 25/11., 2., 9., 16., 23. u. 30/12. RdvPSchw: 28/10. SchwGefl: 26/2. RdvP: 23/4. 26/7. Viehm. nur vorm. **Spremberg.** K: 16/3. 11/5. 28/8 (2). 12/10. 6/12. RdvSchw: 5/1. 20/1. 2/2 17/2. 1/3. 16/3. (½) 30/3. 12/4. 27/4. 11/5. (½) 31/5. 14/6. 29/6. 12/7. 27/7. 10/8. 29/8 (½). 13/9. 28/9. 12/10. (½) 26/10. 9/11. 22/11 6/12. (½) 20/12. Die RdvSchw-Märkte nur vorm. **Starzeddel** (Feßnitz i. L.) K: 12/9. **Sternberg.** KRdvP: 4/2. 17/3. 12/5. 27/10. 15/12. RdvP: 18/8. Die RdvP-Märkte vorm. (bis 13 Uhr). **Straupitz.** KRdvPSchw: 24/2. 11/5. 12/10. 7/12. RdvPSchw. 6/4. 22/6. 3/8. **Teuplitz.** K: 30/5 (½). 29/8 (½). Die Märkte sind nachm. (von 15—22 Uhr). **Triebel** (Niederlausitz). KRdvP-Schw: 19/3. 7/5. 2/7. 1/10. 5/11. Christm: 17/12. RdvPSchw: 20/2. 13/8 **Betschau.** K: 22/2. 18/4. 29/8. 24/10. 21/12. Schw: 2/1. 22/1. 19/2. 4/3. 15/4. 20/5. 24/6. 15/7. 26/8. 16/9. 21/10. 11/11. 9/12. RdvP: 23/1. 20/2. 16/4. 16/7. 27/8. 22/10. 10/12. Der Krammarkt am 21/12. ist nur für Händler aus den Städten Calau, Drebkau, Lübben, Lübbenau und Luckau. Viehmärkte vorm. **Vietz.** KVP: 8/6. 12/10. **Woldenberg.** K: 3/2. 15/6. 7/9. 23/11. RdvPSchwZ: 2/2. 14/6. 6/9. 22/11. PFüll: 10/8. **Worfelde.** Schw: 17/3. 14/4. 19/5. 18/8. 15/9. 20/10. Alle Märkte vorm. **Zehden.** KRdvPSchw: 10/3. 13/10. 8/12. **Zellin.** K: 10/10. **Ziebingen.** KRdv: 10/3. 15/9. (Rdv-Märkte nur vorm.) **Zielenzig.** K: 16/3. 15/6. 14/9. 10/12. **Züllichau.** KRdvP: 19/1. 26/4. 5/7. 9/8. 25/10. RdvP: 19/2. 18/3. 20/5. 17/6. 16/9. 18/11. RdvP-Märkte nur vorm.

Mecklenburg-Strelitz.

Feldberg. K: 25/5. 9/11. **Friedland.** K: 11/3 (1½). 1/7 1½). 25/10 (1½). **Mirow.** K: 17/3. 28/6. 21/10. RdvPStarken: 16/3. 22/6. 20/10. **Neubrandenburg.** K: 17/2. 6/7. 19/10 (2). Mitte Mai nach näherer Bestimmung (2) Zuchtmarkt für edlere Pferde. In der Woche vor Johannis nach näherer Bestimmung Woll. ZuchtvRdv: 31/8. **Schönberg.** KRdvP: 26/4 (1½). 11/10 (1½). **Stargard.** K: 3/3. 26/4. 27/9. 23/12. RdvP: 26/9. **Strelitz.** K: 3/2. 3/5. 12/10. RdvP: 2/2. 2/5. 1/9. 11/10. **Wesenberg.** K: 1/3. 16/6. 15/11. **Woldegk.** K: 10/2 (1½). 28/6 (1½). 4/10 (1½).

Provinz Pommern.

Regierungsbezirk Stettin.

Altdamm. K: 11/11. Rdv: 4/1. 1/2. 29/2. 4/4. 9/5. 6/6. 4/7. 1/8. 5/9. 3/10. 7/11. 5/12 (je 2, doch 6/6. eintägig). P: 6/1. 3/2. 2/3. 6/4. 11/5. 8/6. 6/7. 3/8. 7/9. 5/10. 9/11. 7/12. SchwFk: 22/1. 19/2. 18/3. 22/4. 27/5. 24/6. 22/7. 19/8. 23/9. 21/10. 25/11. 23/12. RdvP: 7/6. **Anklam.** F: 7/9 (2). P: 8/3. 12/7. 13/9. L: 7/6. Rdv: 15/10. 22/10. **Bahn.** K: 4/5. 26/10. **Cammin i. Pom.** K: 4/10. 23/11. KVP: 23/3. 27/4. VP: 28/9. VPGse: 10/11. **Daber.** K: 11/3. 8/6. 20/10. 15/12. Fk: 12/1. 26/1. 9/2. 23/2. 8/3. 22/3. 12/4. 26/4. 10/5. 24/5. 14/6 28/6. 12/7. 26/7. 9/8. 23/8. 13/9. 27/9. 11/10. 25/10. 8/11. 22/11. 13/12. 27/12. Sämtl. Ferkelmärkte finden vormittags statt. **Demmin.** F: 27/10 (1½). RdvP: 22/3 14/6. 16/8. 25/10. **Fiddichow.** K: 7/4. 20/10. 1/12. **Freienwalde i. Pomm.** K: 16/3. 19/10. Fk: 4. 11. 18. u. 25/1. 1. 8. 15. 22. u. 29/2. 7. 14. 21. u. 29/3. 4. 11. 18. u. 25/4. 2. 9. 23. u. 30/5. 6. 13. 20. u. 27/6. 4. 11. 18. u. 25/7. 1. 8. 15. 22. u. 29/8. 5. 12. 19. u. 26/9. 3. 10. 17. 24. u. 31/10. 7. 14. 21. u. 28/11. 5. 12. 19. u. 27/12. Sämtl. Ferkelmärkte finden vormittags statt. **Gartz a. Oder.** K: 9/2. 24/5. 4/10. **Gollnow.** K: 9/11. KP: 20/4. ZuchtvSchlv: 18/1. 15/2. 14/3. 18/4. 23/5. 20/6. 18/7. 15/8. 19/9. 17/10. 21/11. 19/12 (je 2). P: 20/1. 17/2. 16/3. 25/5. 22/6. 20/7. 17/8. 21/9. 19/10. 23/11. 21/12. **Greifenberg i. Pom.** K: 30/9. P: 4/3. 31/3. 15/4. 27/5. 17/6. 15/7. 19/8. 21/10. **Greifenhagen.** K: 3/11. KRdvP: 1/6. RdvP: 6/4. 7/12. **Groß Stepenitz, Flecken.** K: 7/10. RdvP: 12/2. 30/9. 18/11. **Gülzow i. Pom.** K: 3/11. P: 9/3. 13/4. 13/7. 10/8. 14/9. 26/10. **Jacobshagen i. Pom.** K: 4/3. 24/6. 28/10. 9/12. **Jarmen.** K: 20/10. RdvP: 15/3. 21/6. 26/10. **Labes i. Pom.** K: 9/3. 12/10. 23/11. RdvP: 2/2. 10/3. 24/5. 19/7. 11/10. 22/11. **Massow.** K: 15/3. 7/6. 6/9. 6/12. Fk: 4. 11. 18. u. 25/1. 1. 8. 15. 22. u. 29/2. 7. 14. 21. u. 29/3. 4. 11. 18. u. 25/4. 2. 9. 17. 23. u. 30/5. 6. 13. 20. 27/6. 4. 11. 18. u. 25/7. 1. 8. 15. 22. u. 29/8. 5. 12. 19. u. 26/9. 3. 10. 17. 24. u. 31/10. 7. 14. 21. u. 28/11. 5. 12. 19. u. 27/12. Sämtliche Ferkelmärkte finden vorm. statt. Auftrieb zu den Ferkelmärkten: vom 1/4. bis 30/9. morgens zwisch. 6½ bis 7½ Uhr, vom 1/10. bis 31/3. morgens zwisch. 8 und 9 Uhr. **Naugard.** K: 10/3. 29/9. RdvP: 26/1. 1/4. 26/7. 27/9. 29/11. RdvPVikt: 31/5. **Neuwarp.** K: 20/4. 12/10. **Nörenberg i. Pom.** K: 3/3. 23/6. 27/10. 8/12. **Pasewalk.** VP: 9/3. 1/6. 10/8. 12/10. **Plathe i. Pom.** K: 11/3. 20/10. 14/12. RdvP-SchwFk: 3/3. 25/10. **Pölitz i. Pom.** K: 22/4. 1/7. 30/9. Schw: 12/1. 26/1. 23/2. 8/3. 5/4. 19/4. 17/5. 31/5. 28/6. 12/7. 9/8. 23/8. 20/9. 4/10. 1/11. 15/11. 13/12. 27/12. ZuchtvPSchlv: 9/2 [illegible] 3/5. 14/6. 26/7. 6/9. 18/10. 29/11. **Pyritz.** K: 27/4. 14/9. RdvP: 9/2. 19/4. 6/9. 6/12. **Regenwalde.** K: 17/3. 6/5. 7/10. 13/12. Fk: 2/1. 6/2. 5/3. 2/4. 7/5. 4/6. 2/7. 6/8. 3/9. 1/10. 5/11. 3/12. RdvPSchwZ: 15/3. 3/5. 5/10. **Stargard i. Pom.** K: 16/6. 24/11 (je 2). RdvP. 13/1. 24/2. 9/3. 13/4. 4/5. 1/6. 13/7. 24/8. 28/9. 12/10. 2/11. 30/11. L: 13/6. **Stettin.** F: 2/10 (8). Jeden Dienstag u. Freitag Schlachtviehm. a. dem Viehhof in Stettin für RdvKlbSchfSchwZ. Ausnahmen: 29/3. 17/5. 27/12.; 1/1. 25/3. fallen aus. Jedoch findet am Donnerstag. 24/3. der Viehmarkt statt. **Swinemünde.** K: 18/10 (1½). **Treptow a. Rega.** K: 14/4. 6/10. RdvP: 8/3. 19/4. 17/5. 28/6. 6/9. 18/10. **Treptow a. d. Tollense.** K: 10/3. 6/10. **Ueckermünde.** KRdvPZ: 22/6. 5/10. RdvPZ: 13/4. **Usedom.** K: 4/10. Füll: 30/8. **Wangerin i. Pomm.** K: 18/3. 21/10. 22/12. RdvP: 17/3. 20/10. **Werben** (Damnitz). F: 14/10. **Wollin, i. Pom.** K: 7/4. 29/9. RdvP-Schw: 23/2. 29/3. 26/4. 17/5. 14/6. 23/8. 13/9. 15/11. Vikt: 6/4. 28/9. RdvPSchwSchfGse: 11/10. 25/10. **Zachan, Kr. Saatzig.** K: 24/3. 9/6. 15/9. 10/11.

Rätſel-Auflöſungen.

1. **Bilderrätſel:** Uckermärkiſches Muſeum.
2. Baum — Garten — Baumgarten.
3. **Füllrätſel:** 1. H, 2. Tor, 3. Stahr, 4. Hoawief, 5. Beine, 6. See, 7. f.
4. **Doſe, Mine, Nikotin, Kater, Nerven, Klotilde, Sterling-Dominikanerkloſter.**
5. **Ballonrätſel:** Rendlichkeit is 't halwe Lewen. Fru hol'n Beſſen un feg'n Diſch af!
6. **Eine ſchwierige Sache:** Kaka(o) — (Manda)rinen — (Her)berge = Kakarinenberge.
7. **Kreuzworträtſel:** Waagerecht: 2. Mädel, 4. Sternberg, 6. Leo, 8. Tod, 9. Haar, 10. rein, 11. Harz, 12. Elbe, 13. Waſſerpforte, 14. Karre, 15. Gnu, 16. nie. Senkrecht: 1. Rodinger, 2. Meer, 3. leer, 4. Sara, 5. gilt, 6. Lenau, 7. opfern.
8. Schenken — Berg = Schenkenberg.
9. **Aus alten Urkunden:** Schönfeld, Taſchenberg, Riftgarten, Oslanin, Malchow = STROM.
10. **Beſuchskartenrätſel:** Papendorf.
11. **Ergänzungsrätſel:** Karl, Öſe, Hund, Naſe, Tante, Ofen, **Park = Köhntop.**
12. **Bilderrätſel:** Prenzlauer Kreisbahn.

G. Kleinschmidt

Inhaber: Fritz Kleinschmidt

Prenzlau

Telephon 217

Gegründet 1865

Kolonialwaren ● Feine Wurstwaren ● Delikatessen ● Südfrüchte

Weine und Spirituosen

Zigarren ● Zigaretten

Holz und Kohlen

en gros – en detail

Jagdgewehre ● Pistolen ● Munition

R. Sauerbrey

Büchsenmacherei u. Waffenhandlung

Prenzlau

Prinzenstr. 617



Vereidigt. Sachverständiger für die Gerichte des Landgerichtsbezirks Prenzlau für Waffen, Munition und Abnahme von Schießständen ●

Ausführung sämtlicher Reparaturen

Arnold Gosse

Prenzlau

Steinstr. 406

Fernruf 140

Spezialhaus

Moderne Fertig-Kleidung für Herren und Knaben in allen Preislagen

Maß-Anfertigung in eigenen Werkstätten

Großes Lager sehr preiswerter Stoffe für jeden Zweck u. Beruf

---

Carl Schulenburg

Friedrichstraße 202 / Stettiner Str. 40

Telephon Nr. 395

Konditorei, Kaffee Konfitüren-Handlung

Torten, Speiseeis

Bunte Schüsseln

Spezialität:

Baumkuchen

Wenn Sie in modernen und gepflegten Räumen behaglich Ihren Kaffee und Kuchen einnehmen wollen, dann besuchen Sie Konditorei und Kaffee Schulenburg in der Friedrichstraße und Stettiner Straße, Nähe Bahnhof

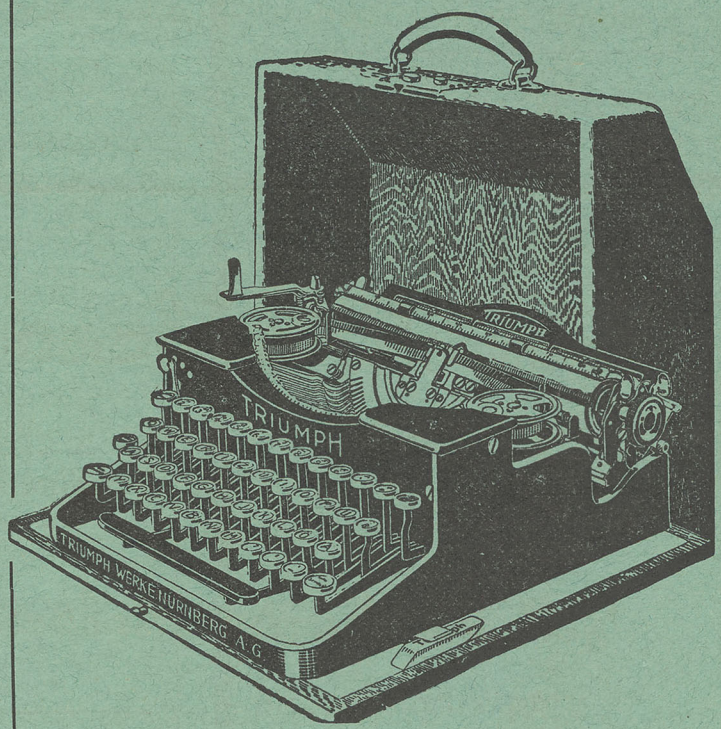
W. HOFFMANN

Prenzlau

Lesezirkel

Leih-bücherei

TRIUMPH



Schreibmaschinen

aller Systeme und Zubehör

Schultheiss-Patzenhofer

verdankt seinen Weltruf

seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit

Wienholz Blauband-Margarine

ein rein landwirtschaftliches Erzeugnis, hergestellt in unserer uckermärkischen Heimat, ist die Marke, die mit Sahne gearbeitet wird.

Fett wie frische Molkereibutter!



Nicht zu verwechseln mit der ähnlich lautenden Marke des ausländischen Trustes.

Beachten Sie das nebenstehende Zeichen

ERZEUGNIS FREIER DEUTSCHER FABRIKEN
TRUSTFREI

Nur die Packungen der freien deutschen Fabriken dürfen es tragen

A 258



Kreisbahnwirtschaft Prenzlau

Stettiner Str. 12. Fernruf 600

Kreisweinstube, Weinkeller

und Garten / Erstklassiges

Lokal dieser Art am Platze

Naturreine Weine / Gut

gepflegte echte Biere //

Anerkannt gute Küche

Treffpunkt für alle diejenigen, die an einem guten

Glase Wein Freude haben!

Maler
Th. Lange
Prenzlau ◖ Wilhelmstraße 68
Geschäftsbestand seit 1863
Fernruf 238

Stets zeitgemäße und zuverlässigste
Ausführung sämtlicher Malerarbeiten

A. F. Klebe
Prenzlau
Königstraße 140
Gegründet 1803

Juwelier

Lager in: Gold- und Silberwaren • Versilberte u. silberne Bestecke aller Art!

Erzeugnisse der Württembergischen Metallwarenfabrik

FÜR HERVORRAGENDE LEISTUNGEN

Jeder Uckermärker liebt seine Heimat u. bevorzugt deshalb das so überaus

beliebte

Qualitäts-Bier

aus der

Uckermärker Brauerei-Betriebs Genossenschaft
E. G. m. b. H.

Fernsprecher: Nummer 172
Niederlag.: Templin, Lychen
Zehdenick und Angermünde

J. Burmeister
Gartenbau-Betrieb ◖ Prenzlau
Neubrandenburger Str. 77
Fernsprecher 165

Dekorationen zu Festlichkeiten ◖ Bindereien
Topfpflanzen ◖ Gemüse- u. Blumenpflanzen
Landschafts-Gärtnerei ◖ Samen-Handlung

Sanitätshaus Schumann
Prenzlau Königstraße 179 • Telephon 569

Leibbinden / Bruchbänder
Hygienische Bedarfsartikel
Maßanfertigung von künstlichen Gliedern und Bandagen.

Siechenhaus der von Winterfeldt-Berg-Stiftung in Brüssow

Aufnahme finden alte Männer unter günstigen Bedingungen / Aufnahme-Gesuche sind zu richten an den Herrn Landrat in Prenzlau

Walter Jahn
Prenzlau
Baugeschäft

Fernsprecher 111

Dampfsägewerk,
Holzhandlung
Lager sämtlicher
Baumaterialien

Ascher Mayer

Fertige Wäsche in jeder Ausführung

Kleiderstoffe / Samt- und Seiden-Waren / Damen-, Mädchen-, Herren- u. Knaben-Konfektion / Blusen und Kleider / Leinen- und Baumwollwaren / Kurzwaren / Wollwaren / Gardinen / Teppiche / Läuferstoffe / Schnitter-Decken Erntepläne / Getreidesäcke

Prenzlau, Steinstr. 462/63
Gegründet 1828 • Fernsprecher Nr. 57.

Wilhelm Kalbersberg, Prenzlau

Königstraße 150/51 * Inhaber: Walter Siebert * Fernsprecher Nr. 2 * Gegründet 1840

Kolonialwaren
en gros — en detail
Spezialität: Frischgebrannte Kaffees in feinst. Qualit. / ff. Tees, Kakaos, Schokoladen

Kohlen-Großhandlung
Nur beste Marken-Briketts, Steinkohlen Grudekoks, Gaskoks, Hüttenkoks, Anthrazit

Düngemittel
Sämereien

Großes Lager abgelagerter Weine und Zigarren * ff. Spirituosen

Rätsellösungen.

1. **Bilderrätsel:** Uckermärkisches Museum.
2. Baum — Garten — Baumgarten.
3. **Füllrätsel:** 1. H, 2. Tor, 3. Stahr, 4. Hoawief, 5. Beine, 6. See, 7. f.
4. **Dose, Mine, Nikotin, Kater, Nerven, Klotilde, Sterling = Dominikanerkloster.**
5. **Ballonrätsel:** Rendlichkeit is 't halwe Lewen. Fru hol'n Bessen un feg'n Disch af!
6. **Eine schwierige Sache:** Kaka(o) — (Manda)rinen — (Her)berge = Kakarinenberge.
7. **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 2. Mädel, 4. Sternberg, 6. Leo, 8. Tod, 9. Haar, 10. rein, 11. Harz, 12. Elbe, 13. Wasserpforte, 14. Karre, 15. Gnu, 16. nie. Senkrecht: 1. Rodinger, 2. Meer, 3. leer, 4. Sara, 5. gilt, 6. Lenau, 7. opfern.
8. Schenken — Berg = Schenkenberg.
9. **Aus alten Urkunden:** Schönfeld, Taschenberg, Rittgarten, Oslanin, Malchow = STROM.
10. **Besuchskartenrätsel:** Papendorf.
11. **Ergänzungsrätsel:** Karl, Öse, Hund, Nase, Tante, Ofen, Park = **Köhntop.**
12. **Bilderrätsel:** Prenzlauer Kreisbahn.

Kreis-Jugend-Herberge Birkenhain

Besucht die wunderbar gelegene, gut eingerichtete Kreis-Jugendherberge in Birkenhain bei Beenz. (Fernsprechanschluß: Beenz Nr. 19.) Sie ist der wanderfrohen Jugend zur Rast bestimmt und soll Pflegestätte wahrer Volksgemeinschaft und treuer Heimat- und Vaterlandsliebe sein.

Die Kreis-Jugendherberge in Birkenhain ist von Prenzlau und Templin aus bequem mit der Bahn zu erreichen. Von Prenzlau nach Birkenhain täglich Kraftomnibus-Verbindung.

Filter

Das Haus der Geschenke!

Elegante Briefpapiere ● Büroartikel ● Schreibmaschinen
Vervielfältigungsapparate ● Kohlepapiere ● Farbbänder

Das Haus für den gesamten Schulbedarf

Großes Lager in Jugendschriften, Romanen, Klassikern
Geschenkwerke in vornehmer, reicher Auswahl

Musikhaus Filter

Einzigstes Spezialhaus am Platze

Autorisierte Electrola- und Grammophon-Verkaufsstelle
Reichhaltig. Lager in Klavieren ● Größte Auswahl in Radioapparaten ● Noten u. sämtliche Instrumente u. Zubehör

Theodor Carl Müller / Prenzlau

Fernruf 664 — Gründungsjahr 1893

Spezialität:

Herstellung von Pappdächern aller Art
Kiespappdächer
unter weitreichender Garantiepflicht

Combinierte Teerpappdächer mit teerfreier Oberlage

Vertragliche Unterhaltung von Pappdächern auf längere Jahre

Kostenfreie Besichtigung und Veranschlagung bereitwilligst

Baustoffe

vom Fundament bis zum Dach

Eisen

alles, was der Schmiedemeister braucht

Kohlen

Briketts, Steinkohlen, Grude und Koks

Theodor Carl Müller & Sohn

Prenzlau — Fernruf 734 und 735

Uckermärkischer Kurier

Das Heimatblatt des Uckermärkers

das in keinem Hause fehlen sollte!

Anzeigen haben den größten Erfolg

Vincentdrucke
sind
Qualitätsdrucke

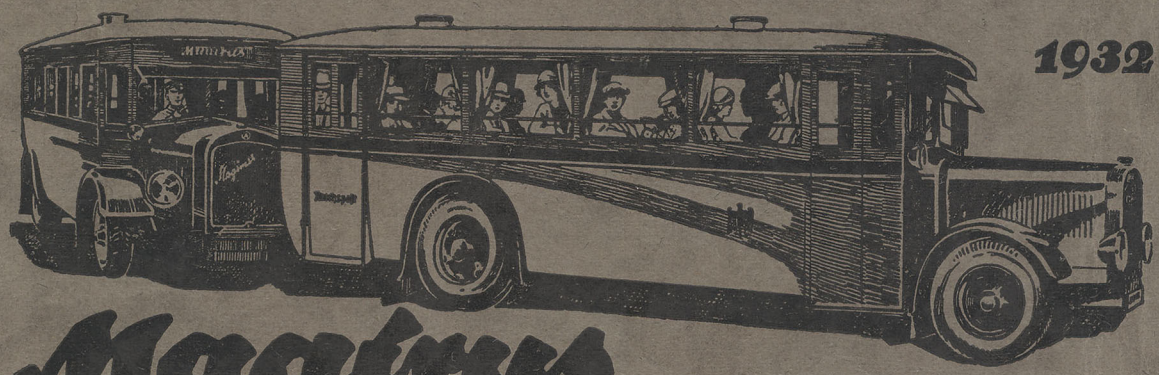
Drucksachen

jeder Art, von der Visitenkarte bis zum Plakat

C. VINCENT



Schon vor hundert Jahren beseelte die Reisenden der Wunsch, in einem komfortableren und schnelleren Gefährt zu reisen. Es entstanden die zuerst in England auf der Strecke Liverpool—Glasgow verkehrenden Dampfwagen, welche wir als Vorläufer der Omnibusse ansprechen können. Aber erst der Benzinmotor, bessere Straßenverhältnisse und andere Lebensbedingungen konnten den modernen Omnibus schaffen, wie er heute in aller Welt zu finden ist. Von allen diesen Fahrzeugen sind es Magirus-Omnibusse und Allwetter-Aussichtswagen, die in den Kreisen privater, städtischer und staatlicher Unternehmungen wegen ihrer hervorstechenden Eigenschaften bevorzugt werden. Den Reisenden wird in der Ausstattung höchster Komfort und größte Bequemlichkeit geboten, die Omnibus-Unternehmer wieder schätzen die rationelle Arbeitsweise, die Zuverlässigkeit der gesamten Maschinerie, die hohe Qualität des verarbeiteten Materials wie auch die Arbeit selbst und nicht zuletzt die fabelhafte Straßenlage. Magirus wird weiterhin den Ruf des guten Qualitätswagens pflegen, Magirus ist auch ein rein deutsches Fabrikat.



1932

Magirus

C.D. MAGIRUS-A.G. ULM-DONAU

OMNIBUSSE · LASTKRAFTWAGEN · TELEFON: 2755-2759

Größte Spezialfabrik für Feuerlöschgeräte seit 1864